

Heimat bleibt Heimat 40 Jahre Patenschaft

1957 - 1997





Heimat bleibt Heimat 40 Jahre Patenschaft

Stuhm - Bremervörde - Rotenburg (Wümme)

1957 - 1997



Landkreis Rotenburg (Wümme)



Kreis Stuhm



Landkreis Bremervörde



Samtgemeinde Sittensen



Stadt Christburg



Stadt Rotenburg (Wümme)



Stadt Stuhm



Stadt Bremervörde

Herausgegeben vom Heimatkreis Stuhm
in Zusammenarbeit mit dem
Landkreis Rotenburg (Wümme)

Farbaufnahmen: Ernst Logemann, Bremervörde
Federzeichnungen: Heinz Seifert, Stubben

Buchumschlag Vorderseite
Entwurf und Ausführung: Heinz Seifert, Stubben

An der **Zusammenstellung** und **Gestaltung** haben
mitgewirkt:

Otto Tetzlaff, Budisch Gerda Zottmaier, Stuhm Renate Tetzlaff, Budisch
Irmgard Prill, Marienburg Ruth Halfpap, Rothof Herta Spiegel, Christburg
Hannelore Wichner, Polixen Bärbel Lehmann, Rotenburg (Wümme)
Heinz Seifert, Baumgarth Klaus Pansegrau, Budisch Siegfried Erasmus, Stuhm
Alfons Targan, Usnitz Heinz Richert, Menthen Heinz Wichner, Usnitz

Selbstverlag Heimatkreis Stuhm 1997

Alle Rechte vorbehalten 1997
bei Heimatkreis Stuhm

Produktion, Herstellung und Druck:
Kai Carstens Druck-Service, 24301 Plön, Eutiner Straße 48 a

Buchumschlag Innenseite:

St.-Christophorus-Kirche in Oese, Landkreis Rotenburg (Wümme)
Die in reizvoller Lage am Ortsrand auf einem bewaldeten Hügel inmitten eines Kirchhofes stehende kleine Patronatskirche des Bremischen Adelsgeschlechtes von Issendorf stammt aus dem Jahre 1578 bis 1581. Sie verfügt über eine auffallend reiche Innenausstattung aus der Renaissance-Zeit. Besonders bemerkenswert sind die ornamental bemalte Flachdecke, der Flügelaltar und die Kanzel (beide mit Gemälden) sowie ein eindrucksvolles Epitaph.

Inhalt

	Seite
Was ist Heimat - Wo ist Heimat? Gedicht von Paul Janzen	5
Grußwort des Landkreises Rotenburg (Wümme)	6
Grußwort des Bundessprechers der Landsmannschaft Westpreußen	8
Geleitwort des Ehrenvorsitzenden Gottfried Lickfett	10
Die Stuhmer Kreisgemeinschaft. Von Gerda Zottmaier	12
Vorwort des Heimatkreisvertreters	14
Charta der deutschen Heimatvertriebenen	16
Völkerrechtliche Grundlagen des Rechts auf Heimat. Von Gottfried Lickfett	18
Verständigung, Versöhnung, friedliches Miteinander	21
25 Jahre Patenschaft	22
Karte des Landkreises Rotenburg (Wümme)	24
Karte des Kreises Stuhm/Westpreußen	25
<i>Heimatkreis Stuhm/Westpreußen</i>	
Der Kreis Stuhm/Westpreußen	26
Der Heimatkreis Stuhm/Westpreußen	27
Die Patenschaft	29
Die Heimatkreistreffen in Bremervörde	31
Das Wort zum Sonntag. Von Gerda Zottmaier	34
Die Stuhmer Stuben und das Stuhmer Museum	34
Der Stuhmer Heimatbrief	36
Busfahrten in die Heimat	38
Die Gesellschaften der Deutschen Minderheit	38
Städte-Partnerschaft Sittensen-Christburg (Dzierzgon) von Günther Strich	40
Aus den letzten Kriegstagen. Von Bärbel Lehmann	43
Flucht und Vertreibung aus Westpreußen	52
Rückzugskämpfe. Von Siegfried Erasmus	59
Eine ungewöhnliche Lebensgeschichte. Von Ilse Schultz	68
Das hat es auch gegeben. Von Ilse Schultz	71
Das Stuhmer Museum in Bremervörde. Von Klaus Pansegrau	72
Der Landkreis Rotenburg (Wümme)	77
Bildergruppe I. aus dem Landkreis Rotenburg (Wümme)	79
Vor- und frühgeschichtliche Verbindungen von Bremervörde bis Stuhm. Von Dr. Wolf-Dieter Tempel, Rotenburg (Wümme)	85
Die Moorbrücken im Tal des Sorgeflusses. Von Otto Piepkorn	87
Jürgen Christian Findorff. Von Dr. Elfriede Bachmann	89

	Seite
Natur und Landschaft im Landkreis Rotenburg (Wümme). Von Ulrich Nickel, Bremervörde	91
Bildergruppe II. aus dem Landkreis Rotenburg (Wümme)	95
Ein technisches Baudenkmal. Von Dr. Elfriede Bachmann	101
Mit dem Tropfglas auf dem Weltmarkt. Von Dr. Elfriede Bachmann	103
Trautes schönes Bremervörde. Von Gerhard Krosien	107
Katholische Kirche zu Posilge	118
Bildergruppe III. aus dem Kreis Stuhm	120
Vom Mühlengraben und anderen Gewässern im Kreis Stuhm. Von Klaus Pansegrau	125
700 Jahre Stadt Christburg 1249-1949. Von Otto Piepkorn	130
Mein Christburg. Gedicht von Ernst Böhm	137
Des Stuhmer Bürgermeisters Peter Mogge Lebenslauf	139
Bildergruppe IV. aus dem Kreis Stuhm	144
Kleine musikalische Reise durch Westpreußen. Von Irmgard Prill	150
Gemeinschaftsfahrten in die Heimat. Von Alfons Targan	151
Meine Reise in die Heimat nach 50 Jahren. Von Brigitta Keckert	153
Spurensuche. Von Astrid Gloria Kampfer	165
Würdigung eines aktiven Westpreußen. Von Dr. Helmut Wegener	168
Kriegskunst der alten Preußen*	171
Das weiße Pferd*	173
Gastfreundschaft der alten Preußen*	173
Der getreue Syrene*	174
Eine westpreußische Lebensgeschichte. Von Wilhelm Fischer	176
Eine Großfamilie in Güldenfelde. Von Heinrich Glozat	193
Wäschebleiche an der Sorge. Von Joachim Heldt	198
Auch sie gehörten zum Stadtbild von Stuhm. Von Martin Teschendorff	200
Der Stuhmer Marktplatz. Von Siegfried Erasmus	201
Verkehrsregeln 1932*	207
Denkmäler im Kreis Stuhm	208
An die Deutschen im Ausland. Von Felix Dahn	213
Die Stuhmer Feuersirene. Von Martin Teschendorff	214
Aus dem Heimatkalender des Kreises Stuhm 1931	215

* Diese Beiträge sind aus den Heimatkalendern 1931 und 1932 des Kreises Stuhm

Grußwort

des Landkreises Rotenburg (Wümme) zum 40jährigen Bestehen der Patenschaft Stuhm

Liebe Stuhmerinnen, liebe Stuhmer!

Am 09.07.1956 hat der Kreistag des Landkreises Bremervörde die Übernahme der Patenschaft für den Kreis Stuhm einstimmig beschlossen. Anlässlich des 1. Stuhmer Heimatkreistreffens am 22. und 23. Juni 1957 wurde in einer Feierstunde die Patenschaftsübernahme durch den Landkreis Bremervörde vollzogen. Seit 1977 wird die Patenschaft vom neugebildeten Landkreis Rotenburg (Wümme) fortgeführt. 1997 können wir auf 40 Jahre Patenschaft zurückblicken.

Durch vielfältige Aktivitäten wurde die Patenschaft mit Leben erfüllt. Besondere Höhepunkte waren die alle 2 Jahre stattfindenden Stuhmer Heimatkreistreffen. Die Treffen waren stets gut besucht und halfen, die Erinnerung an Ihre Heimat wachzuhalten. Das Wiedersehen und der Austausch mit Verwandten, Freunden und Nachbarn trugen hierzu bei.

Ein sichtbares Zeichen der Patenschaftsarbeit war die Errichtung der Stuhmer Stuben im Jahre 1959. Die Erweiterung zum Stuhmer Museum, das dem Bachmann-Museum Bremervörde angegliedert ist, erfolgte 1985. Das Stuhmer Museum bietet einen detaillierten Einblick in die Historie des Landkreises im ehemaligen Westpreußen mit Bildern, Dokumenten und handwerklichen Arbeiten. Es hat einen wesentlichen Anteil an der Erhaltung des Kulturgutes und des Brauchtums der Vertriebenen und Flüchtlinge.

Ein weiteres Zeichen für die Patenschaft wurde 1976 durch eine Fahrt mit einer Abordnung des Kreistages und der Kreisverwaltung des Landkreises Bremervörde sowie Vertretern des Heimatkreises Stuhm gesetzt. Das gemeinsame Erleben der

beeindruckenden Landschaft, der Flüsse und Seen hat einen nachhaltigen Eindruck bei den Fahrtteilnehmern hinterlassen. Aufgrund der politischen Entwicklungen, die zu weitreichenden Veränderungen geführt haben, konnten in den letzten Jahren mit Unterstützung des Landkreises zahlreiche Fahrten in den Kreis Stuhm unternommen werden.

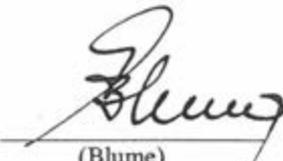
Ausdruck lebendiger patenschaftlicher Zusammenarbeit war auch die erstmalige Vergabe des Stuhmer Literaturpreises im Jahre 1993. Alle 3 Jahre werden damit literarische Werke Stuhmer Schriftsteller oder den Kreis Stuhm betreffende Arbeiten gewürdigt.

Der Landkreis Rotenburg (Wümme) wird Ihnen auch in Zukunft zur Seite stehen und die Patenschaft im Rahmen seiner Möglichkeiten fördern.

Dem 21. Stuhmer Heimattreffen am 31.5. und 1.6.1997 wünschen wir den gewohnten regen Zuspruch und einen harmonischen Verlauf.

In patenschaftlicher Verbundenheit


(Brunkhorst)
Landrat


(Blume)
Oberkreisdirektor

Grußwort

Liebe Landsleute des Heimatkreises Stuhm,

herzlich gratuliere ich Ihnen zum vierzigjährigen Bestehen Ihrer Patenschaft mit dem Landkreis Rotenburg (Wümme), vormals Landkreis Bremervörde. Es ist erfreulich und bedarf besonderer Würdigung, daß das Patenschaftsverhältnis in vertrauensvollem Verständnis und mit großem Engagement so viele Jahre störungsfrei besteht. Hierfür werde ich bei Ihrer Jubiläumsveranstaltung dem Kreistag und der Kreisverwaltung Rotenburg die Anerkennung und den Dank der Landsmannschaft aussprechen.

Sie, liebe Stuhmer, haben in den vergangenen Jahren nicht nur den Zusammenhalt untereinander gewahrt, Sie haben auch viel für die Aufarbeitung der Geschichte des Kreises Stuhm getan. Sie haben dies in ausdrucksvoller Weise in dem Stuhmer Museum, in den Katastern, Ihren Heimatbüchern und den Heimatbriefen dokumentiert und präsentiert. Meine besondere Anerkennung gilt den vielen ehrenamtlichen Kräften Ihrer Kreisvertretung, die dies bewerkstelligt haben.

Seit der Wende von 1989 ist die Verbindung zu den in unserer Heimat verbliebenen Landsleuten wesentlich aktiviert worden. Gegenseitige Besuche und materielle Zuwendungen haben zugenommen. Die Verbindungen zu den polnischen Kommunalverwaltungen werden gepflegt. Neben der Partnerschaft **Gemeinde Ritterhude** zu **Stuhm** hat aus unserem Patenkreis die **Samtgemeinde Sittensen** eine Partnerschaft zur **Stadt Christburg** geschlossen. Der

Wunsch nach kultureller Zusammenarbeit zeigt ein neues Verständnis von Polen zu Deutschen.

Ich bin sicher, daß Sie Ihre persönlichen Verbindungen zu unseren Landsleuten in der Heimat, wie bisher, auch weiterhin halten werden. Unsere Landsleute brauchen diesen Kontakt und unsere Fürsorge. Es erleichtert das z. Zt. noch schwere Los der zur Minderheit gewordenen Deutschen.

Der Zusammenschluß Europas steht vor der Tür. Ich erwarte bei der Aufnahme der Republik Polen in die Europäische Union eine erhebliche Verbesserung der Verbindung zu unserer Heimat. Ich bin Optimist und glaube, daß auch unser Kreis Stuhm in nicht allzu weiter Ferne bessere Zeiten erleben wird. Dies gilt für unsere dort verbliebenen Landsleute, für uns, die Vertriebenen, aber auch für die jetzt dort wohnenden Polen.

Zu Ihrer Festveranstaltung wünsche ich Ihnen allen ein glückliches Wiedersehen und verbleibe mit vielen Grüßen in heimatlicher Verbundenheit

Ihr

Odo Ratza

*Bundessprecher der
Landsmannschaft Westpreußen*

Geleitwort

40 Jahre Patenschaft, 1957 - 1997, 48 Jahre seit Gründung des Heimatkreises Stuhm, 52 Jahre seit der Vertreibung! Dies sind Daten, deren zu gedenken unser besonderes Anliegen dieser Festschrift ist.

Wir Westpreußen hatten uns die Entwicklung in dieser Zeit anders vorgestellt, als die Politik ihren Weg genommen hat.

Der deutsch-polnische Vertrag vom 17. Juni 1991 hat zwar grundlegende Wandlungen gebracht, an dem berechtigten Verlangen der Vertriebenen, ihrer Heimat und dem alten Besitzstand näher zu kommen, hat sich jedoch nichts geändert. Die neue Offenheit der Polen gegenüber den deutschen geschichtlichen und kulturellen Wurzeln Westpreußens ist zu begrüßen, harrt aber ihrer Bestätigung bei einer Aufnahme in die Europäische Union. Dann darf das Unrecht, das durch die Vertreibung geschaffen ist, nicht nachträglich legitimiert werden, Friede und Versöhnung sind das Werk von Wahrheit und Gerechtigkeit.

Die Patenschaft des Landkreises Rotenburg (Wümme) über den Heimatkreis Stuhm ist ein leuchtendes Beispiel gesamtdeutschen Bewußtseins. Die Namen der Landräte, der Oberkreisdirektoren und der Damen und Herren der Verwaltung und des Kreistages standen und stehen zu ihrem Wort, das sie uns in der Patenschaftsurkunde vom 23. Juni 1957 gegeben haben. Wir haben unserem Paten in Vergangenheit und Gegenwart viel zu verdanken. Ohne seine mannigfachen Hilfen wäre die Arbeit unserer Heimatkreisvertretung nicht denkbar.

Ich denke dabei an die jährlichen Zuwendungen, die Einrichtung des Stuhmer Museums, die gemeinsamen Fahrten

in die Heimat, die Schaffung eines Literaturpreises und vieles andere mehr.

Am wohlthuendsten ist jedoch der Geist der Zusammengehörigkeit, der uns gegenüber bei vielen Gelegenheiten zum Ausdruck kommt. Wir dürfen uns in Bremervörde und Rotenburg (Wümme) zu Hause fühlen.

Die gewählten und ehrenamtlich tätigen Mitarbeiter unserer Heimatkreisvertretung haben sich bemüht, ihrer Aufgabe, den Zusammenhalt der Stuhmer zu wahren, gerecht zu werden. Die Besucherzahlen bei den Heimatkreistreffen, unsere Buchveröffentlichungen, Fürsorge für die Stuhmer und vieles andere mehr, sind ein Beweis dafür, daß die Stuhmer Heimatfamilie mit Leben erfüllt ist.

Die Kontakte zu den deutschen Minderheiten des ehemaligen Kreises Stuhm haben eine Brücke geschlagen mit dem Erfolg, daß sich immer mehr jetzige Stuhmer zu ihrem Deutschsein bekennen. Alt- und Neubürger Stuhms mögen einen gangbaren Weg in die gemeinsame europäische Zukunft finden.

Der Titel unserer Festschrift „HEIMAT BLEIBT HEIMAT“ hat seine immerwährende Gültigkeit.

„DAS RECHT AUF HEIMAT ist allgemeines Menschen- und Völkerrecht“.

Gute Nachbarschaft im Alltag und neues partnerschaftliches Verhältnis zwischen dem deutschen und dem polnischen Volk unter Aufarbeitung der beiderseitigen schlimmen Vergangenheit im Geiste der Offenheit und Versöhnung möge unsere Devise für die Zukunft sein.

Gottfried Lickfett
Ehrevorsitzender
der Heimatkreisvertretung

Die Stuhmer Heimatkreisgemeinschaft aus meiner Sicht

Als ich Pfingsten 1969 in den Abendnachrichten einen überaus häßlichen Kommentar von einem Journalisten über die Vertriebenen und ihre Heimattreffen hörte, beschloß ich, mir selbst ein Bild zu machen und fuhr drei Wochen später nach Bremervörde zum Stuhmer Heimatkreistreffen. Das beeindruckte mich mit seinem kulturell hohen Niveau, mit eindeutig versöhnlicher Note und positiver Ausrichtung auf die Zukunftsfrage. Mein persönliches Erlebnis: ein so herzliches Wiedersehen nach 37 Jahren mit früheren Schulkameraden und alten Bekannten aus dem Kreis Stuhm ließ mich erkennen, welche wichtige Bedeutung dieser Pflege zwischenmenschlicher Beziehungen für ein gutes Miteinander im Leben zukommt.

Zwar hatte ich durch meine hauptamtliche Tätigkeit in der Vertriebenen- und Ausiedlerarbeit der Landeskirche Hannovers seit 1958 an vielen Tagungen teilgenommen bzw. sie selbst organisiert. Aber das richtige Bild über Einstellung und Verhalten von Vertriebenen habe ich erst gewonnen, nachdem man mich sofort in die Gemeinschaft der Stuhmer einbezogen hat und das als Nichtvertriebene. Denn ich habe nur bis 1932 (vom 2.-17. Lebensjahr) in Stuhm gelebt, stamme auch nicht aus Westpreußen, bin aber von Landschaft und Mitmenschen dort so geprägt worden, daß ich „Eine Stuhmerin geblieben“ bin, wie man 1995 im „Westpreußen“ über mich schrieb.

In der Stuhmer Heimatkreisgemeinschaft habe ich seit Jahren Gelegenheit zu beobachten, mit welcher Treue und Einsatzbereitschaft unsere Landsleute ehrenamtlich mitarbeiten und aktiv bei der Erstellung des Heimatmuseums mitwirken. Damit wird das Wissen um Geschichte, Kultur und Brauchtum der Heimat lebendig gehalten, sichtbar gemacht und an die nächste Generation weitergegeben. Dasselbe gilt auch für die Herausgabe von mehreren Stuhmer Büchern, wozu ich mit Verleger-Kennerblick sagen kann, daß sie gut gelungen sind, eine wichtige Aufgabe erfüllen und von viel Fleiß und großer Liebe zur Heimat zeugen. Mit diesen Büchern haben die beiden Heimatkreis-Vertreter Lickfett und Tetzlaff mit ihren Mitarbeitern die Herzen all derer erreicht, für die der Kreis Stuhm Heimat war und ist. Und der Heimatbrief, der zweimal im Jahr ins Haus kommt, ist das lebendige Band, das die Gemeinschaft der Stuhmer umschließt und zusammenhält.

Nachdem man mich 1969 so herzlich in diesen Kreis einbezogen hat, nahm ich an jedem Stuhmer Heimatkreistreffen teil und kann dazu sagen, daß dieses heimatliche Miteinander ein wichtiges Erleben für die Vertriebenen und ihre Kinder ist, das sich durch die Jahre nicht abnutzt, sondern auch in der nachgewachsenen Generation wirksam ist. Daß zum Programm der großen Landsmannschaftstreffen auch unverändert ein Gottesdienst gehört, habe ich gern beobachtet. Wenn man mich seit 1973 alle zwei Jahre immer wieder darum bittet, in der Feierstunde des Treffens in Bremervörde „Das Wort zum Sonntag“ zu sprechen, dann bin ich jedes Mal erneut glücklich, wie aufnahmebereit mir alle zuhören, auch wenn sie mit dieser christlichen Botschaft aufgefordert werden, den Glauben konsequent zu leben. Und das tun die

Vertriebenen in bewundernswerter Weise, wenn sie z. B. nicht nur in die alte Heimat reisen, sondern denen helfen, die jetzt dort auf ihrem Besitz leben. Ein Beweis, daß die Charta von 1950 keine leeren Worte sind, aber ein hilfreiches Verhalten, das aus der Treue zum christlichen Glauben kommt.

Um so unverständlicher ist es mir, daß viele Medien sich immer noch negativ zu den Vertriebenen-Treffen äußern und sogar die Vokabel „Revanchismus“ zu hören und zu lesen ist.

Aber demgegenüber steht das positive Geschichtsbild von vier Jahrzehnten Patenschaft des Landkreises Bremervörde und seit 1977 des Landkreises Rotenburg (Wümme). Was wäre die Stuhmer Heimatkreisgemeinschaft ohne den Patenkreis, der nun schon so viele Jahre helfend bemüht ist, den Stuhmern eine Heimstatt für gemeinsame Interessen und Anliegen zu bieten. Durch diese Hilfe war und ist es möglich, die weit zerstreut Lebenden zu sammeln und zur Gemeinschaft zu vereinen.

Wie groß das Interesse im Patenkreis war, die Heimat der Stuhmer kennen zu lernen, erlebte ich während der beiden Reisen 1976 und 1991 nach Westpreußen, an denen Vertreter des Kreises und sogar Landrat Brunkhorst teilnahmen. Geradezu beeindruckt hat es mich, wie vertraut diesen Mitreisenden der Stuhmer Kreis mit seinen Bauten und seiner Geschichte war, gewiß durch die vom Heimatkreis - mit Hilfe des Patenkreises - herausgegebenen Bücher.

Während der zweiten Reise freute ich mich auch über die persönlichen Kontakte mit den Deutschen, die noch im Kreis Stuhm leben und dankbar sind für die Hilfe, die ihnen die Heimatkreisgemeinschaft zukommen läßt, nachdem sie jetzt Erlaubnis haben, sich vereint zu sammeln.

Dankbar erinnere ich mich aber auch daran, wie Vertreter des Patenkreises die Mitglieder des Kreisausschusses des Heimatkreises durch Busfahrten mit ihrer norddeutschen Heimat bekannt machten.

Weil ich über 25 Jahre lang als Leiterin der Tagungsstätte „HAUS DER HEIMAT HEDEMÜNDEN“ vorwiegend Vertriebene als Gäste hatte, die zu ihren Arbeitstagen, Schultreffen oder Familientreffen kamen, kann ich aus diesem Erleben sagen: Sie beeindruckten mich, weil sie alle ihr schweres Schicksal gemeistert haben, sie klagten und jammerten nicht, sie ließen ihre Treue zur Heimat erkennen, die ihnen Verpflichtung und Aufgabe bleibt. Sie reisten z.T. aus weiten Teilen der Erde an, um als Deutsche wieder mit ihren Landsleuten zusammen sein zu können.

Den Vertriebenen aus dem Heimatkreis Stuhm möchte ich aus meiner Sicht noch sagen, daß ich ihre treue Gemeinschaft bewundere. Ich sage denen ein herzliches Dankeschön, die führend dabei mitwirken und auch allen anderen, die sich unermüdlich mit Fleiß dafür einsetzen, daß unser Kulturerbe lebendig bleibt, genau so wie das Recht auf Heimat.

Gerda Zottmaier

Vorwort

Das 40jährige Bestehen der Patenschaft

Stuhm - Bremervörde - Rotenburg (Wümme)

nehmen wir zum Anlaß, den Patenschaftsträgern unseren aufrichtigen Dank für vorbildliche Unterstützung und wohlwollende Fürsorge im Rahmen der Patenschaft auszusprechen!

Herrn Landrat Wilhelm Brunkhorst, Herrn Oberkreisdirektor Gerhard Blume und auch den gewählten Mitgliedern des Kreistages und den Mitarbeitern der Kreisverwaltung des Landkreises Rotenburg (Wümme) danken wir besonders für das vertrauensvolle Entgegenkommen und das Verständnis für unsere Anliegen. Ihnen allen wird von den ehrenamtlich tätigen Mitarbeitern unserer Heimatkreisvertretung der wohltuend freundliche Umgangston bei Gesprächen aller Art bescheinigt. Die Herausgabe dieser Schrift „Heimat bleibt Heimat“ - Patenschaft 1957-1997 - soll auch ein Teil unseres Dankes an unseren Patenschaftsträger sein!

Der Landkreis Rotenburg (Wümme) hat uns eine Heimstatt geboten, wir fühlen uns bei ihm geborgen und in guten Händen!

Seit dem 30jährigen Bestehen der Patenschaft im Jahr 1987 sind zehn ereignisreiche Jahre für unser deutsches Vaterland und damit auch für alle Heimatvertriebenen vergangen.

Die sogenannte „Wende“ hat 1989 die Teilvereinigung von West- und Mitteldeutschland gebracht. Unsere in den fünf neuen Bundesländern lebenden Landsleute aus dem Kreis Stuhm/Westpr. konnten sich endlich, nach 40jähriger diktatorischer Bevormundung, unserer Stuhmer Kreisgemeinschaft anschließen.

1991 brachte der deutsch-polnische Nachbarschaftsvertrag zwar einige grundlegende Veränderungen, aber die Vertriebenen, als Betroffene, wurden an den Vertragsverhandlungen nicht beteiligt. So sind auch berechnete Forderungen der Vertriebenen nicht berücksichtigt worden. Menschenrechte, das Recht auf Heimat und das Völkerrecht wurden über die Köpfe der Betroffenen hinweg vernachlässigt.

In unserem jetzt herausgegebenen Buch „Heimat bleibt Heimat“ wird zusammenfassend über das Patenschaftsverhältnis,

den Landkreis Rotenburg (Wümme) und den Kreis Stuhm berichtet. Neben Ereignissen aus den letzten Kriegstagen und der Nachkriegszeit sollen Berichte über den Patenkreis Rotenburg (Wümme) und den Kreis Stuhm einen Überblick über das Leben und die Verhältnisse in früherer Zeit geben. Abbildungen von Bauwerken und Landschaften mit kurzen Erläuterungen vermitteln dem Leser Eindrücke aus beiden Kreisen.

52 Jahre nach Flucht und Vertreibung soll dieses kleine Buch auch mithelfen, in der Öffentlichkeit die Erinnerung an unsere westpreußische Heimat wachzuhalten.

Für unsere Landsleute kann es zur Unterrichtung der nachwachsenden Generation dienen. Besonders könnte es für jetzige Großeltern, die noch in der Heimat geboren wurden, geeignet sein, ihre Enkelkinder mit ihrer westpreußischen Heimat vertraut zu machen.

Dank sei allen Verfassern der einzelnen Kapitel - ihre Namen sind unter ihren Beiträgen genannt - gesagt. Dank gebührt auch den vielen ungenannten Helfern, die zur Erstellung dieses Heimatbuches beigetragen haben.

Besonders gedankt sei Frau Dr. Elfriede Bachmann, Leiterin des Kreisarchivs und des Kreismuseums Bremervörde, Herrn Baudirektor Ulrich Nickel und Herrn Dr. Wolf-Dieter Tempel, die mit viel zusätzlicher Arbeit Unterlagen angefertigt und uns zur Verfügung gestellt haben.

Diese Festschrift ist als Ergänzung zu den bereits von unserem Heimatkreis herausgegebenen Büchern gedacht. Außerdem soll sie ein Bindeglied zwischen unserem Patenkreis und dem Heimatkreis Stuhm sein.

Otto Tetzlaff
Heimatkreisvertreter

„Man muß das Wahre immer wiederholen, weil auch der Irrtum um uns herum immer wieder gepredigt wird, und zwar nicht von einzelnen, sondern von der Masse“.

Johann Wolfgang von Goethe

Charta der deutschen Heimatvertriebenen

Im Bewußtsein ihrer Verantwortung vor Gott und den Menschen,

im Bewußtsein ihrer Zugehörigkeit zum christlich-abendländischen Kulturkreis,

im Bewußtsein ihres deutschen Volkstums und in der Erkenntnis der gemeinsamen Aufgabe aller europäischen Völker,

haben die erwählten Vertreter von Millionen Heimatvertriebenen nach reiflicher Überlegung und nach Prüfung ihres Gewissens beschlossen, dem deutschen Volk und der Weltöffentlichkeit gegenüber eine feierliche Erklärung abzugeben, die die Pflichten und Rechte festlegt, welche die deutschen Heimatvertriebenen als ihr Grundgesetz und als unumgängliche Voraussetzung für die Herbeiführung eines freien und geeinten Europas ansehen.

1. Wir Heimatvertriebenen verzichten auf Rache und Vergeltung. Dieser Entschluß ist uns ernst und heilig im Gedenken an das unendliche Leid, welches im besonderen das letzte Jahrzehnt über die Menschheit gebracht hat.
2. Wir werden jedes Beginnen mit allen Kräften unterstützen, das auf die Schaffung eines eigenen Europas gerichtet ist, in dem die Völker ohne Furcht und Zwang leben können.
3. Wir werden durch harte, unermüdliche Arbeit teilnehmen am Wiederaufbau Deutschlands und Europas.

Wir haben unsere Heimat verloren. Heimatlose sind Fremdlinge auf dieser Erde. Gott hat die Menschen in ihre Heimat hineingestellt. Den Menschen mit Zwang von seiner Heimat trennen, bedeutet, ihn im Geiste töten.

Wir haben dieses Schicksal erlitten und erlebt. Daher fühlen wir uns berufen zu verlangen, daß das Recht auf die Heimat als eines der von Gott geschenkten Grundrechte der Menschheit anerkannt und verwirklicht wird.

Solange dieses Recht für uns nicht verwirklicht ist, wollen wir aber nicht zur Untätigkeit verurteilt beiseite stehen, sondern in neuen, geläuterten Formen verständnisvollen und brüderlichen Zusammenlebens mit allen Gliedern unseres Volkes schaffen und wirken.

Darum fordern und verlangen wir heute wie gestern:

1. Gleiches Recht als Staatsbürger nicht nur vor dem Gesetz, sondern auch in der Wirklichkeit des Alltags.
2. Gerechte und sinnvolle Verteilung der Lasten des Krieges auf das ganze deutsche Volk und eine ehrliche Durchführung dieses Grundsatzes.
3. Sinnvollen Einbau aller Berufsgruppen der Heimatvertriebenen in das Leben des deutschen Volkes.
4. Tätige Einschaltung der deutschen Heimatvertriebenen in den Wiederaufbau Europas.

Die völkerrechtlichen Grundlagen unseres Rechts auf Heimat

von *Gottfried Lickfett, Stuhmsdorf*

In der Präambel des Grundgesetzes für die Bundesrepublik Deutschland vom 23. Mai 1949 heißt es:

„Im Bewußtsein seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen, von dem Willen beseelt, seine nationale und staatliche Einheit zu wahren und als gleichberechtigtes Glied in einem vereinten Europa dem Frieden der Welt zu dienen ...“

„Es hat auch für jene Deutsche gehandelt, denen mitzuwirken versagt war. Das gesamte Deutsche Volk bleibt aufgefordert, in freier Selbstbestimmung die Einheit und Freiheit Deutschlands zu vollenden.“

Hierzu ist festzustellen:

Alle in der „Präambel“ genannten Ziele sind kein deutscher Alleingang, sondern befinden sich in voller Übereinstimmung mit den Grundlagen des gültigen Völkerrechts, zu dem sich auch unsere östlichen Nachbarn bekannt haben. Durch die seit 1945 praktizierten Maßnahmen verstößt u.a. die Volksrepublik Polen gegen die allgemeinen Regeln des Völkerrechts und gegen eine Vielzahl von völkerrechtlich bindenden Verträgen.

Was besagen nun diese völkerrechtlich verbindlichen Regeln, und welche sind es?

Haager Landkriegsordnung von 1907

- Art. 43: Gebot der Beachtung der Landesgesetze bzw. deren Einhaltung durch die Besatzungsmacht.
- Art. 45: „Es ist untersagt, die Bevölkerung eines besetzten Gebietes zu zwingen, der feindlichen Macht den Treueid zu leisten (also z. B. andere Staatsangehörigkeit aufzuzwingen).“
- Art. 46: „... Das Privateigentum darf nicht eingezogen werden.“
- Art. 47: „Die Plünderung ist ausdrücklich untersagt.“
- Art. 50: „Keine Strafe in Geld oder anderer Art darf über eine ganze Bevölkerung wegen Handlungen einzelner verhängt werden, für welche die Bevölkerung nicht als mitverantwortlich angesehen werden kann.“

In ihrer sogenannten „Berliner Erklärung“ vom 5.6.1945 haben die Siegermächte ausdrücklich erklärt, die Übernahme der Regierungsgewalt in Deutschland „bewirkt nicht die Annektierung Deutschlands.“

Nach dem sogenannten „Potsdamer Protokoll“ vom 2.8.1945 wurden die deutschen Ostgebiete vorbehaltlich der endgültigen Bestimmungen der territorialen Fragen bei der Friedensregelung teilweise unter sowjetische und teilweise unter polnische „Verwaltung“ gestellt.

IV. Genfer Abkommen vom 12.8.49 zum Schutze von Zivilpersonen in Kriegszeiten

- Art. 6: „Die Besatzungsmacht ist ... während der Dauer der Besetzung ... durch die Bestimmungen des folgenden Artikels ... (Rechtsstellung und

- Behandlung der geschützten Personen) gebunden.“
- Art. 11: Verbot von Sondervereinbarungen zwischen Mächten, „von denen die eine ... besonders infolge einer Besetzung ihres gesamten Gebietes oder eines wichtigen Teils davon in ihrer Verhandlungsfreiheit beschränkt ist.“
- Art. 33: Verbot von Kollektivstrafen, Einschüchterung, Terrorisierung. „Plünderungen sind untersagt. Vergeltungsmaßnahmen gegen geschützte Personen und ihr Eigentum sind untersagt.“
- Art. 49: Verbot der „Massenzwangsverschickungen sowie Verschleppungen“. „Die Besatzungsmacht darf nicht Teile ihrer eigenen Zivilbevölkerung in das von ihr besetzte Gebiet verschleppen oder verschicken.“

UNO-KONVENTION vom 26. November 1968 über die Nichtverjährung von Kriegs- und Menschlichkeitsverbrechen

- Art. I: „Keine gesetzliche Verjährung findet auf die folgenden Verbrechen Anwendung, ungeachtet des Zeitpunktes ihrer Begehung:
- a) Kriegsverbrechen
 - b) Verbrechen gegen die Menschlichkeit, gleich, ob in Kriegs- oder in Friedenszeiten begangen.
- ... Vertreibung durch bewaffneten Angriff oder Besetzung ...“

DEMNACH ist die von der Sowjetunion und Polen vorgenommene Eingliederung der ostdeutschen Gebiete in ihr Staatsgebiet **völkerrechtswidrig** und daher völkerrechtlich unbeachtlich. Nach geltendem Völkerrecht ist jede Annexion fremden Staatsgebietes ohne Zustimmung der Betroffenen verboten.

Durch die Verträge von **Moskau** und **Warschau** von 1970 ist die territoriale Souveränität über die deutschen Ostgebiete nicht auf die Sowjetunion bzw. Polen übergegangen.

Wie das Bundesverfassungsgericht in seinem Beschluß vom 7.7.1975 festgestellt hat, handelt es sich bei diesen Verträgen lediglich um Gewaltverzichtsverträge, durch die sich die Vertragschließenden nur verpflichtet haben, alle Maßnahmen zu unterlassen, die auf eine gewaltsame Veränderung der in den Verträgen bezeichneten Grenzen gerichtet sind.

Die Bundesrepublik Deutschland darf daher - und ihre Organe sind dazu von verfassungswegen sogar verpflichtet - ohne Verletzung der in den Ostverträgen eingegangenen Verpflichtungen, Ostdeutschland weiterhin als Teil Deutschlands betrachten.

Ein völkerrechtlicher Anspruch des deutschen Volkes auf **Wiedervereinigung** ergibt sich aus dem als geltende Völkerrechtsnorm anerkannten und in Art. I des Internationalen Paktes über bürgerliche und politische Rechte vom 19.12.1966 niedergelegten Selbstbestimmungsrecht der Völker, das dort - im wesentlichen wörtlich auch im **Korb I**, Prinzip VIII der **KSZE-Schlußakte** von Helsinki vom 1.8.1975 übernommen - so definiert ist:

„Alle Völker haben das Recht auf Selbstbestimmung.

Kraft dieses Rechts entscheiden sie frei über ihren politischen Status und gestalten in Freiheit ihre wirtschaftliche, soziale und kulturelle Entwicklung. ... Die Vertragsstaaten, einschließlich der Staaten, die für die Verwaltung von Gebieten ohne Selbstregierung und von Treuhandgebieten verantwortlich sind, haben entsprechend den Bestimmungen der Charta der Vereinten Nationen die Verwirklichung des Rechts auf Selbstbestimmung zu fördern und dieses Recht zu achten.“

Aus allen zitierten Völkerrechtsnormen ergibt sich:

Wir Westpreußen erheben keine territorialen Ansprüche gegen die VR Polen, aber die VR Polen macht illegitime Ansprüche auf unsere Heimat geltend.

Das Recht ist auf unserer Seite, das kann von niemandem bestritten werden. Nur, warum wird es von denen, die dazu berufen sind, so wenig zum Ausdruck gebracht oder gar verschwiegen, als ob es nicht vorhanden wäre?

Zur Geltendmachung eines Rechts gehört auch seine Durchsetzbarkeit. Das kann nur mit Zustimmung der Beteiligten geschehen. Dazu brauchen wir Freunde. Wir, wie auch unsere Nachbarn, wollen in Frieden und gesicherten Grenzen leben, ohne Furcht, aber in Freiheit.

Dazu reichen wir jedem, der guten Willens ist, unsere Hand, damit endlich Frieden werde.

Hierzu Auszüge aus einigen Erklärungen, Urteilen und Beschlüssen:

- 1972 Der deutsche Bundestag erklärt in einer „Gemeinsamen Erklärung“ zu dem „Warschauer Vertrag“ von 1970/72:
„Die Verträge nehmen eine friedensvertragliche Regelung für Deutschland nicht vorweg und schaffen keine Rechtsgrundlage für die heute bestehenden Grenzen.“
- 1975 Das deutsche Bundesverfassungsgericht urteilte u.a.:
„Die Gebiete östlich der Oder und Neiße sind nicht aus der rechtlichen Zugehörigkeit zu Deutschland entlassen, erst ein Friedensvertrag kann die endgültige Regelung der Grenzfragen bringen.“
- 1990 Im Grenzenerkennungsvertrag zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Republik Polen wird **Ostdeutschland** der Republik Polen überlassen.
- 1994 Einstimmiger Beschluß des Deutschen Bundestages vom 23.6.1994:
„Die Staatengemeinschaft hat die Aufgabe, den Menschen zu helfen, deren ethnische, rassische, religiöse und kulturelle Zugehörigkeit mißbraucht wurde, um sie zu vertreiben. Vertreibung jeder Art ist international zu ächten und als Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu ahnden. Wer vertrieben wurde, hat Anspruch auf die Anerkennung seiner Rechte.“
„Der Deutsche Bundestag fordert die Bundesregierung auf ... über die Durchsetzung des Rückkehrrechts in die Heimat hinaus Möglichkeiten zu prüfen, wie Wiedergutmachungs- und Entschädigungsverpflichtungen der Verreiber geregelt werden können.“

Verständigung, Versöhnung, friedliches Miteinander

Die Bundesversammlung der Landsmannschaft Westpreußen verabschiedete bei ihrer Sitzung anlässlich des 25. Bundestreffens folgende **EntschlieÙung**.

Die *Landsmannschaft Westpreußen* tritt für eine Verständigung mit dem Ziel einer Versöhnung zwischen dem deutschen und polnischen Volk ein. Sie begrüÙt die Absicht beider Regierungen, ihre Beziehungen im Geiste guter Nachbarschaft und Freundschaft zu gestalten. Seit Unterzeichnung des *Vertrages über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit* vor fünf Jahren sind im Verhältnis zueinander beachtliche Fortschritte erzielt worden.

Beide Völker müssen sich mit ihrer Kultur und Geschichte in all ihren Höhen und Tiefen aber noch besser kennenlernen, um bestehende psychologische Barrieren zu überwinden. Das sollte auf der Basis von Offenheit, Klarheit und Vertrauen geschehen. Die Vertriebenen beider Seiten können hierbei die im Nachbarschaftsvertrag genannte natürliche Brücke bilden.

Die *Landsmannschaft Westpreußen* bedauert, daß die Bundesregierung keinen Fortschritt in der Lösung der offen gebliebenen Probleme des Nachbarschaftsvertrages erzielt hat, wie Staatsangehörigkeit und Vermögensfragen. Es fehlen außerdem immer noch befriedigende Regelungen zur Verwirklichung des Rechts auf die angestammte Heimat. Für die in der Heimat verbliebenen Deutschen ist der Vertrag eine wichtige Grundlage, ihre ethnische, kulturelle und sprachliche Identität frei zum Ausdruck bringen zu können, zu bewahren und weiter zu entwickeln. Der Vertrag ist ausbaufähig und muß weiter mit Leben erfüllt werden, um voll wirksam zu werden.

Die *Landsmannschaft Westpreußen* hält für erforderlich:

1. Bekenntnis des von beiden Seiten begangenen Unrechts als eine grundlegende Voraussetzung für besseres Verstehen und Miteinander, soweit solches noch nicht eindeutig geschehen ist.

2. Wiedergutmachung dieses Unrechts aus moralischen und rechtlichen Gründen. Sie muß politisch, psychologisch, finanziell und wirtschaftlich für beide Seiten vertretbar sein.

3. Gewährung des Rechts auf die Heimat mit seinen zwei Elementen: Rückkehr zur Heimat und zum Eigentum als wesentlichen Beitrag zur Verständigung. Dies darf zu keiner neuen Vertreibung führen.

4. Zulassung baldiger Niederlassung Vertriebenen in ihrer Heimat mit Erleichterungen beim Erwerb von Grundbesitz und bei Betriebsgründungen als ansatzweise Wiedergutmachung, zugleich auch als Auslöser vielfacher, die allgemeine wirtschaftliche Stabilisierung fördernder Investitionen. Loyalität gegenüber dem polnischen Staat bleibt Voraussetzung.

5. Konsequente Verwirklichung der Rechte und Pflichten des internationalen Standards für Minderheiten und Volksgruppen, insbesondere auf dem Gebiet der muttersprachlichen Ausbildung für die Deutschen in der Republik Polen.

6. Beteiligung und Unterstützung deutscherseits von Vertriebenen bei der Lösung deutsch-polnischer Probleme in Wahrnehmung ihrer „Brückenfunktion“.

Unser aller Ziel ist eine gemeinsame Europäische Union, basierend auf gleicher Wertordnung. Dies verlangt für den Fall des Beitritts Polens eine Bereinigung von Unrechtstatbeständen und eine Antwort auf bislang offengebliebene Fragen. Die *Landsmannschaft Westpreußen* erwartet daher, daß die Bundesregierung baldmöglichst, spätestens jedoch bis zum Zeitpunkt des Beitritts der Republik Polen zur Europäischen Union, in bilateralen Verhandlungen eine angemessene Lösung der strittigen Probleme herbeiführt.

Die *Landsmannschaft Westpreußen* wird ihr Mögliches tun, den ProzeÙ der Verständigung zu fördern, einen Beitrag zum Kennenlernen der beiderseitigen Kultur und Geschichte leisten, die deutsche Minderheit in ihrem Bemühen unterstützen, innerhalb des polnischen Staates ihre Identität zu wahren, und sich für ein friedliches Miteinander der Völker Europas einsetzen.

Münster, 1. Juni 1996

Odo Ratza
Bundessprecher

Hugo Rasmus Hans-Jürgen Schluch
Stellv. Bundessprecher Stellv. Bundessprecher

DER LANDKREIS BREMERVÖRDE
hat durch Beschluß des Kreistages vom
9. JULI 1956

die Patenschaft für den Kreis Stuhm,
Westpreußen, übernommen.

Durch die Übernahme der Patenschaft
will der Kreis Bremervörde bekunden
daß der heute unter polnischer Verwal-
tung stehende Kreis Stuhm dennoch ein
Bestandteil des gesamten Deutschland ist
und bleibt.

Während der Dauer der Fremdherrschaft
will der Kreis Bremervörde versuchen den
Einwohnern des Kreises Stuhm für ihre
gemeinsamen Interessen und Anliegen
eine Heimstatt zu bieten.

J. Burfeind

LANDRAT

Dr. zum Felde

OBERKREISDIREKTOR

*Die Patenschaftsurkunde des Landkreises Bremervörde vom 23.6.1957 mit den
Unterschriften von Landrat Burfeind und Oberkreisdirektor Dr. zum Felde*

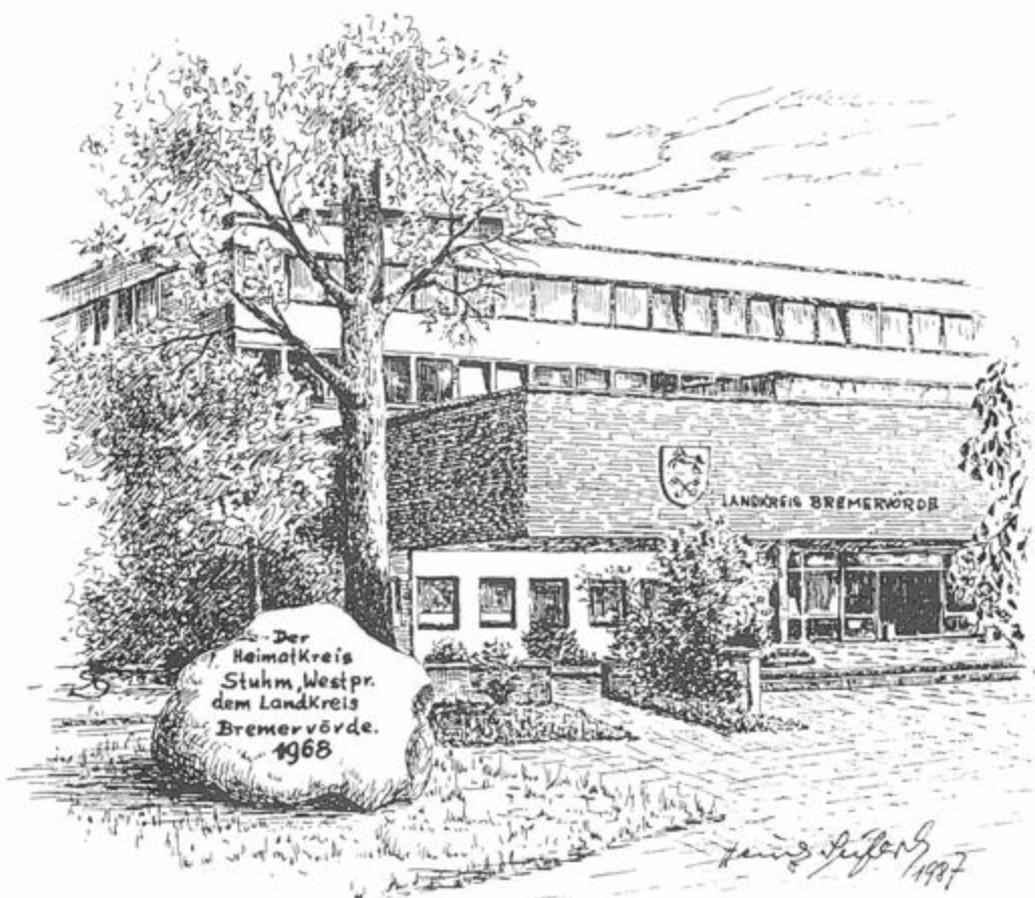
„Der Landkreis Bremervörde hat durch Beschluß des Kreistages vom 9. Juli 1956 die Patenschaft für den Kreis Stuhm/Westpreußen übernommen. Durch die Übernahme der Patenschaft will der Kreis Bremervörde bekunden, daß der heute unter polnischer Verwaltung stehende Kreis Stuhm dennoch ein Bestandteil des gesamten Deutschlands ist und bleibt. Während der Dauer der Fremdherrschaft will der Kreis Bremervörde versuchen, den Einwohnern des Kreises Stuhm für ihre gemeinsamen Interessen und Anliegen eine Heimstatt zu bieten.“

UNSERE HEIMAT BLEIBT UNS AUFGABE UND VERPFLICHTUNG



Dem Heimatkreis Stuhm
zum 25-jährigen
Bestehen

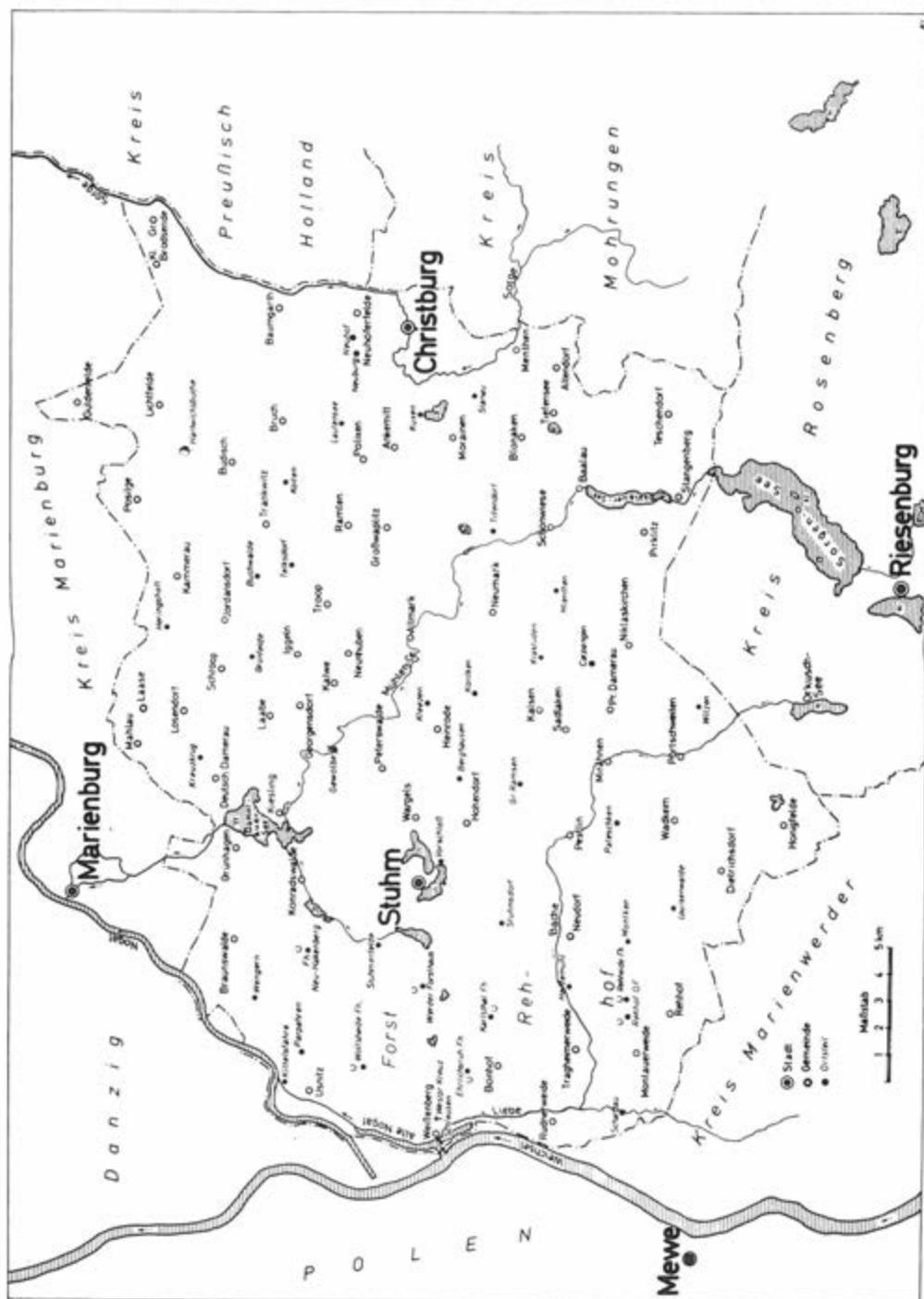
vom Patenkreis
Bremervörde



Landkreis Rotenburg (Wümme)

Städte und Gemeinden sowie
Samtgemeinden mit ihren Mitgliedsgemeinden





Heimatkreis Stuhm/Westpreußen

Kreisgemeinschaft der Landsleute aus dem Kreis Stuhm/Westpreußen

Ein geschichtlicher Abriß.

Beiträge aus dem Buch „Heimat bleibt Aufgabe und Verpflichtung“ mit Ergänzungen von Otto Tetzlaff, Budisch

Der Kreis Stuhm/Westpreußen

gehört zu Westpreußen, dem Land beiderseits der unteren Weichsel, und liegt auf der östlichen Stromseite, rund 40 km von der Ostsee entfernt.

Im Norden wird der Kreis Stuhm durch das tiefliegende Werder begrenzt und reicht fast bis an den Stadtrand von Marienburg heran. Die westliche Grenze bilden die Flüsse Weichsel und Nogat, die östliche zu weiten Teilen der Sorgefluß.

Nach Süden und Südosten grenzt der Kreis Stuhm ohne natürliche Grenzen an den ostpreußischen Kreis Mohrungen und die westpreußischen Kreise Rosenberg und Marienwerder.

Der Kreis Stuhm hat eine Ost-Westausdehnung von etwa 30 km und eine Nord-Südausdehnung von etwa 20 km mit einer Fläche von 623 qkm.

Die Geschichte des Kreises Stuhm entspricht der Geschichte Westpreußens.

Ab 1231 hat das erste Ordensheer den Kampf gegen die Prussen aufgenommen. Die schweren Kämpfe zwischen dem Deutschen Orden und den Prussen finden ihren Abschluß in dem **Frieden von Christburg** am 7. Februar 1249.

Von 1250 bis 1280 werden auf Stuhmer Gebiet als Stützpunkte des Ordens die Burgen **Zantir, Christburg, Posilge** und **Tempere** (Troop) gebaut.

1284 beginnt die planmäßige Besiedlung des Stuhmer Gebietes durch den Orden mit der Gründung des Dorfes Konradswalde.

Bis 1300 sind 24 deutsche Ansiedlungen durch „**Handfeste**„ im Stuhmer Gebiet nachweisbar.

Zwischen 1300 bis 1450 sind zahlreiche weitere deutsche Dorfgründungen und Anlagen der Städte **Christburg** (seit 1265 nachweisbar) und **Stuhm** (1416) erfolgt.

Nach dem **2. Thorner Frieden 1466** geraten das Ermland und Westpreußen unter die Herrschaft der polnischen Krone.

Der jetzt folgende wirtschaftliche Niedergang dieses Gebietes wird erst nach der **1. Teilung Polens** beendet, nachdem das Ermland und Westpreußen zum Königreich Preußen kommen.

1818 wird Stuhm Kreisstadt.

Volkszählungsergebnisse im Kreis Stuhm:

1819	21478 Einwohner	1919	39584 Einwohner
1840	31553 Einwohner	1925	36682 Einwohner
1855	38036 Einwohner	1933	38301 Einwohner
1871	40251 Einwohner	1939	40453 Einwohner
1910	36527 Einwohner.		

Von den am 1.12.1910 ortsanwesenden 36527 Einwohnern haben als Muttersprache angegeben:

20956 =	57,4 %	deutsch
15571 =	42,6 %	polnisch.

Nach dem 1. Weltkrieg von 1914-1918 wird Deutschland im Friedensdiktat von Versailles die Vierteilung Westpreußens aufgezwungen. In der **Volksabstimmung am 28. Juni 1920** über die Zugehörigkeit des Kreises Stuhm zu Deutschland oder Polen lautet das amtliche Ergebnis:

für Deutschland 80,93 %, für Polen 19,07 %
der abgegebenen Stimmen.

Die westpreußischen Kreise Marienburg, Elbing, Rosenberg, Marienwerder und Stuhm bilden ab 1920 den Regierungsbezirk Westpreußen (Marienwerder) innerhalb der Provinz Ostpreußen.

Der Kreis Stuhm wird westlicher Grenzkreis.

Ab 1939, nach dem Polenfeldzug im 2. Weltkrieg, gehört der Kreis Stuhm zum neu geschaffenen Reichsgau Danzig-Westpreußen.

Ab **23. Januar 1945** erfolgt die Räumung des Kreisgebietes und beginnt die **Flucht** der Bevölkerung vor der **Roten Armee**.

Das Amtssiegel des Kreises Stuhm

Das Wappen des Kreises Stuhm ist am 27. September 1929 durch das preußische Staatsministerium genehmigt worden. Es zeigt den weißen Balken des Vogteiwapens von Stuhm in Rot, der mit drei Tannenzapfen des Waldmeisters zu Bönhof belegt ist. Die Farbe der Tannenzapfen ist in Grün gehalten.

Das Wappen mit der kreisförmigen Umschrift ist Symbol der historisch gewordenen Rechtspersönlichkeit des Kreises. Es wurde im Amtssiegel und Stempel des Kreis-ausschusses und sonstiger Einrichtungen des Kreises verwendet.

Der Heimatkreis Stuhm führt nun als Nachfolger des Kreises Stuhm einen solchen Stempel.



Der Heimatkreis Stuhm/Westpreußen

Der Heimatkreis Stuhm ist die Vereinigung aller aus dem Kreis Stuhm/Westpreußen stammenden Landsleute und ihrer Abkommen sowie ihnen gleichstehender Personen.

Er hat die Aufgaben,

- für das Recht auf die angestammte Heimat und das Selbstbestimmungsrecht einzutreten,
- alle vorbezeichneten Personen zu erfassen,
- das Heimatbewußtsein der Landsleute zu pflegen,
- das Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Landsleuten wachzuhalten,

- die Pflege des heimatlichen Kulturgutes zu fördern,
- die Stuhmer Jugend in die Heimataufgaben einzuführen,
- alle Landsleute zur Erlangung ihrer sozialen und wirtschaftlichen Eingliederung zu unterstützen und sie staats- und völkerrechtlich - unbeschadet der hierfür bestehenden Verpflichtung öffentlich-rechtlicher Organe - zu vertreten und
- die Verbindung zum Patenkreis aufrechtzuerhalten und zu pflegen.

Der Heimatkreis führt das vom Kreistage des Kreises Stuhm am 23. März 1929 beschlossene und am 27. September 1929 vom Preußischen Staatsministerium genehmigte Wappen für den Kreis Stuhm in der vom Kreisausschuß des Kreises Stuhm als Dienstsiegel geführten Ausführung.

Der Heimatkreis Stuhm ist Mitglied der Landsmannschaft Westpreußen. Der Tätigkeitsbereich des Heimatkreises ist räumlich nicht begrenzt. Der Sitz der Vereinigung ist Bremervörde im Patenkreis Rotenburg (Wümme).

Die Mitgliederversammlung bei den Heimatkreistreffen ist die Vertretung dieser Vereinigung. Das ausführende Organ der Vereinigung ist der Heimatkreisausschuß. Er besteht aus dem Heimatkreisvertreter als Vorsitzenden, seinem Stellvertreter und fünf weiteren Mitgliedern.

Der Heimatkreisausschuß kann bei vorzeitigem Ausscheiden eines Mitgliedes einen Ersatzmann für die Zeit bis zur Neuwahl und für einzelne Aufgabengebiete besondere Referenten oder Ausschüsse bestellen.

Die Neufassung der Satzung des Heimatkreises Stuhm/Westpreußen wurde am 24. März 1993 von der Heimatkreisvertretung genehmigt und einstimmig angenommen. Die Heimatkreisversammlung hat am 5. Juni 1993 nach Verlesung der formellen Niederschrift ebenfalls die Satzung einstimmig angenommen. Der Heimatkreis Stuhm/Westpreußen ist ein nichteingetragener Verein.

Die Gründung des Heimatkreises Stuhm

Unser erster Heimatkreisvertreter, Landsmann Günther von Flottwell, Lautensee, war bereits vor Bildung der Landsmannschaft Westpreußen durch schriftliche Zustimmung gewählt worden, da die Vertretungen der seit 1920 den Regierungsbezirk Westpreußen bildenden Kreise Elbing Stadt und Land, Marienburg, Stuhm, Marienwerder und Rosenberg zunächst im Rahmen der bereits errichteten Landsmannschaft Ostpreußen arbeiteten. Diese Wahl wurde von der Hauptversammlung der Stuhmer Kreisgemeinschaft bei der Gründung der Landsmannschaft Westpreußen am 18./19. Juni 1949 in „Planten un Blomen“ in Hamburg bestätigt und auch der Anschluß an die Landsmannschaft Westpreußen beschlossen. D i e s ist damit auch der Tag der Bildung des Heimatkreises Stuhm.

Das erste eigentliche Heimattreffen unseres Kreises fand noch im gleichen Jahre, und zwar am 15./16. Oktober 1949, aus Anlaß der 700-Jahrfeier der Stadt Christburg im Rahmen einer westpreußischen Großkundgebung in Celle statt. 1950 trafen

sich die Stuhmer Landsleute am 15./16. Juli im Rahmen der Feier anlässlich des 30. Jahrestages der Volksabstimmung vom 11. Juli 1920 in Hannover.

Die Heimatkreistreffen 1952 bis 1956 wurden dann jeweils mit den Bundestreffen der Landsmannschaft gemeinsam durchgeführt, und zwar 1952 in Lübeck, 1953 in Hannover, 1954 in Bochum, 1955 in Berlin und 1956 wieder in Hannover.

Die Patenschaft

Nun trat eine glückliche Wende ein, die ein eigenständiges Leben des Heimatkreises Stuhm ermöglichte. Zwischen dem Verband der Landsmannschaften in Bonn und der Bundesvereinigung der kommunalen Spitzenverbände in Köln wurden am 6. Juli 1953 Richtlinien für die Übernahme von Patenschaften für ostdeutsche Städte und Landkreise ausgearbeitet. Im Februar 1954 empfahl der niedersächsische Landkreistag den Landkreisen, nach diesen Richtlinien zu verfahren. Es erwies sich in der Praxis als nicht einfach, einen geeigneten Patenkreis zu finden.

Am 25. Mai 1956 wandte sich der damalige Heimatkreisvertreter Günther von Flottwell an den Landkreis Bremervörde mit der Bitte, die Patenschaft für den westpreußischen Kreis Stuhm zu übernehmen. Der Hauptgrund für seinen Antrag war die Tatsache, daß zu diesem Zeitpunkt rund 600 Stuhmer im Gebiet des Landkreises Bremervörde lebten. Kreisverwaltung und Kreistag begrüßten den Vorschlag v. Flottwells. Am 9. Juli 1956 beschloß der Kreistag einstimmig, die Patenschaft für den Kreis Stuhm zu übernehmen.

Als dieser Beschluß gefaßt wurde, hatte man noch keine Vorstellung von diesem ostdeutschen Landstrich, der in Zukunft als „Patenkind“ betreut werden sollte. Deshalb nahm der Heimatkreisvertreter v. Flottwell am 21. März 1957 als Gast an der Sitzung des Kreistages teil und referierte vor den Kreistagsabgeordneten über unseren Heimatkreis. Außerdem überbrachte er den Dank seiner Landsleute und wies auf den hohen Wert einer solchen Patenschaft hin, die vor allem der jungen Generation unter den Vertriebenen die Verbindung untereinander und zur alten Heimat möglich mache. Er erklärte, daß alle zwei Jahre in Bremervörde ein Treffen der Stuhmer stattfinden werde.

Zu den ersten Aufgaben der Kreisverwaltung gehörte die karteimäßige Erfassung aller im Kreisgebiet ansässigen Stuhmer. Hierbei waren die beiden im Kreis erscheinenden Zeitungen und die Gemeinden behilflich.

Zwischen dem Landkreis Bremervörde und dem Heimatkreisvertreter wurden Einzelheiten wie die Beschaffung von Wappen, Flaggen, Bereitstellung von Haushaltsmitteln usw. geklärt. Man einigte sich darauf, die feierliche Patenschaftsübernahme, verbunden mit einem Heimatkreistreffen am 22. und 23. Juni 1957, in einer Feierstunde durchzuführen. In einem öffentlichen Aufruf wurde die Bevölkerung um Teilnahme an diesem Festakt und Bereitstellung von Privatquartieren gebeten.

Unter großer Beachtung durch die Öffentlichkeit und mit reger Beteiligung der Stuhmer wurde das erste Heimatkreistreffen durchgeführt. In der Feierstunde überreichte

Landrat Burfeindt dem Heimatkreisvertreter v. Flottwell die Patenschaftsurkunde, die folgenden Wortlaut hat:

„Der Landkreis Bremervörde hat durch Beschluß des Kreistages vom 9. Juli 1956 die Patenschaft für den Kreis Stuhm/Westpreußen übernommen. Durch die Übernahme der Patenschaft will der Kreis Bremervörde bekunden, daß der heute unter polnischer Verwaltung stehende Kreis Stuhm dennoch ein Bestandteil des gesamten Deutschlands ist und bleibt. Während der Dauer der Fremdherrschaft will der Kreis Bremervörde versuchen, den Einwohnern des Kreises Stuhm für ihre gemeinsamen Interessen und Anliegen eine Heimstatt zu bieten.“

mit den Unterschriften von Landrat Burfeindt und Oberkreisdirektor Dr. zum Felde

Nun konnte unter dem Schutz und mit Hilfe unseres Patenkreises eine gedeihliche und kontinuierliche Arbeit für unsere Stuhmer fortgesetzt werden.

Die Heimatkreistreffen in jedem zweiten Jahre - die Bundestreffen der Landsmannschaft Westpreußen fanden in dem Jahr dazwischen statt - wurden jeweils von etwa 500 Stuhmern besucht. Das Wiedersehen mit Verwandten, Freunden und Nachbarn wurde zum freudig erwarteten Ereignis, das die Bande zwischen unseren Landsleuten fester knüpfte.

Eine *H e i m a t o r t s k a r t e i* wurde aufgestellt, die zur Zeit über rund 4000 Adressen verfügt. Außerdem erhielten die Briefköpfe des Landkreises Bremervörde den Hinweis „Patenkreis des Landkreises Stuhm/Westpreußen“.

Zum zehnjährigen Bestehen des Patenschaftsverhältnisses im Jahre 1967 erhielt der Landkreis Bremervörde vom Paten Stuhm ein Bild mit dem Westpreußenkreuz am Dreiländereck in Weißenberg als Geschenk. Das Bild hängt im Gemeinschaftsraum des alten Kreishauses.

Am 30. März 1968 wurden aus dem gleichen Anlaß in einer schlichten, aber würdigen Feierstunde von den Stuhmern dem Landkreis Bremervörde eine Ulme und ein Gedenkstein vor dem Kreishaus als sichtbares Zeichen der Dankbarkeit übergeben. Der Gedenkstein trägt die Inschrift:

*Der Heimatkreis Stuhm-Westpreußen
dem Patenkreis Bremervörde
1968*

Wörtlich sagte der Heimatkreisvertreter Lickfett bei dieser Feierstunde: „Zurückschauend bekennen wir offen und gern, daß die führenden Vertreter des Kreises Bremervörde ihr Versprechen, das sie uns vor zehn Jahren gaben, treu und ehrlich gehalten haben.“

Die harmonische Zusammenarbeit zwischen Patenkreis und Paten erwies sich auch in den folgenden Jahren als dauerhaft und beständig. Durch die Gebietsreform am 1. August 1977 wurden wir Paten des neuen und größeren Landkreises Rotenburg (Wümme).

Auch unter der neuen Patenschaft konnten wir kontinuierlich weiterarbeiten, so manche Vorhaben verwirklichen und im Verbande mit der Landsmannschaft Westpreußen unseren Aufgaben gerecht werden.

Als Herr Dr. zum Felde am 30. April 1985 in den Ruhestand ging, wurde Herr Gerhard Blume sein Nachfolger, der uns aus seiner Tätigkeit als bisheriger Kreisdirektor kannte und den wir auch aus mannigfachen Begegnungen zu schätzen wissen.

So können wir auch nach dem Meilenstein dieses 30jährigen Jubiläums im alten und gewohnten Rahmen im Dienste für unsere Heimat weiterarbeiten. Wir sind dankbar dafür, die Vertreter des Patenkreises an unserer Seite zu wissen, und wollen alles unternehmen, um uns der mannigfachen Hilfen unseres Patenkreises würdig zu erweisen.

Stuhmer Literaturpreis

Auf Beschluß des Kreistages des **Landkreises Rotenburg (Wümme)** im Dezember 1992 wurde erstmalig für 1993 der **Stuhmer Literaturpreis** gestiftet. Der Preis wird künftig alle drei Jahre in Höhe von 1.000,00 DM verliehen.

Der Preis wird ausgeschrieben für literarische Arbeiten zu vorgegebenen Bedingungen.

Über die Bewertung der Einsendungen entscheidet ein Preisgericht.

Mit dem „**Stuhmer Literaturpreis 1993**“ und einem Scheck über 1.000,00 DM zeichnete **Landrat Brunkhorst** als ersten Preisträger unseren Landsmann **Otto Piepkorn** für seine Arbeit „**Die Heimatchronik der westpreußischen Stadt Christburg und des Landes am Sorgefluß**“ aus.

Die Heimatkreisvertreter der Kreisgemeinschaft Stuhm/Westpreußen

Seit der Gründung des Heimatkreises am 18. Juni 1949

1949-1964 Günter von Flottwell, Lautensee

1964-1966 Dr. Otto Baehr, Gintrow

1966-1987 Gottfried Lickfett, Stuhmsdorf

1987- Otto Tetzlaff, Budisch

Die Heimatkreistreffen in Bremervörde

An der Gedenkstätte für den deutschen Osten und seine Toten in Bremervörde legen wir bei jedem Heimatkreistreffen einen Kranz zum Gedenken an unsere Toten nieder.

Die Redner und ihre Themen in der „Feierstunde“

22./23.6.1957	Festakt zur Patenschaftsübernahme
	Festredner: Dr. Kohnert, Sprecher der Landsmannschaft Westpreußen
13./14.6.1959	Ansprache: Oberkreisdirektor Dr. Johannes zum Felde
10./11.6.1961	Ansprache: Heimatkreisvertreter Günther von Flottwell
31.8./1.9.1963	Ansprache: Heimatkreisvertreter Günther von Flottwell

4./5.9.1965	Thema: Redner:	Probleme der deutschen Ostpolitik Dozent Dr. Helmut Freiwald, Oldenburg Dr. Gerhard Lippky, Vorstandsmitglied der LM Westpreußen, Danzig
16./17.9.1967	Thema: Redner:	Westpreußen in der deutschen Kulturgeschichte Prof. Dr. Heinrich Wolfrum, Göttingen
31.5./1.6.1969	Themen: Redner:	Vor 50 Jahren, am 28.6.1919, Unterzeichnung des Versailler Vertrages Vor 20 Jahren, am 18./19.6.1949, Gründung der Landsmannschaft Westpreußen und des Stuhmer Heimatkreises Ministerialrat a.D. Graf v.d. Groeben, stellv. Bundessprecher der LM Westpreußen
12./13.6.1971 in Zeven:	Thema: Redner: Thema:	Im 100. Jahr nach der Gründung des Deutschen Reiches gedenken wir des Altreichskanzlers Otto v. Bismarck, zu dessen Ehren 1913/15 der Bismarckturm bei Lichtfelde errichtet wurde Herbert Marzian, Dozent des Göttinger Arbeits- kreises „Die Einheit Deutschlands - Erinnerung und Aus- blick“
30.6./1.7.1973	Thema: Redner:	Deutschland - heute Prof. Dr. Dietrich Rauschnig, Göttingen
31.5./1.6.1975	Thema: Redner:	30 Jahre Vertreibung - 30 Jahre Unrecht Rückblick - Besinnung - Verpflichtung Ernst August Marburg, Pastor der landeskirchli- chen Vertriebenenarbeit, Hannover
14./15.5.1977	Thema: Redner: Thema:	20 Jahre Patenschaft Landkreis Bremervörde - Heimatkreis Stuhm Hans-Jürgen Schuch, Bundesgeschäftsführer der LM Westpreußen, Elbing „Unsere Heimat bleibt uns Aufgabe und Verpflich- tung“
9./10.6.1979	Thema: Redner: Thema:	30 Jahre Heimatkreis Stuhm von 1949-1979 Odo Ratzka, Bundessprecher der LM Westpreußen, Stuhm „Westpreußen - nur eine Erinnerung?“
30./31.5.1981	Redner: Thema:	Staatssekretär Prof. Heinrich Hellwege „Unsere Verpflichtung für die Wahrung ostdeut- schen Kulturgutes und Wiedervereinigung“
4./5.6.1983	Thema:	25 Jahre Patenschaft der Landkreise Bremervörde und Rotenburg (Wümme)

- Redner: Dr. Wolfgang v. Geldern, MdB, Nordholz
Thema: „Was ist des Deutschen Vaterland?“
- 1./2.6.1985 Thema: 65 Jahre nach der Volksabstimmung für Deutschland im Kreise Stuhm
40 Jahre nach Flucht und Vertreibung -
Geteiltes Deutschland
Redner: Uwe Gräve, Kiel, Journalist
- 30./31.5.1987 Thema: 30 Jahre Patenschaft
Redner: Odo Ratzka, Bundessprecher der LM Westpreußen,
Stuhm
Thema: „Die Bedeutung der Patenschaften für Gesamt-
deutschland“
- 27./28.5.1989 Thema: „40 Jahre Heimatkreis Stuhm“
Redner: Hans-Jürgen Schuch, Bundesgeschäftsführer
der LM Westpreußen, Elbing
- 25./26.5.1991 Thema: „Wir Westpreußen und das vereinte Deutschland“
Redner: Odo Ratzka, Bundessprecher der LM West-
preußen, Stuhm
- 5./6.6.1993 Thema: „Der Kreis Stuhm ruft“
Wege zur Heimat
Redner: Siegfried Sieg, Rektor und Bundeskulturreferent
der Landsmannschaft Westpreußen, Elbing
- 10./11.6.1995 Thema: „Flucht und Vertreibung vor 50 Jahren“
Redner: Erika Steinbach, MdB, Rahmel, Krs. Neustadt/
Westpr.
Stellvertretende Bundesvorsitzende des BdV, Mit-
glied des Bundesvorstandes der LM Westpreußen



In einer Feierstunde

„Das Wort zum Sonntag“ während der Feierstunde der Heimatkreistreffen

Wir aus dem Kreis Stuhm, die wir die Freude haben, uns alle zwei Jahre in der Stadt Bremervörde unseres Patenkreises Rotenburg (Wümme) zu treffen, haben bis heute unverändert daran festgehalten, bei der Feierstunde am Sonntagmorgen im schönen Saal des Kreishauses in Bremervörde auch immer ein geistliches Wort zum Sonntag zu hören. Seit vielen Jahren hat diesen Dienst Frau Gerda Zottmaier übernommen, die bei unserem Treffen vierzig Jahre nach der Vertreibung unter anderem sagte:

Die Bibel fordert uns im Neuen Testament auf: „Habt euren festen Stand im Herrn!“ Sehe ich den Platz, an den ich in meinem Leben geführt worden bin, so an, daß es nach Gottes Willen geschehen ist? Mancher von uns Älteren wird jetzt denken: mein Lebensstandort war einmal im Osten und ist jetzt im Westen! Auch das ist Gottes unerforschlicher und unbegreiflicher Wille! Haben wir an unserem neuen Lebensstandort auch schon Gottes Segensspuren erkannt? Ich wünsche jedem von uns den rechten Blick, um diese Spuren zu bemerken und dann dankbar dafür zu sein und wieder mit Gott zu reden.

Hiermit will ich das jetzt für uns alle tun:

„Wir danken Gott für diese unsere Gemeinsamkeit!

Wir danken Gott für seinen Segen auf unseren alten und unseren neuen Wegen!

Wir bitten Gott um sein Walten in unseren kommenden Tagen!

Wir danken Gott für die Freiheit, in der wir leben!

Wir bitten Gott um die Freiheit für unsere Heimat!“

Die Stuhmer Stuben und das Stuhmer Museum

Schon frühzeitig war unser Heimatkreis bestrebt, kulturelle Güter, Dokumente, Schrifttum, Bilder und vieles andere an einem zentralen Ort zu sammeln und in einer ständigen Ausstellung Besuchern zugänglich zu machen. Es kam uns darauf an, den Kreis Stuhm umfassend darzustellen, soweit dies bei dem Verlust jeglicher Habe infolge von Flucht und Vertreibung noch möglich war. Trotzdem ist es erstaunlich, was unsere Stuhmer für unser Vorhaben noch beisteuern konnten.

Zum zweiten Heimatkreistreffen 1959 konnte in einem Nebengebäude des Kreismuseums in Bremervörde eine „*Stuhmer Stube*“ eingerichtet werden, in der die bis zu diesem Zeitpunkt gesammelten Landkarten sowie Bild- und Schriftgut aus dem Kreise Stuhm und unserer westpreußischen Heimat ausgestellt waren. Unser Landsmann Otto Piepkorn, Christburg, hat sich bei der Einrichtung der Heimatstube besonders verdient gemacht.

Die Vervollständigung unseres Archivs mit Dokumenten, Büchern, Bildern und anderen Erinnerungsstücken machte bald so gute Fortschritte, daß die Räume im Nebengebäude zu klein wurden und ein größeres Quartier erforderlich wurde. Unser neuer Patenkreis Rotenburg (Wümme), der am 1. August 1977 aufgrund der Gebietsreform durch Zusammenlegung der Altkreise Bremervörde und Rotenburg (Wümme) entstanden war, zeigte für unsere Wünsche Verständnis. Er wies uns

nach Freiwerden drei Räume im alten Kreishaus in Bremervörde zu. So fanden wir den erforderlichen Platz und konnten nun darangehen, ein würdiges „*Stuhmer Museum*“ einzurichten. Hier bemühten wir uns, den alten Kreis Stuhm, seine Landschaft und seine Menschen so darzustellen, wie sie waren und wie sie in uns lebendig sind. Unsere Kinder und unsere Enkel sollen hier erkennen können, woher sie stammen und sich hier wie auf deutschem heimatlichen Boden zu Hause fühlen. Denn auch unser Kreis ist durch Fleiß und Tüchtigkeit seiner Bewohner blühendes deutsches Land gewesen.

Am **25. Februar 1985** konnten wir unser Museum einweihen und dem stellvertretenden Landrat Brunkhorst, dem Oberkreisdirektor Dr. zum Felde, der Leiterin des Bachmann-Museums, Frau Dr. Elfriede Bachmann, und weiteren Repräsentanten des Patenkreises unseren Dank abtatten.

Das „*Stuhmer Museum*“, jetzt im Hauptgebäude (Nr. 1) des kreiseigenen Bachmann-Museums, fand viel Anerkennung und wurde nun auch in Führungen durch das Bachmann-Museum einbezogen.

Ab Frühjahr 1993 mußte das Stuhmer Museum in das Museumsgebäude Nr. 4 des Bachmann-Museums verlegt werden!

Zur Durchführung von notwendigen Sanierungs- und Renovierungsarbeiten im alten Kreishaus - auch im Bereich des **Stuhmer Museums** - mußten die von uns belegten Räumlichkeiten kurzfristig geräumt werden.

Dank der großzügigen Unterstützung durch unseren Patenkreis, insbesondere durch Landrat Brunkhorst, Oberkreisdirektor Blume und Frau Dr. Bachmann, erfolgte die Verlegung unseres **Stuhmer Museums** in das Erdgeschoß des Museumsgebäudes Nr. 4 mit größeren Räumen und größeren Ausstellungsflächen.

Nach umgehender, sorgfältiger Planung und sehr vielen freiwillig und unentgeltlich geleisteten Arbeitsstunden engagierter Mitglieder der Heimatkreisvertretung konnten der Umzug, die Einrichtung und die Neugestaltung des Museums einschließlich aller dabei anfallenden erforderlichen handwerklichen Arbeiten innerhalb von fünf Wochen bereits bis zum Heimatkreistreffen am 5./6. Juni 1993 durchgeführt werden. Dank der Spendenbereitschaft unserer Landsleute konnten einige fehlende Ausstellungseinrichtungen sofort beschafft werden.

Unter Verwendung weiterer Ausstellungsstücke und Unterlagen sowie durch Ausnutzung der größeren Räumlichkeiten ist es gelungen, die Einrichtung **des Stuhmer Museums** in den neuen Räumen noch übersichtlicher und eindrucksvoller zu gestalten.

Zum 9. November 1993 hatte die Stuhmer Heimatkreisvertretung zu einer **offiziellen Vorstellung** des neu eingerichteten Museums Vertreter des Patenkreises Rotenburg (Wümme), der Stadt Bremervörde, der Samtgemeinde Ritterhude, den Bundessprecher der Landsmannschaft Westpreußen Odo Ratza, den Museumsdirektor des Westpreußischen Landesmuseums in Wolbeck Hans-Jürgen Schuch und Vertreter der örtlichen Presse eingeladen. Bei der Begrüßung der 45 Gäste konnte der Heimatkreisvertreter den Dank der Stuhmer Kreisgemeinschaft für die anerkennenswerte Unterstützung und Betreuung durch den Patenkreis aussprechen.

Landrat Wilhelm Brunkhorst hob in seinem Grußwort die eindrucksvolle Darstellung des westpreußischen Kreises Stuhm hervor und betonte die weitere Unterstützung der Patenschaft im Rahmen der bestehenden Möglichkeiten.

Unser Heimatbrief die lebendige Verbindung zu unseren Landsleuten



Kreis Stuhm/Westpreußen

STUHMER HEIMATBRIEF



Landkreis Rotenburg (Wümme)

Herausgegeben von der Heimatkreisvertretung des Heimatkreises Stuhm mit Hilfe des Patenkreises Rotenburg (Wümme)

Der Stuhmer Heimatbrief ist das Bindeglied zwischen den Landsleuten aus dem Kreis Stuhm/Westpreußen und die Brücke zur Heimat.

Der erste Stuhmer Heimatbrief wurde im April 1969 herausgegeben und wurde sofort begeistert von den Stuhmern angenommen.

Die große Beliebtheit und Anerkennung des Heimatbriefes bei unseren Landsleuten kam auch durch freiwillige Spenden nach jedem Erscheinen zum Ausdruck. Daraufhin konnte der Heimatbrief ab 1974 zweimal im Jahr herausgegeben werden.

Die Redakteure des Stuhmer Heimatbriefes:

1969-1980	Hausmann, Viktor, stellvertretender Heimatkreisvertreter, früher Christburg
1981-1985	Ratza, Helmut, Mitglied des Heimatkreisausschusses, früher Stuhm
1986-1992	Halfpap, Gerhard, früher Zoppot und Halfpap, Ruth geb. Ludwigkeit, früher Rothof, beide als freie Mitarbeiter
1993	Heimatkreisvertretung
1994-	Pansegrau, Klaus, freier Mitarbeiter, früher Budisch

Im Laufe der Jahre änderten sich der Stil, das Format, der Umfang und die Auflagenhöhe, der Erfolg ist jedoch gleich geblieben.

Die Herausgabe des Stuhmer Heimatbriefes erfolgt mit finanzieller Hilfe des Patenkreises Rotenburg (Wümme) in seit 1988 gleichbleibender Höhe. Der größte Teil der seit 1988 ständig steigenden Kosten muß durch die Spenden der Stuhmer Landsleute gedeckt werden.

Die Auflagenhöhe ist seit 1970 von ca. 3.300 Stück auf 3.600 Stück im Jahre 1995 gestiegen. Im Frühjahr 1997 wird der 52. Heimatbrief verschickt.

Wichtige Voraussetzungen für die Erstellung und den Versand des Heimatbriefes wie für die gesamten Arbeiten für die Heimatkreisgemeinschaft sind neben den ehrenamtlichen Tätigkeiten aller Mitarbeiter der Heimatkreisvertretung eine geordnete Kassenlage zur Deckung der unvermeidbaren Kosten und eine stets auf dem laufenden gehaltene Adressenkartei.

Seit Gründung des Stuhmer Heimatkreises im Jahr 1949 verwaltet Siegfried Erasmus, früher Stuhm, als Schatzmeister die Kasse des Heimatkreises Stuhm. Die ordnungsgemäße und übersichtliche Kassenführung ist ihm bei jeder Prüfung bestätigt worden.

Die Adressenkartei lag von 1949 bis 1975 in den Händen des stellvertretenden Heimatkreisvertreters Viktor Hausmann, früher Christburg. Ab 1975 wurde diese für den

Zusammenhalt der Kreisgemeinschaft lebenswichtige Aufgabe, die mit großer Sorgfalt erledigt werden muß und mit viel Kleinarbeit verbunden ist, von Heinz Richert, früher Menthen, übernommen. Seine gewissenhafte Arbeit hat sehr dazu beigetragen, daß die Zahl der in unserer Anschriftenkartei erfaßten Landsleute in den letzten zehn Jahren von 3.300 auf 4.000 Anschriften gestiegen ist.

Die Buchveröffentlichungen des Heimatkreises Stuhm

Der Kreis Stuhm, Westpreußen. Von Dr. Heinz Neumeyer, Selbstverlag Heimatkreis Stuhm, Bremervörde 1959

Christburg. Die Heimatchronik der westpreußischen Stadt Christburg und des Landes am Sorgefluß. Von Otto Piepkorn. Verlag Hermann Bösmann GmbH, Detmold 1961

Der Kreis Stuhm. Ein westpreußisches Heimatbuch. Herausgeber Kreisausschuß des Heimatkreises Stuhm. Selbstverlag, Osnabrück 1975; 2. Auflage 1992

Kontributionskataster - Landesaufnahme Westpreußens 1772/1773. Herausgeber Nord- u. Ostdeutsche Forschungsgemeinschaft.

Amt Stuhm, herausgezogen und bearbeitet von Gerhard Halfpap, Zoppot; Fallersleben 1979

Heimat zwischen Weichsel, Nogat und Sorge. Ein Bildband über den Kreis Stuhm/Westpreußen. Herausgeber Kreisausschuß des Heimatkreises Stuhm, Selbstverlag. Zeven; 1. Aufl. 1982, 2. Aufl. 1984, 3. Auflage 1991

Unsere Heimat bleibt uns Aufgabe und Verpflichtung. 30 Jahre Patenschaft. Herausgeber Heimatkreis Stuhm, Selbstverlag. Sottrum 1987

Westpreußen im Wandel der Zeiten. Von Otto Piepkorn. Selbstverlag Heimatkreis Stuhm. Neumünster 1989

Aquarell-Gemälde-Sammlung, herausgegeben von Landrat Josef Fischenich, Stuhm, Weihnachten 1926. Farbige vervielfältigt Juli 1981

Dia-Tonbildreihe „**Das Land an der unteren Weichsel**“. Diese Dokumentation wurde von unserem Beiratsmitglied und Bundessprecher der Landsmannschaft Westpreußen, Odo Ratza, Stuhm, geschaffen. Aus dem Gesamtvortrag wurden von unserem Kreisausschußmitglied, Gerhard Halfpap, zwei Unterrichtseinheiten herausgearbeitet, die bei Veranstaltungen und an Schulen vorgeführt werden können, um einschlägiges Wissen über Westpreußen und den Kreis Stuhm zu vermitteln.

Busfahrten in die Heimat

Seit 1990, nach Fortfall der schikanösen Grenzabfertigungen durch die ehemalige DDR, hat der Heimatkreis Stuhm jährlich eine Busfahrt - 50-Personen-Bus - in die Heimat mit Unterstützung des Patenkreises zur Förderung der Kontakte mit den jetzt in der Heimat lebenden Menschen und auch im Hinblick auf ein geeintes Europa durchgeführt.

Die Organisation, Leitung und Abwicklung dieser Fahrten wurden dem stellvertretenden Heimatkreisvertreter Alfons Targan übertragen. Targan hat diese verantwortlichen Aufgaben in den zurückliegenden sechs Jahren zur großen Zufriedenheit aller bisherigen Reisetilnehmer erledigt.

Das Reiseprogramm wird mit dem Reisebusunternehmen abgestimmt. Bei den 9- bis 11-tägigen Fahrten in die Heimat sind jeweils 3 bis 4 Tage für den alten Kreis Stuhm und die Begegnung mit in der Heimat lebenden Menschen vorgesehen. An den restlichen Tagen stehen Fahrten durch die westpreußische Heimat zur Besichtigung alter deutscher historischer Kulturdenkmäler und sehenswerter Städte auf dem Reiseplan.

Die Gesellschaften der Deutschen Minderheit

Nach dem Abschluß der sogenannten deutsch-polnischen Verträge durften sich in der Heimat verbliebene Deutsche zu Vereinen der Deutschen Minderheit zusammenschließen und auch wieder in der Öffentlichkeit in deutscher Sprache reden. Nach einigen Anfangsschwierigkeiten wurde im März 1991 in Marienwerder die

Gesellschaft der Deutschen Minderheit „Vaterland“ Kreisverband Marienwerder

gegründet.

Bereits im Frühjahr 1992 hatte diese Gesellschaft ca. 600 Mitglieder, von denen ca. 250 aus dem Gebiet des ehemaligen Kreises Stuhm stammten.

Für den Heimatkreis Stuhm war es sofort eine Selbstverständlichkeit, diese Gruppe mit in unserer Heimat verbliebenen Landsleuten zu unterstützen.

Zur Betreuung und Unterstützung der Gruppe Vaterland zählen neben der Schaffung von menschlichen Kontakten durch Besuche bei Reisen in die Heimat auch materielle und finanzielle Hilfen.

So konnten wir bei der Anschaffung von Einrichtungsgegenständen für eine Begegnungsstätte helfen. Einigen in besonderer wirtschaftlicher Armut lebenden Landsleuten überweisen wir einen Zuschuß für die Beschaffung von Wintervorräten.

Der Gesellschaft „Vaterland“ haben wir bisher auch Zuschüsse für gemeinsame Veranstaltungen, z. B. Kinderfeste, Weihnachtsfeiern, Zusammenkünfte der Frauengruppe und gemeinsame Ausflüge, überweisen können.

Seit Februar 1995 besteht in Stuhm eine weitere Gesellschaft der Deutschen Minderheit:

Bund der Bevölkerung deutscher Abstammung Stuhmer-Christburger-„Heimat“.

Innerhalb eines Jahres ist die Zahl der Mitglieder aus dem Raum des ehemaligen Kreises Stuhm von ca. 40 auf rund 400 gestiegen. Der Sitz der Stuhmer-Christburger Gruppe in Stuhm ist durch die zentrale Lage sehr vorteilhaft.

Anerkennung verdient der rührige und umsichtig arbeitende Vorstand der Gruppe mit dem 1. Vorsitzenden, Gerhard Sajdowski, für die in kurzer Zeit aufgebaute Organisation zur Durchführung von Sprachkursen, Gründung einer Frauengruppe, Bildung von Sing- und Musikgruppen, Kinderfesten, Weihnachtsfeiern und Ausflügen.

Selbstverständlich ist der Heimatkreis Stuhm bemüht, im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten auch diesen Verein in gleichem Umfang zu betreuen und zu unterstützen.

Auch über 50 Jahre nach Ende des „Zweiten Weltkrieges“ beweisen die Landsleute aus dem Kreis Stuhm und deren Nachkommen durch ihren Zusammenhalt in der Stuhmer Heimatkreisgemeinschaft, daß sie ihre angestammte Heimat nicht aufgeben werden.

In den zurückliegenden Jahrzehnten hat es für alle Heimatvertriebenen neben Erfolgen auch sehr große Enttäuschungen gegeben.

Mit Entsetzen mußten wir zur Kenntnis nehmen, daß unfähige Scheckbuch-Politiker mit mangelhaftem diplomatischen Geschick ohne Befragung der Betroffenen unsere westpreußische Heimat, ebenso wie das übrige Ostdeutschland, preisgegeben haben.

Dennoch bleiben wir unserer Heimat verpflichtet. 750 Jahre deutsche Ostgeschichte lassen sich nicht mit einem Federstrich auslöschen!

Im Rahmen der Charta der Heimatvertriebenen werden wir uns weiterhin für unsere Heimat, deren geschichtliche Bedeutung, für die Erhaltung und Bewahrung des ostdeutschen Kulturgutes und vor allem für die in der Heimat verbliebenen Landsleute einsetzen.

Gleichwohl bemühen wir uns, im Hinblick auf eine europäische Einigung, um eine friedliche Verständigung mit der jetzt in unserer Heimat angesiedelten polnischen Bevölkerung.

Die **Heimat** ist dort, wo man die Gerüche, die Jahreszeiten, die Vögel und Tiere, die Stimmen der Menschen, die Häuser, den Gang der Arbeit, die Landschaft und das Licht kannte, bevor man die Eindrücke in Worte fassen konnte. Entweder man liebt diesen Ort, weil man sich dort wohl gefühlt hat, oder man haßt ihn, weil man dort gelitten hat.

Ob Liebe oder Haß, abschütteln kann man weder das eine noch das andere. Selbst wenn man ans Ende der Welt zieht und mit einem anderen Landstrich vertraut wird, das Bild der Heimat bleibt erhalten.

Scott Russell Sanders

Städte-Partnerschaft

Samtgemeinde Sittensen - Stadtgemeinde Dzierzgon (Christburg)

Beginn der Partnerschaft, von Günther Strich, Baumgarth

Das Zustandekommen dieser Partnerschaft geht auf ein Gespräch im Sommer 1994 über Städtepartnerschaften zwischen unserem Heimatkreisvertreter Otto Tetzlaff und dem Vorsitzenden des **Bundes Stuhmer-Christburger „Heimat“** Gerhard Zajdowski, Christburg, zurück.

Zajdowski sollte vorfühlen, ob die Stadt Christburg (Dzierzgon) an einer Partnerschaft mit einer deutschen Gemeinde interessiert wäre. Nach Erhalt einer bejahenden Mitteilung wandte sich Otto Tetzlaff in dieser Angelegenheit an den Landrat unseres Patenkreises Rotenburg (Wümme), Wilhelm Brunkhorst.

Tetzlaff erklärte, daß es sowohl im Interesse des Heimatkreises Stuhm wie der Gruppe der Deutschen Minderheit und auch der jetzigen Bewohner der Stadtgemeinde Christburg (Dzierzgon) in Polen liegen würde, wenn es zu einer Partnerschaft zwischen einer ähnlich wie Christburg strukturierten Samtgemeinde aus dem Patenkreis Rotenburg (Wümme) kommen könnte. Landrat Wilhelm Brunkhorst dachte an seine Heimatgemeinde Sittensen, in der er früher Bürgermeister war.

Durch seine Vermittlung wurde unser Heimatkreisvertreter Otto Tetzlaff im November 1994 zu einer Sitzung des Samtgemeinderates Sittensen eingeladen, um in einem kurzen Vortrag die Stadt Christburg (Dzierzgon) und die dortigen Verhältnisse vorzustellen.

Bei dieser Gelegenheit hat Otto Tetzlaff eine Delegation des Samtgemeinderates eingeladen, an einer für Mai 1995 geplanten Busfahrt in unseren Heimatkreis Stuhm teilzunehmen. Die Einladung wurde angenommen. Die Samtgemeinderatsmitglieder Hans-Joachim Roesch und Eugen Schmeichel nahmen an der Busfahrt vom 5.-13.5.1995 teil.

Am 8. Mai 1995 - 50 Jahre nach Kriegsende - kam es im Kulturzentrum Dzierzgon, dem ehemaligen Franziskanerkloster Christburgs, zum ersten offiziellen Empfang durch den Bürgermeister der Stadt und Gemeinde Dzierzgon Piotr Laczny und den Vorsitzenden des Stadt- und Gemeinderates Norbert Lip. Auch der Vorsitzende der Bevölkerung Deutscher Abstammung Stuhmer-Christburger „Heimat“ Gerhard Zajdowski, der zweite Bürgermeister Eugeniusz Procyk und der Kulturbeauftragte Bohdan Paczkowski nahmen an dem Empfang teil.

Es zeigte sich, daß das Interesse an einer Partnerschaft auf polnischer Seite sehr groß ist.

Nach ihrer Rückkehr haben die beiden Kommunalpolitiker im Samtgemeinderat entsprechend berichtet.

Die Stadt und Gemeinde Dzierzgon mit den 10 dazugehörenden Dörfern hat eine Flächenausdehnung von ca. 125 qkm mit ca. 15.000 Einwohnern, davon entfallen auf die Stadt ca. 5.000. Die Samtgemeinde Sittensen besteht aus 9 Gemeinden mit ca. 10.100 Einwohnern, davon wohnen ca. 5.500 im Kernort Sittensen.

Beide Orte sind landwirtschaftlich geprägt. Von der Struktur her sind die Voraussetzungen für eine Partnerschaft gegeben.

Der Samtgemeinderat Sittensen hat eine Einladung an den Stadt- und Gemeinderat Dzierzgon ausgesprochen, und bereits am 24.7.1995 ist eine 5köpfige Delegation aus Dzierzgon in Sittensen eingetroffen, u.a. der Bürgermeister Piotr Laczny, der Ratsvorsitzende Norbert Lip und der Vorsitzende der deutschen Minderheit Gerhard

Zajdowski. Im Rahmen dieses Besuches hat die polnische Delegation viele Einrichtungen der Samtgemeinde Sittensen besucht. Über die geplante Partnerschaft wurde eine Niederschrift gefertigt, der auf der nächsten Sitzung des Samtgemeinderates zugestimmt wurde.

Der Gegenbesuch wurde auf den 15.11.1995 festgelegt. Es machten sich auf den Weg: Samtgemeindedirektor Frank Wallin, der stellvertretende Bürgermeister Gottfried Henkis, die Samtgemeinderatsmitglieder Hans Roesch und Eugen Schmeichel sowie Heiko Block von der Rotenburger Rundschau. Samtgemeindebürgermeister Johannes Klindworth konnte aus Termingründen an der Fahrt nicht teilnehmen. Die Sittenser Delegation hatte zur freudigen Überraschung der polnischen Seite die von Bürgermeister Johannes Klindworth unterschriebene Partnerschaftsurkunde schon mitgenommen.

Am 16.11.1995 wurde der Partnerschaftsvertrag offiziell unterzeichnet. „Ein historischer Augenblick“, so nannte Bürgermeister Piotr Laczny dieses wichtige Zeichen der Völkerverständigung. Beide Seiten wünschten sich von ganzem Herzen, daß die Partnerschaft in Zukunft mit Leben erfüllt wird.

Die Sittenser Delegation besichtigte anschließend u.a. eine Textilfabrik, in der 100 Frauen ausschließlich für den deutschen Markt arbeiten, ein Betonfertigteilwerk (ehem. Betrieb Penner), heute mit 200 Beschäftigten der größte Arbeitgeber vor Ort, und das Waisenhaus, hier wurden 41 Kinder mit Weihnachtsgeschenken bedacht.

Im Februar kam eine Delegation mit polnischen Künstlern aus Dzierzgon nach Sittensen, angeführt vom Leiter des Kulturzentrums Bohdan Paczkowski. Gerhard Zajdowski, der Vorsitzende der deutschen Minderheit, fungierte als Dolmetscher.

Am 17.2.1996 wurde im Sittenser Heimathaus eine Ausstellung eröffnet: 4 Wochen lang wurden Ölbilder, Aquarelle, Holzschnitzereien und Graphiken der Dzierzgoner Künstler gezeigt. Bei der Eröffnung waren 50 Sittenser Bürger zugegen.

Die polnische Delegation besuchte in Sittensen u.a. die Kirche, den Kindergarten Drosselgasse, die Sozialstation und das Schulzentrum. Bohdan Praczkowski zeigte sich erfreut über die Freundlichkeit der Sittenser. Er wünschte, daß sich die Partnerschaft vor allem von Mensch zu Mensch entwickelt und bedankte sich bei den Sittenser Bürgern vor allem für die Buchspenden, mit denen eine Schulbücherei eingerichtet werden soll.

Kurt Speer, Vorsitzender des Vereins für Freizeit und Kultur in Sittensen, überreichte Gerhard Zajdowski eine Spende von 500,00 DM für die deutsche Minderheit und 500,00 DM für die Sozialstation der Stadt Christburg (Dzierzgon).

Anfang Mai 1996 war eine 9köpfige Delegation aus Sittensen in Dzierzgon, außer den Spitzen von Rat und Verwaltung auch zwei Lehrer und zwei Schülervertreter. An die Schulen in Dzierzgon wurde eine Spende von 2.000,00 DM übergeben, die von Sittenser Schülern gesammelt worden war.

Vom 11.-14.7.1996 besuchte eine 8köpfige Delegation polnischer Landwirte Sittensen. Dabei wurde der Bauernhof von Samtgemeindebürgermeister Johannes Klindworth eingehend in Augenschein genommen und die Landwirtschaftliche Ausstellung in Tarmstedt besucht.

Die erste große Partnerschaftsbegegnung gab es eine Woche lang vom 12.-18.8.1996. Eine polnische Fußballmannschaft, 4 verschiedene Musikgruppen, Kinder und Erwachsene, 3 Mitarbeiterinnen der Stadt und Gemeinde Dzierzgon und 3 Vertreter der deutschen Minderheit, insgesamt etwa 50 Personen, größtenteils junge Menschen, kamen nach Sittensen. Bis auf die Fußballmannschaft, die in der Wassermühle ihr Quartier bezog, wurden alle andere Gäste in Familien untergebracht. Die Kontakte in dieser Woche wurden immer intensiver, es wurde gemeinsam ge-

tanzt, gefeiert und gelacht, Freundschaften wurden geschlossen. Schwerpunkte waren neben Ausflügen in die Lüneburger Heide, ins Alte Land und nach Hamburg sowie einer Torfbahnfahrt vor allem Fußball und Musik. Diese Begegnung hat gezeigt, daß die Partnerschaft Sittensen-Dzierzgon auf dem richtigen Wege ist. Nicht nur die „Offiziellen“ beider Seiten sollen sich verstehen lernen, sondern die Bevölkerung, insbesondere die Jugendlichen, sollen sich gegenseitig besser kennenlernen, damit falsche Meinungen, Vorurteile und alter Haß abgebaut werden. Eine große Freude für die ehemaligen Bewohner Christburgs ist es, daß die deutsche Minderheit in die Partnerschaft mit einbezogen ist. Von der deutschen Minderheit wird das Verhältnis zu den Behörden in Dzierzgon als sehr positiv bezeichnet. Bei allen Veranstaltungen, ob staatlicher Feiertag oder anderer Art, wird der Bund der Bevölkerung Deutscher Abstammung Stuhmer-Christburger „Heimat“ nicht vergessen.

Dem Inspiration
*der Partnerschaft zwischen der Samtgemeinde Sittensen
 und der Stadtgemeinde Dzierzgon*



HERAN OTTO TETSLAFF
 Mit Würdigkeit und Dank Verbunden
 Die Teilnehmer der heute unterzeichneten
 Urkunde

Dzierzgon den 17. November 1995.

Georg Lapidus
Eugen Schmidt
Kempis
Heinrich Joachim
Zwesch
Heinz Blum

Aus den letzten Kriegstagen

Auszüge aus den Zusammenstellungen von **Bärbel Lehmann**, August 1995

1945 - Flucht und Vertreibung sowie Eingliederung in den Landkreis Bremervörde
1945 - Flucht und Vertreibung sowie Eingliederung in den Landkreis
Rotenburg/Hannover

Bericht aus Bremervörde

Donnerstag, 26. April 1945, abends

Der Krieg nähert sich seinem Ende. Die Front ist schon hörweit. Ereignisreiche Tage stehen uns bevor, wahrscheinlich die schwersten und bedeutungsvollsten für uns und unsere Stadt seit mehr als 100 Jahren. Seit dreihundert Jahren ist unsere Gegend nicht mehr der Ort von Kampfhandlungen gewesen.

Dieser Krieg, der 1939 für oberflächliche Beobachter so glänzend begann, der unsere Truppen siegreich bis zur spanischen Küste, zum Nordkap, zur Krim und nach Afrika brachte, tobte seit einigen Monaten im eigenen Lande, das bereits zum größten Teil erobert ist. Nun ist die Front bis vor unsere Stadt gekommen.

Grenzenlose Ungewißheit beseelt uns alle, die wir noch hier sind. Verzagt und hoffnungslos ist die Bevölkerung. Hier wird gepackt und für die Abreise das Notwendigste zusammengesucht, dort das Wertvollste, Unersetzliches vergraben. Die Naziführer lassen den Kopf hängen. Der größte Teil der Zivilbevölkerung hat die Stadt bereits verlassen.

Endlose Trecks mit Flüchtlingen wurden seit Wochen bis hierher getrieben. Auf den Mühlenbrücken stehen zehn Fässer, jedes so groß wie ein 200-Liter-Faß, gefüllt mit Sprengstoff. Wenn gesprengt wird, wird die Umgebung der Brücken ein großes Trümmerfeld werden. Wir versuchen, den Soldaten die Sinnlosigkeit des Vorgehens klarzumachen, wie es scheint, vergebens.

Freitag, 27. April, morgens

Englische Panzer haben sich aus Malstedt, anscheinend über Byhusen und Plönjeshausen, bis vor Bevern herangearbeitet. Eben habe ich noch mit Bevern telefonieren können. Ein englischer Spähwagen sei bis an die Landstraßenbrücke im Ort herangekommen, um die Verteidigung zu erkunden. Die Beverner Bauern, die als Volkssturm an der sogenannten Panzersperre vor der Kirche sitzen und politisieren, sind sicher klug genug, um nicht durch unbedachte Handlungen ihren Ort in Gefahr zu bringen. Die Eisenbahnbrücke über die Bever ging heute morgen mit lautem Knall, von unseren eigenen Truppen gesprengt, hoch.

Es regnet fast ununterbrochen. Draußen blühen die letzten Kirschen und Birnen. In unserem Garten steht die Magnolie in voller Blüte. In der Ferne hört man das dumpfe Grollen der Geschütze aus Richtung Sandbostel, das gestern schon teilweise in Brand geschossen sein soll.

Wir warten stündlich auf Panzeralarm. Fünf Minuten soll die Luftschutzsirene heulen, und die Kirchenglocken werden dazu läuten.

Es gibt keine Zeitungen mehr. Bei Bäcker Wilckens ist ein Lautsprecher aufgestellt, durch den die NS-Parteileitung die neuesten Nachrichten bekannt gibt. Wer die weiße Fahne zeigt, so heißt es, wird erschossen. Der feindliche Angriff wird von Bevern-Hesedorf, evtl. auch von Gnarrenburg her, erwartet. Die Unsicherheit und Ungewißheit ist eine große Nervenbelastung.

Der augenblickliche Stand der Verteidigung ist folgender: Die deutsche Verteidigung konzentriert sich auf die Landstraßen nach Bevern und Hesedorf. Viele Vorkehrungen sind getroffen: Schützenlöcher, Maschinengewehrnester, Gräben für Panzerfaustkämpfer; Minenfelder sind von einer Marineabteilung gelegt worden. In der Höhe sollen noch Geschütze von uns stehen. Bis auf die Aufklärungsflüge ist die Lufttätigkeit wohlthuend geringer geworden.

Sonnabend, 28. April

Die britischen Panzerspitzen haben sich noch nicht von der Stadt sehen lassen. Wie es heißt, haben sie sich bis hinter Malstedt wieder zurückgezogen. Vielleicht erwarten sie Verstärkung zum Angriff auf die Stadt. Die Arbeit hat gänzlich aufgehört. Nur einige Bäcker und Schlachter, soweit sie etwas haben, verkaufen noch.

Bremen soll sich gestern nach langem, heftigem Beschuß ergeben haben. Die Soldaten bauen ihre Stellungen vor der Stadt aus. Der Volkssturm hat weiße Armbinden bekommen und soll nur noch Sicherheitsdienst ausüben. Die Flieger lassen uns heute fast ganz in Ruhe. Warten und Ungewißheit sind unerträglich. Jeder sagt, wenn es doch nur erst so weit wäre.

Am Bahnhof steht ein großer Kesselwagen mit russischem Speiseöl, das eimerweise abgegeben wird. Wir haben überreichlich zu essen. In großen Mengen werden Lebensmittel aus den Lagern unter die Leute verteilt. Die Vorräte sollen den Feinden nicht in die Hände fallen.

½ 5 Uhr nachmittags

Plötzlich setzt eine starke Schießerei aus Richtung Bevern ein.

½ 6 Uhr

Genaueres ist noch nicht zu erfahren. Ein Feldwebel erzählte mir, daß Bevern kampflös gefallen sei. Der Regen hat aufgehört, die Sonne kommt durch. Man hört nur noch einzelne Sprengungen.

½ 9 Uhr abends

Superintendent Schulze kommt hier vorbei, fragt nach diesem und jenem und macht den Vorschlag, vom Kirchturm herab die Kampfhandlungen zu beobachten.

Wir besteigen zusammen den Turm und sehen in der Ferne den Beverner Kirchturm liegen. Im Ort ist kein Feuer.

Es ist ein wundervoller, warmer Abend. Kein Lufthauch ist hier oben zu spüren. Leichter, bläulicher Rauch kräuselt sich aus einigen Schornsteinen senkrecht empor. Es beginnt langsam zu dämmern, aber noch ist in den Gärten das frische Grün des beginnenden Lebens zu erkennen.

Die kleine Stadt liegt so friedlich zu unseren Füßen. Aber nur scheinbar, denn die Herzen der Menschen darin erfüllt bange Sorge. Man könnte hier oben den Krieg und die nahe Front vergessen, wenn nicht das Grollen des Geschützfeuers uns wieder daran erinnern würde. Wir stehen still und ergriffen hier oben und nehmen noch einmal das traute Bild unserer Heimatstadt unvergeßlich in uns auf. Wenn ich dich je geliebt habe, du kleine Stadt, dann in diesem Augenblick, da ich dich von hier aus sehe. Vielleicht zum letzten Male, wer weiß es ...

Sonntag, 29. April, 10 Uhr vormittags

Gestern abend, bald nachdem wir den Kirchturm verlassen hatten, setzte kurzer, aber heftiger Artilleriebeschuß ein. Dieser Beschuß wurde in kurzen Abständen die ganze Nacht hindurch fortgesetzt. Offensichtlich ist das der Beginn der Kampfhandlungen um die Stadt. Nachdem es wieder ruhig geworden ist, besehen wir uns die Schäden. Rund um die Mühlenbrücken sind viele Häuser beschädigt, Fenster sind herausgerissen, Drähte und Zweige liegen auf der Straße.

Nun warten wir, daß die Panzer in die Stadt vordringen, denn wir nehmen an, daß das nächtliche Bombardement die Vorbereitung zum Sturm war.

Montag, 30. April

Die Nacht ist verhältnismäßig ruhig verlaufen. Nur einige Male unternahm der Tommy einen kurzen, heftigen Beschuß, anscheinend gegen die Brücken. Gegen Morgen war es ganz ruhig, bis dann gegen 9 Uhr ein starkes Artillerie- und MG-Feuer wieder auf die Brücken einsetzte.

Jetzt scheinen sich die Panzer bis an das jenseitige Osteufer herangearbeitet zu haben. Man hört deutlich das Kettengerassel aus der Gegend hinter dem Schützenhof. Vielleicht vermuten die Engländer Beobachtungsstellen auf dem Kirchturm oder Wasserturm, denn beide haben schon Treffer bekommen. Mehrere Häuser sind getroffen, viele Fensterscheiben zertrümmert. Aber alles scheint nur erst der Auftakt zu noch heftigeren Kämpfen zu sein.

Dienstag, 1. Mai, morgens

Das war eine böse Nacht! Etwa zehn Minuten vor neun begann ein starkes Bombardement aus vielen Geschütz- und Panzerrohren. Wir verbrachten die Nacht in einem Keller, wo wir uns vor den 7,5-cm-Granaten sicher fühlten. Der ununterbrochene Beschuß der Stadt dauerte etwa fünf Stunden und hatte gegen 2 Uhr nachts sein Ende. Wir schätzen, daß etwa 500 bis 1000 Schuß auf die Stadt abgegeben worden sind. Als wir gegen 6 Uhr in der Dämmerung herauskommen, sehen wir die beträchtlichen Schäden. Ich beschließe, die Stadt zu verlassen. Durch den wieder einsetzenden Beschuß komme ich glücklich hindurch in Richtung Fresenburg. Ich fahre nach Iseler zu Bekannten. Hier treffe ich viele Bremervörder, die mich nach dem Stand der Dinge in der Stadt ausfragen.

Hier in Iseler ist es ruhig. Nur von fern hört man noch die Einschläge. In der Höhe und bei Mehedorf stehen noch deutsche Geschütze, die durch zeitweiliges Schießen die Engländer herausfordern und die Einnahme der Stadt unnötig verzögern.

Mittwoch, 2. Mai

Die Nacht war herrlich ruhig. Der Artilleriekampf um die Stadt scheint sich noch verstärkt zu haben. Der Lärm erinnert an die Trommelfeuer aus dem ersten Weltkrieg. Was ist aus Bremervörde geworden? Wir haben nicht mehr viel Hoffnung, daß etwas heil geblieben ist.

Gegen 11 Uhr vormittags endlich kommt durch einen verwundeten Unteroffizier aus Bremervörde die erlösende Nachricht: Bremervörde von englischen Truppen genommen. Gegen 10 Uhr, so erzählt er, ist der erste Panzer über die Oste in die Stadt gekommen. Alle atmen erleichtert auf. Die sinnlosen Zerstörungen der Stadt werden jetzt wohl ein Ende haben.

Mittags heißt es hier schon, die ersten Panzer seien auf dem Westerende. Die bekämpfen jetzt (13 Uhr) die Geschütze an der Höhe, die den Kampf immer noch nicht aufgegeben haben.

Durch das Radio soll die Nachricht gekommen sein, daß Hitler bei einem Luftangriff auf Berlin den Tod gefunden hat. Niemand scheint darüber betrübt zu sein.

Wir können uns nicht denken, daß der Krieg noch lange dauert. Anscheinend geht der Kampf in Richtung Ebersdorf-Alfstedt weiter. Wir hoffen, daß wir morgen nach Bremervörde zurück können. Wir wollen noch bis morgen warten, da wir durch die Kampflinie hindurch müssen.

Donnerstag, 3. Mai

Bis zur Fresenburg ist die Rückkehr geglückt. Die ersten englischen Soldaten treffen wir an der Bleiche. Wir müssen uns als Zivilisten ausweisen und werden nach Uhren usw. gefragt. Dann können wir weitergehen. Vom Kirchturm herab weht eine lange,

weiße Fahne als Zeichen der Übergabe. Starkes englisches Flakfeuer auf zwei deutsche Flieger.

Welch ein Anblick in der Stadt! Die Straßen fast verstopft von Panzern und Soldaten. Dazwischen Ausländer, die plündernd und raubend von einem der zerstörten Häuser zum anderen ziehen.

Abends gegen 6 Uhr wird der Befehl ausgegeben, daß sich alle deutschen Männer mit Spaten und Schaufel an den Mühlenbrücken einzufinden haben. Auch hier ein wüstes Durcheinander. Die Brücke ist nur über die eisernen Träger passierbar. Die zweite ist ganz. Die Gerichtsherrnbrücke liegt im Wasser, englische Pioniere haben eine neue Militärbrücke geschlagen. Sie ist zu schmal, den starken Frontverkehr zu bewältigen. Wir werden deshalb den Pionieren zugeteilt, um ihnen beim Bau einer zweiten Brücke zu helfen. Gegen 1 Uhr nachts werden wir wieder nach Hause gebracht. Das Betreten der Straßen ist sonst während der Dunkelheit verboten. Hier schließt das Tagebuch mit den Gedanken über einen neuen Anfang:

Wir stehen erschüttert vor den Ruinen unserer Häuser, inmitten der Panzer, Geschütze, der Soldaten und der vielen Fremden und wissen mit uns selbst und mit der Zukunft nichts anzufangen. Aber der Krieg ist zu Ende und wir leben. Und nach jedem Kriege ist das Leben weitergegangen. So wird es auch jetzt wieder sein. Das ist das einzige, was ich den vielen Verzagten und Verzweifelten nur immer wieder sagen kann.

Auszug aus „Dorfchronik Ohrel“ von **Otto Lindenberg** **Flüchtlinge in Ohrel**

Man nennt uns Flüchtlinge oder auch Vertriebene, wer es nicht erleben mußte, wird die Bedeutung dieser tragischen Worte kaum verstehen.

Als der Krieg seinem Ende nahte, begann für uns Deutsche in den Ostgebieten die Sorge um die Zukunft. Im Februar 1945 kam der Befehl, innerhalb eines Tages unsere Sachen zu packen und die Heimat zu verlassen. Eine Welt brach für uns zusammen. Erschwerend war, daß die jungen Männer fast alle bei der Wehrmacht waren. Im allgemeinen konnte nur ein Wagen beladen werden. Waren mehrere Gespanne vorhanden, so wurden sie von anderen Flüchtlingen, die keine besaßen, in Anspruch genommen. Es war unmöglich, alles einem noch wertvolle mitzunehmen, bis auf wenige Teile ließen wir alles stehen und liegen. Dazu kam noch das Futter für die Pferde, Lebensmittel und Bekleidung für die Menschen. Wir hatten unsere Gehöfte noch nicht ganz verlassen, da kam schon ein Treck auf den Hof, um eine kleine Pause zu machen und Futter und Lebensmittel aufzuladen; die waren anfangs noch überall vorhanden. Schließlich zog man weiter, wohin genau, wußte kaum jemand.

Allein das Verlassen der Heimat und das Zurücklassen von Hab und Gut, ganz gleich, ob viel oder wenig, war nicht einfach. Dazu kamen die Strapazen der wochenlangen Tag- und Nachtfahrt im kalten Winter. Immer wieder traf man am Wegesrand auf zurückgebliebene Menschen und Pferde, die die Strapazen nicht ausgehalten haben. Frauen hielten ihre kleinen Kinder auf dem Arm, von denen man nicht wußte, ob sie noch lebten oder schon gestorben waren. War gar bei einem Ackerwagen ein Rad zu Bruch gegangen, dann blieb alles, der Rest des Wenigen, an der Straße liegen.

Auf diesen und ähnlichen Wegen kamen wir im Laufe der Zeit in Ohrel an. Die Behörden wiesen uns in beschlagnahmte Räume ein. Im Durchschnitt bekam jede Fa-

milie einen Raum. So kamen zu den 280 Einwohnern etwa 175 Flüchtlinge hinzu, Menschen, denen alles Notwendige fehlte. Unsere Lebensmittel waren meist aufgebraucht, wir waren auf die Hilfe der Einheimischen angewiesen. Sie haben uns in allem unterstützt. Dabei muß man bedenken, daß auch sie unter den Kriegsfolgen zu leiden hatten, sie konnten nötige Kleidungsstücke auch nur auf Bezugsscheine kaufen. In dieser Enge und Not konnten Spannungen nicht ausbleiben.

Von den etwa 175 Flüchtlingen, die 1945 in Ohrel Unterkunft erhalten hatten, sind heute noch etwa 13 im Ort. Einige sind hier verstorben. Alle anderen haben Ohrel verlassen und anderswo eine neue Heimat gefunden.

Aus Chronik „Fahrendorf“

... Über 600 Menschen lebten in der Nachkriegszeit in der Gemeinde Fahrendorf, und eine der Hauptaufgaben war die Unterbringung und Versorgung von über 100 Flüchtlingen, die zunächst sehr beengt bei den Landwirten wohnten. 1947 entstand unter Mithilfe der Einwohner eine Wohnbaracke. Jeder Hof lieferte Bauholz aus eigenem Forstbestand, und auch etwas Gartenland wurde zur Verfügung gestellt. Einige Jahre später entstand auf dem Schulgelände eine zweite Behelfsunterkunft, so daß endlich alle Flüchtlinge untergebracht waren. Auch die Schulwohnung war bis 1957 mit verschiedenen Familien aus dem Osten belegt. Von den vielen Flüchtlingen, die damals in Fahrendorf aufgenommen wurden, bleiben einige im Dorf. Mitte der 60er Jahre wurden die Behelfsunterkünfte gänzlich überflüssig und schließlich abgerissen ...

Aus Chronik „Hesedorf“

... Im Spätsommer 1944 erreichten die ersten Flüchtlingstrecks aus Bessarabien und Westpreußen, später aus Pommern und Mecklenburg Hesedorf. Manche Bauernhäuser waren bis an 3-4 Familien belegt, die nur einen Herd zur Verfügung hatten ...

Aus Chronik „Ebersdorf“ von H. O. Buck

... 141 Flüchtlinge aus dem Osten trafen am 8.3.1945 im Ort ein. Nachdem die Personalien aufgenommen worden waren, wurden sie auf Privatquartiere verteilt. Weitere 105 Flüchtlinge wurden zugewiesen und in Privatquartieren untergebracht. Jedes Haus hatte nunmehr 2 bis 6 Personen bekommen.

Ununterbrochen zogen Trecks durch Ebersdorf. Ein Treck bestand aus 3 bis 15 Wagen von jeweils 2 bis 3 Pferden gezogen. Auf jedem Wagen befand sich eine Familie mit ihrer notwendigen Habe. Hunderte von Wagen durchzogen den Ort, hielten zu Mittag, übernachteten und besserten ihre Gerätschaften aus. Über 300 Menschen und 35 Pferde waren im März 1945 im Ort. Auch der Strom wurde nun regelmäßig von 10 bis 20 Uhr abgeschaltet ...

Aus Chronik der Kirchengemeinde Gnarrenburg

„Und dann war der Krieg in unserem Kreis“, heißt es in der Chronik. Die deutschen Truppen kamen auf ihrem Rückzug bis nach Gnarrenburg und bezogen in Kuhstedt ihre Stellungen; sie hatten bei dem Rückzug die Brücken über den Oste-Hamme-Kanal gesprengt, was den Vormarsch der englischen Truppen in keiner Weise aufgehalten hat. In Kuhstedt war ein Feldlazarett eingerichtet, und Pastor Himstedt mußte für drei verstorbene Soldaten die Andacht halten.

Die englischen Soldaten waren von Zeven aus in Richtung Gnarrenburg gezogen, ein anderer Teil in Richtung Bremervörde. In Glinstedt machten sie halt und schossen in das Dorf Karlshöfen, dessen Bewohner sich zum größten Teil in das Moor zurückgezogen hatten. Hier blieben sie einige Tage, bis sie es wieder wagten, in ihre Häuser zurückzukehren; nach Einnahme wurde das Dorf für drei Tage zum Plündern freigegeben.

Es herrschte ein großes Durcheinander in Haus und Stall; alles lag zerstreut herum, vieles war entzwei geschlagen. Das lateinische Sprichwort „Vae victis!“ war hier wie an allen Orten in Deutschland Wahrheit geworden: Wehe den Besiegten. Als Befreier hatten wir die alliierten Truppen erwartet, und als Sieger sind sie gekommen und haben uns das auch in den ersten Jahren nach Kriegsende deutlich spüren lassen. Professor Thielicke hat diese Zeit die „deutsche Passion“ genannt.

Schauen wir nun weiter, wie es in Gnarrenburg aussah. Am 3. Mai schossen die Engländer in unser Dorf, und die Granaten schlugen an der Kirche, im Pfarrgarten und an vielen anderen Stellen ein. Häuser wurden beschädigt, Fensterscheiben zersplitterten, und viele Dachpfannen des Kirchendaches und des Turmes wurden zerschossen. Am Turm waren noch sehr lange die Einschüsse deutlich zu sehen.

Am 4. Mai vormittags gingen Bürgermeister Garms und zwei andere Männer mit der weißen Fahne zum Kanal, um Gnarrenburg zu übergeben. Das war eine mutige Tat, war es doch grundsätzlich untersagt, daß ein Ort sich ergeben dürfte. Gott sei Dank war kein Soldat da, der sie aufhielt, und die tapferen „Nationalsozialisten“ hatten sich wohl zurückgezogen. So wurde Gnarrenburg nicht weiter beschossen, und die Engländer zogen als Besatzer ein. Für die Bewohner hieß das erst einmal: Ausgehverbot; aber was bedeutete es überhaupt für die Menschen, daß nun der Krieg zu Ende war? Es wurde nicht mehr geschossen, und es war kein Toter mehr zu beklagen; mit dem 9. Mai trat die Gesamtkapitulation in Kraft. Mit dem Erscheinen der Engländer wurden auch die Gefangenen des Lagers Sandbostel frei, die das Recht zur Plünderung bekamen und besonders die Dörfer Augustendorf und Klenkendorf heimsuchten. Für diese Bewohner brach eine von Angst gezeichnete Zeit an. In Klenkendorf waren vier Gemeindeglieder durch Minen und Granatsplitter umgekommen, in Augustendorf drei und in Findorf waren es zwei.

Als Pastor Himstedt nach diesem Kriegsende wieder auf der Kanzel stand, predigte er über das Wort aus 1. Petrus 1,24-25: „Das Gras ist verdorrt und die Blume abgefallen, aber des Herrn Wort bleibt in Ewigkeit.“ Er konnte davon sprechen, daß die Nationalsozialisten diesem Wort den Kampf angesagt hatten; nun aber schwiegen sie, und das Wort Gottes redet eine eindeutige Sprache. Es hat auch die dunkle Zeit deutscher Geschichte überlebt; nicht Menschen können Gott abschaffen, sondern er schafft „Herren“ ab und „stößt die Gewaltigen vom Thron“.

Der Krieg war zu allen Zeiten ein trauriges Kapitel in der Geschichte der Menschheit und wird es bleiben. Denken wir nur einmal an die Opfer, die der letzte Krieg forderte: 3,5 Millionen deutsche Soldaten kamen bei den Kämpfen ums Leben; 600.000 Menschen der Zivilbevölkerung starben bei den Bombenangriffen auf Städte und Dörfer und 5 Millionen mußten ihr Leben aufgrund der nationalsozialistischen Rassenpolitik lassen. Nun nehmen wir noch die Zahl von 12 Millionen Menschen dazu, die 1944/45 ihre Heimat in den Ostgebieten des Deutschen Reiches verlassen haben. Viele der Älteren haben die Strapazen der winterlichen Flucht nicht überlebt und starben auf dem Weg in den Westen.

Als die russischen Truppen die Grenzen Ostpreußens erreicht hatten, setzte sich ein Flüchtlingsstrom in Bewegung, wie die Welt das bis dahin nicht gekannt hatte; Menschen aus Ostpreußen, Westpreußen, Pommern, Schlesien verließen Haus und

Heimat, angestammtes Land, und ließen sich „führen in ein Land, das Gott ihnen erst zeigen mußte“. Wir können uns die Beschwerden vorstellen, als die Wagen bei klirrender Kälte bis zu 30 Grad minus acht Wochen unterwegs waren, nur von Frauen, alten Männern und Kindern begleitet, weil die Männer beim Volkssturm eingezogen waren. Ein anderer Teil der Flüchtlinge wurde in Eisenbahnzügen nach Westen transportiert. Die Älteren sind in den vergangenen 45 Jahren verstorben, aber die noch Lebenden werden die Flucht und die Anfänge in der neuen Heimat nicht vergessen, auch wenn sie gelernt haben, das Geschehene von damals zu verdrängen. Ich nehme zwei Sätze auf aus einem Buch von Ekkehard Kuhn, der schreibt: „Heute sind bei uns und im Osten neue Generationen herangewachsen, die das, was die Älteren dabei erlebt haben, oft kaum noch begreifen können. Die Erinnerung an das Vergangene soll zwischen den Völkern nicht alte Wunden aufreißen. Erinnerung soll heute Ansporn zu Verständigung und Versöhnung sein.“

Im März 1945 kamen die ersten Flüchtlingstransporte mit der Eisenbahn und mit Pferdefuhrwerken in unserem Kreis an und wurden auch auf die Dörfer der Kirchengemeinde Gnarrenburg verteilt. Die Seelenzahl der Gemeinde wuchs von 4.000 auf rund 6.000. Was bedeutet dies? Die Besitzer von Häusern und Wohnungen mußten Wohnraum abgeben, meist mehr als sie wollten; denn man mußte eng zusammenrücken, wenn die vielen Vertriebenen ein Dach über dem Kopf haben sollten. Das gab manche Beschwerde und viel Not. Es gab Spannungen zwischen den Alteingesessenen und den Neuhinzugekommenen. Die Frage wurde von vielen laut gestellt: „Warum habt ihr eure Heimat verlassen und seid gekommen?“ Welche Antwort hätten die Gefragten wohl geben sollen?

„Es gab harte Herzen gegenüber dem Elend, aber auch viel Hilfe, Entgegenkommen und Nächstenliebe“, schreibt Pastor Himstedt. Eine Zeitlang lebten 21 Personen im Pfarrhaus, und in manch anderem Haus mag das Gedränge fast ebenso ausgesehen haben. Viele sagten sich in dieser Enge: Wenn wir nur könnten, dann bauen wir uns ein eigenes Häuschen. Warten mußten sie noch eine Zeit, aber geschafft haben sie es am Ende schon.

Pastor Himstedt hatte die schwere seelsorgerliche Aufgabe, beide Seiten zum Verstehen zu bewegen. Er tat es bei seinen Hausbesuchen und in seinen Predigten. Die da eine ablehnende Haltung einnahmen, konnten entschuldigend sagen, wie sollten wir für eine so einmalige Situation so schnell Verständnis aufbringen. Die wirtschaftliche Situation war für alle nach Kriegsende schwierig, für die Vertriebenen trostlos; denn es fehlte an allem und jedem, und die Bezugsscheine wurden spärlich ausgestellt. Da kam Verbitterung auf, und Aggressionen entluden sich. Die Vertriebenen kamen zum großen Teil in die Gottesdienste und suchten aus ihnen Hilfe, Trost und Kraft in ihren Alltag mitzunehmen. Der eine oder andere hoffte anfangs noch auf das Wunder, daß eine Heimkehr in die Heimat möglich sein würde; aber dieses „Wunder“ trat nicht ein, und sie mußten schweren Herzens die Hoffnung begraben, in die alte Heimat zurückkehren zu können.

Die Lebensmittelversorgung war mangelhaft, weil die Ernte in den drei westlichen Zonen nicht ausreichte und die Besatzungsmächte an einer verbesserten Versorgung wenig Interesse zeigten. Als die Hungermeldungen die Welt erreichten, setzte eine freiwillige Hilfsaktion des Auslandes ein, die von vielen Organisationen und Privatpersonen getragen wurde. Ab Sommer 1946 kamen die „Care-Pakete“ aus den USA; von den Kirchen dort erhielten wir Milchpulver, Käse und auch Kleiderspenden. Das Hilfswerk der evangelischen Kirche verteilte die Gaben an die einzelnen Kirchengemeinden, die diese dann an Empfänger weitergaben. Ein nach den USA ausgewandertes Gemeindemitglied aus Augustendorf organisierte eine Paketaktion,

die ebenfalls half, Not zu lindern. Mit viel Dank wurden alle diese Gaben in Empfang genommen.

Für die einzelnen Familien blieb noch genug zu tun, um für ihr Überleben zu sorgen. Da gingen die einen ins Moor und lernten die für sie ungewohnte Arbeit des Torfstechens; andere arbeiteten in der Landwirtschaft, und manche Frau sammelte im Herbst Beeren und Pilze oder schneiderte aus Altem etwas Neues. Jeder half mit den Gaben und Kräften, die Gott ihm gegeben hatte. Es verging einige Zeit, bis die staatlichen Stellen Unterstützungen zahlten und die Situation sich langsam besserte und normalisierte. Mit der Währungsreform 1948 ging nicht nur der Schwarzmarkt zu Ende, sondern jeder Bewohner der drei westlichen Zonen startete mit 40,00 neuen Deutschen Mark.

Das Kirchenland an der Lamprechtstraße wurde an die Vertriebenen als Gartenland verteilt, so daß sie für ihre eigene Versorgung säen und pflanzen konnten.

Ab Oktober 1946 wurde aus dem Kreis der Vertriebenen Herr Rischke in den Kirchenvorstand berufen, der die Vertriebenen in der Kirchengemeinde vertrat und bei der Verteilung der Spenden half.

Die Verstorbenen der Neuhinzugekommenen brauchten einen Begräbnisplatz. Da die Stellen weitgehend vergeben waren, konnte der Kirchenvorstand den Angehörigen nur Einzel- oder Doppelgräber zuweisen. Zum anderen war zu diesem Zeitpunkt auch noch nicht klar, ob die Vertriebenen nicht doch wieder wegziehen würden, was ja auch für einen Teil zutrif.

Im Jahre 1951 wurden Baracken in Gnarrenburg, Barkhausen und Karlshöfen aufgestellt, und sie halfen mit, das Wohnungsproblem zu entspannen. Im Jahre 1959 riß man sie ab, weil zu diesem Zeitpunkt Häuser gebaut wurden, in denen man diese Familien unterbrachte. Auch für andere Vertriebene ging in dieser Zeit der Wunsch nach einem Eigenheim in Erfüllung; und wer durch unsere Dörfer geht, sieht noch heute die neuen Siedlungsgebiete. Daß auf dem Weg zum eigenen Haus viel Fleiß, Mühe und Arbeit aufgebracht werden mußte, sei angemerkt.

Für alle damals Betroffenen war es „ein Wandern im finstern Tal“, und sie spürten, daß ihr Glaube an den guten Hirten auf die Probe gestellt wurde. Ein großer Teil der Wanderer hat am Ende Gott Dank sagen dürfen, daß er sie begleitet, gestärkt und im Glauben erhalten hat. Gott allein weiß, aus wie vielen Herzen der Vers von Paul Gerhardt vor seinen Thron kam:

„Befiehl du deine Wege und was dein Herz kränkt
der allertreusten Pflege des, der den Himmel lenkt.
Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn,
der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann.“

Bevölkerungsentwicklung

Aus der Statistik:

Landkreis Bremervörde

109 Gemeinden und Kreisstadt Bremervörde und Stadtgemeinde Zeven

	Einwohner	Haushaltungen
Volkszählung 1939:	46.272	11.023
Volkszählung 1946:	75.797	17.835
Volkszählung 1950:	82.034	18.750

1950 davon		% der Einwohner
Einheimische	46.643	57,0
Heimatvertriebene	26.513	32,3
Evakuierte	6.623	8,0
Ausländer	2.019	2,4
Sonstige	<u>236</u>	0,3
	82.034	

Landkreis Rotenburg/Hannover

	Einwohner
Volkszählung 1939	34.377
Volkszählung 1946	56.233
Volkszählung 1950	59.909

1950 davon		% der Einwohner
Einheimische	36.710	61,3
Heimatvertriebene und SBZ-Flüchtlinge	<u>23.199</u>	38,7
	59.909	

Zum Vergleich:

Kreis Stuhm/Westpreußen

65 Gemeinden und Kreisstadt Stuhm und Stadtgemeinde Christburg

	Einwohner	Haushaltungen
Volkszählung 1939	40.453	9.601

Der seit **1. August 1977** aus den Landkreisen Bremervörde und Rotenburg gebildet

Landkreis Rotenburg/Wümme

Bevölkerungsentwicklung (jeweils 31.12.)

	Einwohner		Einwohner
1939 =	80.435	1980 =	137.719
1950 =	140.685	1987 =	137.896
1961 =	121.663	1990 =	141.383
1970 =	128.599	1993 =	147.527

Flucht und Vertreibung aus Westpreußen

Aus „Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mittel-Europa“

Flucht durch Pommern nach Holstein

Erlebnisbericht der Pfarrersfrau Ella Schwarz aus Losendorf, Kr. Stuhm/Westpr.

Bis zum Januar 1945 wohnten wir in Losendorf, Kreis Stuhm, Westpr. Wir haben drei Kinder, die damals, im Jahre 1945, 7, 4 und 1 ½ Jahre alt waren. Mit uns wohnte im Pfarrhaus des kleinen Dörfchens meine Schwiegermutter, damals 62 Jahre alt. Mein Mann, seit 1937 Pfarrer der Gemeinde, befand sich seit 1940 bei der Wehrmacht.

Kirche in Losendorf

1944



1977



Weihnachten 1944 hatte mein Mann einen kurzen Urlaub von wenigen Tagen. Da der Russe noch fern in Polen stand, im Westen aber die mit vielen Erwartungen begonnene Offensive stattfand, dachte niemand an eine mögliche Flucht, wenn auch erhebliche Bedenken über den Ausgang dieses Krieges heimlich hier und da geäußert wurden. Am 20. Januar 1945 erschien noch im Dorf ein Beauftragter der Partei, hielt eine Versammlung und erklärte, zu irgendwelchen Befürchtungen bestände keine Veranlassung, denn der Russe stünde noch weit in Polen, vor Marienburg wären drei starke Verteidigungsgürtel der deutschen Wehrmacht, die vom Feinde nicht zu durchbrechen wären. In der Nacht zum 23. Januar jedoch erschien ein Reiter, vom Bürgermeister des Dorfes geschickt, und gab den Befehl zum sofortigen Packen und Fertigmachen des Flüchtlingstrecks. Noch in der Nacht begann das Beladen der Wagen, auch wir wurden mit unserer Habe einem Wagen zugeteilt, und mittags am 23. Januar setzte sich der Treck in Bewegung.

Während meine Kinder und meine Schwiegermutter auf dem Wagen sitzen durften, gingen meine Hausgehilfin und ich bis Pr. Stargard zu Fuß hinterher. Da der Fluchtbefehl von unserem Stuhmer Landrat und Kreisleiter Franz viel zu spät gegeben war, sind wir dicht vor dem Russen Tag und Nacht marschiert, das Trommeln der Artillerie in den Ohren und den von den brennenden Dörfern blutroten Himmel vor Augen. Es war bitterkalt, unsere mitgenommenen Lebensmittel waren bald gefroren, nun kam noch der Hunger hinzu. Überall waren die Ortschaften und Häuser geräumt und geplündert. Die Windeln meiner Kleinsten konnte ich nirgends waschen, nirgends trocknen, keine Milch für sie war aufzutreiben, etwas Schnee mußte zunächst den Durst löschen. Das Herz wollte mir brechen, wenn ich daran zurückdachte, wie wohlbehütet und gepflegt die Kinder in unserem schönen Pfarrhaus erzogen worden waren.

Vollständig entkräftet und krank kamen wir Ende Januar erst in Pr. Stargard, einer Stadt in der Nähe Dirschau, an. Viele Kinder sind unterwegs gestorben, die wir nur schnell in den Chausseegraben, in ein Tuch gewickelt, legen konnten. Hier in dieser Stadt bekamen wir nach Wochen die erste warme Mahlzeit aus einer Soldatenküche. In einem schönen Zimmer wurden wir untergebracht. Da der Russe inzwischen wieder zurückgeschlagen war, hatten wir gerade noch drei Wochen Zeit, um die Kinder und unsere Oma vom Arzt behandeln zu lassen, da sie angefrorene Hände und Füße hatten und unter schwerem Darmkatarrh zu leiden hatten.

Auf diesem Wege schon, von Marienburg bis Pr. Stargard, der 14 Tage dauerte - der Treck konnte infolge der verstopften Brücken nicht über die Weichsel und irrte auf vielen Umwegen nordwärts - hatte sich die Treckgemeinschaft völlig aufgelöst, so daß nur wenige Wagen Pr. Stargard erreichten. Schon unterwegs hatte der Kutscher unseres Wagens völlig die Nerven verloren, war zeitweise mit seinem Wagen vom Treck abgekommen, vor Angst oft in sinnlose Wut geraten und war nun in Pr. Stargard völlig mutlos geworden, wollte nicht mehr weiter, sondern zurück in das Heimatdorf zum Russen. Da nahm ich kurzentschlossen meine Habe vom Wagen, brauchte sie in das dortige Pfarramt und stellte sie auf dem Hausboden unter, wo dann auch alles geblieben ist.

Nach dreiwöchigem Aufenthalt fuhren wir mit leichtem Handgepäck mit einer Nachrichtenabteilung weiter bis Köslin in Pommern, wo wir am 17. Februar anlangten. Meine Kleinste hatte inzwischen Keuchhusten bekommen, und wieder gelang es mit Gottes Hilfe, sie innerhalb von acht Tagen vom Arzt soweit behandeln zu lassen, daß sie die Flucht weiter durchhalten konnte.

Ungefähr Ende Februar schoß der Russe bereits nach Köslin hinein, so daß wir wieder zusehen mußten, wer uns nun weiter mitnehmen würde. Ich brachte meine Familie zur Kaserne, die gerade geräumt wurde. Stundenlang lief ich von einer Dienststelle zur anderen, von einer Einheit zur anderen, von einem Lkw zum anderen, aber niemand nahm uns mit. Der Russe schoß wie wild, und als ich schon fast vorhatte, in Köslin zu bleiben, da wurde mir im letzten Augenblick ein Lkw zugewiesen, den ein Franzose steuerte. Wie glücklich bestiegen wir den Wagen, aber die Freude war nicht von langer Dauer, denn der Motor war nicht in Ordnung, und nach 10 km rührte er sich nicht mehr. Wir blieben mitten auf der Landstraße bei einem gewaltigen Schneesturm zwei Tage und Nächte liegen. Niemand kümmerte sich um uns, niemand wollte uns abschleppen. Endlich am dritten Tag erbarmte sich unser eine Menschenseele und schleppte uns nach Körlin (Pom.). Dort ließ man den Wagen auf dem Marktplatz einfach stehen.

Ich brachte die Kinder und unsere Oma in einen geheizten Raum, damit sie ein bißchen auftauten und war dann Tag und Nacht draußen, um zu erkunden, wer uns

weiter westwärts mitnehmen könnte und wollte. Das Militär brauste durch die Stadt, aber niemand achtete auf die Flüchtlinge. Partei und NSV waren schon lange in Sicherheit, immer dasselbe Bild auf der ganzen Flucht. Endlich erspähte ich einen Omnibus mit Flüchtlingen, und nach langem Bitten ließ sich der Fahrer erweichen, uns mitzunehmen, aber ohne Handgepäck. So ließen wir dann auch unsere letzte Habe auf dem Marktplatz stehen, um unser nacktes Leben zu retten. Um 4 Uhr morgens fuhren wir so in Richtung Kolberg weiter. Hier empfing uns schon der Russe mit gewaltigem Artilleriefeuer, so daß wir gezwungen wurden, um die Stadt herumzufahren über einen Friedhof und durch ein kleines Wäldchen. Ab und zu mußte alles raus, um Bäume zu fällen, die den Durchweg versperrten. Inzwischen hatte sich der Hauptmann, der für den Transport verantwortlich war, in einem Volkswagen auf und davon gemacht, da die Stadt Kolberg schon an allen Ecken und Enden brannte und der Russe uns gewaltig auf den Fersen saß. Schließlich gerieten wir mit unserem Omnibus in einen Sumpf, und die Fahrt war zu Ende. Es wurde uns empfohlen, wieder zurück nach Kolberg zu gehen und dort alles weitere abzuwarten.

Viele taten es, aber ich nicht. Wir wanderten zu Fuß weiter durch den Sumpf, immer bis zur halben Wade im Morast, bis uns endlich eine Zugmaschine aufnahm, die Munition geladen hatte. Unterwegs stieg noch ein schwerverwundeter Offizier zu uns, der uns aber bald wieder verließ, weil er meinte, wir führen gerade in die Russenlinie hinein. Nachts kamen wir aber doch auf dem Truppenübungsplatz in Deep an und wurden hier wieder unserem Schicksal überlassen, saßen nun hier fest, denn die Wehrmacht hatte den Ort schon verlassen. Mit meinen drei kleinen Kindern und der alten Schwiegermutter konnte ich unmöglich zu Fuß weiter. Als ich nun gar nicht mehr aus noch ein wußte, blieb mir nur noch die Hilfe Gottes, die ich dann auch von Herzen erflehte. Da wurde ich ganz ruhig und gefaßt. Plötzlich steht ein Major vor mir, und er gibt mir einen gefährlichen Rat, ich sollte mit einem Fahrzeug bis zum Wasserflughafen Kamp fahren, der allerdings schon unter Beschuß lag, und dort versuchen, mit einem Flugzeug nach Dievenow zu gelangen. Wir versuchten es. In Kamp aber lagen schon Tausende von Menschen, die auf Weiterbeförderung warteten und nicht über den Strom kamen. Ich springe aus dem Wagen, laufe an den Planken entlang zu dem Wasserflugzeug, das gerade starten will. Dort bitte ich den Hauptmann dringend, uns mitzunehmen - und er tut es. Wir fliegen glücklich hinüber nach Dievenow, das Flugzeug aber nach uns ging infolge Überbelastung unter.

In Dievenow konnten wir uns zwei Tage ausruhen, bekamen aus der Feldküche warmes Essen, nach langer Zeit das erste Mal. Eines Morgens gelang es uns, in eine Maschine zu kommen, die nach Stralsund mit Flüchtlingen startete. Plötzlich aber wurden wir von Artillerie beschossen. Die Besatzung türmte. Wir stiegen nun auch umständlich wieder aus. Ich trug erst meine Kinder über einen vereisten Laufsteg, dann half ich meiner Schwiegermutter, aber inzwischen schlugen die Granaten links und rechts von uns ein. Wir versuchten ebenfalls, die Gebäude zu erreichen, und dabei wurde unsere Oma am Bein leicht verwundet.

Ein Pkw von der Kommandantur nahm uns dann mit nach Kolzow, nach zwei Tagen Rast ein Lkw bis Swinemünde. Am nächsten Tag steckte uns die Partei in einen Zug, in dem wir Tag und Nacht immer hin und her fuhren, bis wir in Anklam aussteigen durften und ohne Verpflegung und todmüde dort landeten. Meine Kleinste wurde sehr krank, auch wir anderen waren völlig erschöpft, aber wir mußten weiter. Wir wurden mit anderen in einen Lkw verladen und nach Friedland in Mecklenburg transportiert. Hier fanden wir bei einer sehr netten Familie liebevolle Aufnahme, und am nächsten Tag holte ich dann auf Empfehlung unserer Wirtsleute einen sehr tüchtigen Arzt, der mit Gottes Hilfe alle wieder auf die Beine brachte.

Nach siebenwöchigem Aufenthalt in dem kleinen Städtchen ging es mit einem Sprengkommando wieder westwärts, denn der Russe fing an, die Stadt zu beschießen. Wer flüchten konnte, flüchtete. Wir fuhren zunächst bis Wismar, dort mußten wir von den Fahrzeugen, da Tieffliegergefahr bestand. Gegen Abend nahm uns ein Fahrzeug mit bis Lischow, aber als wir endlich todmüde dort ankamen, war dort alles beim Packen und Aufbruch, denn der Russe näherte sich von Rostock der Stadt Wismar, und Lischow liegt zwischen den beiden Städten. Also weiter.

Am nächsten Morgen nahm uns ein Gutstreck bis kurz vor Wismar mit, aber dann zog ich es doch vor, wieder mit der Wehrmacht zu flüchten. Wir hatten auch Glück, nach zwei Stunden Wartezeit kam ein großer Lkw, der uns sofort mitnahm. Bis Lübeck war es dann noch sehr gefährlich, weil uns die Tiefflieger dauernd beschossen. Die Straße von Wismar nach Lübeck war links und rechts mit zerschossenen Fahrzeugen übersät. Wir kamen aber, gottlob, wohlbehalten in Travemünde an, und von hier ging's die Bäderstraße entlang bis Rantzau hinter Plön. Hier wurden wir nochmals umgeladen, und da Tieffliegergefahr bestand, fuhr uns der Fahrer in rasendem Tempo nach Lütjenburg in Ostholstein. Genau am 1. Mai 1945 kamen wir dort an, und unser Fluchtweg war damit zu Ende. Viele Enttäuschungen aber auch viel beglückende Barmherzigkeit haben wir durch Menschen erlebt, das größte Erlebnis aber ist uns die bewahrende Durchhilfe unseres himmlischen Vaters gewesen. Ihm sei die Ehre und Lob und Dank!

Untergang des Flüchtlingstransporters „Androß“ im Hafen von Swinemünde

Aus dem Brief der Frau Anna Küsel aus Gumbinnen i. Ostpr. an den Mann einer beim Untergang der „Androß“ ums Leben gekommenen Flüchtlingsfrau aus Gumbinnen:

Nach einigen privaten Einleitungssätzen schreibt Vfn.:

Schätzungsweise sind von den 2.500 Passagieren der „Androß“ nur ca. 500 mit dem Leben davongekommen - vor allem natürlich die, die in den Bunker an Land gegangen waren. - Ich habe Ihre Frau öfters in den 6 Tagen, die wir auf dem Schiff zusammen waren, gesprochen. Sie erkannte mich zuerst und sprach mich an. Sie sah sehr elend aus und erzählte mir den ganzen Verlauf ihrer Flucht.

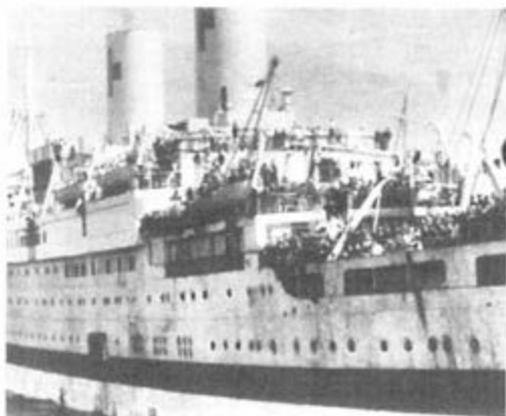
Also am 12. März früh ca. 7 Uhr kam unser Schiff, die „Androß“, die am 6. Pillau verlassen hatte, im Hafen von Swinemünde an. Es hieß, wir nehmen nur Proviant und Kohlen, und dann ginge es weiter nach Dänemark. Gegen 11 Uhr kam plötzlich Alarm: „Amerikanische Bomber“. Es war - meiner Ansicht nach - auf dem Schiff wenig bekannt, daß Alarm gegeben war. Nur die, die oben auf Deck waren, hatten es gehört. Und es ist - meiner Ansicht nach - auch ein Versehen von der Schiffsleitung, die Passagiere nicht davon in Kenntnis zu setzen. Ich selber hatte die Sirene auch nicht gehört. Plötzlich ruft mir Forstmeister Messing zu (ein bekannter ostpreußischer Forstmeister, dessen Familie ich mich angeschlossen hatte, weil wir zusammen in Pillau in der gleichen Baracke gelegen hatten): „Wollen Sie nicht in den Bunker gehen, es ist Alarm gegeben, meine Familie ist auch schon drüben an Land“. Ich wollte zuerst nicht, aber dann tat ich's doch und ging vom Schiff - es war wohl Gottes Fügung und Führung, anders kann ich es mir nicht erklären. Denn diese Sekunde -

gehst du, oder gehst du nicht - hat ja über mein Leben entschieden. Ich ging widerstrebenden Gefühls, da ich mir feige vorkam, das ganze Schiff saß noch voller Menschen. Während der ganzen Fahrt hatte ich meinen Platz in der Nähe Ihrer Frau. An dem Morgen stiegen ca. 10 Soldaten in Swinemünde aus, und da ich vorher sehr beengt saß, so ging ich in die andere Ecke des Raumes, da, wo die Soldaten gewesen waren. Sonst hätte ich an Ihrer Frau vorbei müssen, und sie wäre vielleicht mitgekommen. Von meinem jetzigen Platz hat sie mich gewiß gar nicht gehen sehen. Es ist wohl alles Bestimmung.

Als ich in den Bunker kam, war er voll. Da wies man mich in ein danebenstehendes Haus („Marine-Seeamt“ oder so ähnlich hieß es), wo auch ein guter Keller vorhanden war. Auch hier herrschte eine große Fülle; viele Menschen vom naheliegenden Bahnhof und aus der Stadt waren drinnen. Um ca. ½ 12 Uhr kommt die erste Bombe, mit einem unvorstellbaren Krachen, daß man sich festhalten mußte, sonst wäre man umgefallen. Es war wohl die, die die „Androß“ getroffen hatte. Eine dreiviertel Stunde dauerte der fürchterliche Angriff, man war wie betäubt von dem Krachen und Dröhnen und Splintern! Mit zitternden Knien ging man nach der Entwarnung heraus, und ein grausiger Anblick bot sich einem: Das Schiff war gesunken, das Ende, auf dem sich Ihre Frau und ich befunden hatten, hatte den Volltreffer bekommen, da ragte nur noch ein kleiner Teil aus dem Wasser hervor. Die andere Seite war etwas besser weggekommen, da ragte noch das „Deck“ über Wasser vor, und ein Teil der Passagiere sind gerettet; sogar das Gepäck, das auf Deck lag, haben diese Menschen teilweise retten können, wenn es auch teilweise im Wasser lag. Wasserschutzpolizei, Rotes Kreuz etc. beteiligten sich an den Rettungsarbeiten. Es war nicht mehr viel zu retten. Grausige Bilder boten sich einem, erlassen Sie es mir, davon Näheres zu schildern: herzerschütternde Szenen spielten sich ab - es war ein Bild des Grauens und der Verzweiflung; nie werde ich das in meinem Leben vergessen.

Mit Familie Messing verließen wir das Hafengelände, wir hatten ja nichts zu tragen, da all unser Gepäck, das auf Deck gelegen hatte, auch untergegangen war. Wir bekamen, nachdem man an tiefen Bombentrichtern, entwurzelten Bäumen etc. vorbeigekommen war, an zerstörten Häusern, brennenden Gebäuden etc. etc., nach langen Bemühungen gegen Abend einen Wagen, der uns nach dem 6 km entfernten Ahlbeck brachte, wo wir in einer leeren Pension Zimmer und Betten erhielten. Am nächsten Morgen setzte ich meine Fahrt fort über Wolgast, Grimmen, Strelitz etc., bis ich am 16. März hier in der Lüneburger Heide landete.

Es folgen noch einige private Mitteilungen.



Lazarettsschiff „Pretoria“ mit Flüchtlingen und verwundeten Soldaten bei seiner Ankunft in Kopenhagen im April 1945.

Ausweisung im Juli 1946 aus Elbing

Unerträgliche Verhältnisse beim Transport in Kohlenkähnen nach Danzig, Plünderung vor Verlassen des polnisch verwalteten Gebietes

Erlebnisbericht von Frau Elfriede Meusel aus Elbing i. Westpr.

Es ist Ende Juli 1946. Man munkelt viel von Transporten nach Deutschland. Das Leben in der alten, lieben Heimat ist bei dem fremden Volk einfach nicht auszuhalten. Überall noch Plünderungen durch Soldaten und Miliz trotz Verbote und Strafen, nur kleine Verdienste bei enormen Preisen (Tagesverdienst für Frauen 15 bis 20 Zloty täglich, ein Brot kostet 45 Zloty, Butter pro ein halb Kilo 250 Zloty usw.). Es werden Brotkarten ausgegeben, aber kein Bäcker beliefert sie, Arbeitskarten werden ausgehändigt, damit jeder Inhaber ungehindert an seine Arbeitsstelle gehen kann. Miliz reißt dieses für uns so wertvolle Papier einfach durch und nimmt die Deutschen zu allen möglichen Arbeiten in ihrem Bereich mit, überall typische polnische Wirtschaft. Ja - nur raus! Tatsächlich erhalten hier und da Familien Ausweisungsscheine, es kommt vor, daß eines der Kinder oder die Mutter nicht dabei ist. Aufregung über Aufregung. Wir erfahren dann, daß Schiffe mit diesen Ausgewiesenen nach Danzig gefahren sind. Der nächste Transport soll 14 Tage später abgehen.

Eine polnische Magistratsbeamtin, die diese Ausreise bearbeitet, wohnt in unserer Nähe und verspricht uns die Mitfahrt, wenn wir ihr Betten, Hausrat u.ä. überlassen. Selbstverständlich wollen wir das tun, wir können nicht alles mitnehmen. Am 12. Juli 1946 nachmittags erscheint ein Bote und überreicht uns jedem ein Papier mit polnischem Text, den er uns gern übersetzt. Am 13. Juli morgens 6.00 Uhr sollen wir am Silo zum Abtransport nach Deutschland sein. Gepäck bis 50 Kilogramm darf mitgenommen werden sowie Verpflegung für zwei bis drei Tage. - Nun wird eifrig gepackt, vor allem muß auch an Eßbesteck, Schüsseln, Becher u.a. gedacht werden. Mit dem Schlafen will es nicht klappen, und beim ersten Morgengrauen werden die versprochenen Sachen der polnischen Beamtin über den Zaun gereicht, was streng verboten ist, dann geht es schwer bepackt an den Silo.

Dort ist ein provisorischer Zaun gezogen, und davor lagern schon Hunderte von Menschen, die alle bei den Glücklichen sind, die aus der Hölle raus können. Um 6.00 Uhr öffnet sich eine Tür, wir gehen nacheinander familienweise durch den Silo. Der Ausweisungsschein wird abgenommen. Wir erhalten dafür ein anderes Papier, bekommen eine Dusche Läusepulver unter den Rock, die Männer in die Hose, eine in den Nacken und eine auf den Kopf. Dann gehen wir an unser „Schiff“ - einfache Kohlelommen, ohne Fenster, nur oben mehrere Verladeluken aneinander. Durch eine Öffnung lehnt eine Leiter, wir steigen hinunter, bei hellichem heißem Sommer tag in ein halbdunkles, großes Loch, bis wir dichtgedrängt den Kohlenraum ausgefüllt haben. Dann wird die Leiter entfernt und so der nächste Kohlenkahn beladen. Nach stundenlangem Warten geht es endlich los, es ist bereits Nachmittag geworden. Ein Schlepper zieht uns den Elbingfluß lang, dann durch den Kraffohlkanal, durch die Nogat, die Elbinger Weichsel bis Danzig. Diese Strecke fuhr ein Dampfer normal fünfeinhalb bis sechs Stunden, wir brauchten eineinhalb Tage und eine Nacht dazu. Gott sei Dank war schönes Wetter, wir konnten während der Fahrt zum Teil oben auf „Deck“ liegen, unten im Loch wurde die Fahrt immer unerträglicher. Ein Mülleimer, wie ihn die Stadt Elbing für die Häuser bereitstellte, diente als Toilette, die auf der einen Seite aufgestellt ist und oft über Bord gekippt werden muß. Dazu die schier unerträgliche Hitze und halbe Finsternis.

Am 2. Nachmittag ziehen überall Gewitterwolken auf. Auch das noch! Aber das Wetter hält sich, bis wir in Danzig anlegen. Die Lomme liegt ca. zehn Meter vom Kai weg, wir müssen alle über ein schmales Brett an Land gehen mit all unserem Gepäck. Manch einer tritt vorbei und versinkt in der Mottlau. An Land stehen viele polnische Jungen und Halbwüchsige, die Beute wittern. Da setzt ein Gewitter ein, wie ich es bisher noch nie erlebte. Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag und dann ein Regenguß! Ich hatte mir von einem neuen Zuckersack (Papiergewebe) einen Rucksack gemacht, der sich an den Riemen durch den Regen auflöste. Ich konnte ihn nachher nur die Straße entlang ziehen.

Als der Regen nachließ, kam die Miliz wieder und brachte uns zur Registrierung in ein großes Betriebsgebäude und anschließend nach dem Güterbahnhof. 50 Personen wurden in einen Viehwagen verladen, und am nächsten Morgen zwischen 3.00 Uhr und 4.00 Uhr fuhren wir in Richtung Stettin ab.

Am 17. Juli waren wir in Stargard. Hier sollte der Zug eine Viertelstunde halten. Viele Frauen und Männer liefen nach der Toilette oder an eine Pumpe. Indem fuhr der Zug wieder ab. Ein Schreien vom Zug und von drüben. Notgedrungen mußte er anhalten. Dafür kassierten die Bahnhofsbeamten, wo es nur ging, 150 Zloty. Schikane überall!

Am 18. Juli kamen wir in Stettin-Frauendorf an. Dort mußten wir einen Kilometer weit in ein Lager gehen. Bis zum 28. Juli behielt man uns bei sparsamster, unzureichender Verpflegung da. Wir wurden durch die Miliz zur Arbeit geholt, wurden entlaust, zum Schluß mußten wir uns einer genauen Zollkontrolle unterziehen. Alle Sparbücher mußten abgeliefert werden, neue Sachen, wenn sie nicht als Aussteuersachen anerkannt wurden, wurden abgenommen und manch anderes gutes Stück an Schmuck oder Eßbarem wurde von den geschäftstüchtigen Zollbeamten nach eigenem Ermessen einbehalten.

Am 29. Juli endlich fuhren wir in normalen Personenzügen, wenn auch zum Teil ohne Fenster, nach Lübeck, von dort über Hamburg, Hannover, Uelzen, Hamm nach Köln. Von dort aus wurde der ganze Transport aufgeteilt. Meine Angehörigen und ich kamen am 10. August 1946 mit ca. 20 anderen Elbingern in Butsheim bei Rommerskirchen an, mußten dort ca. 8-10 Tage in einem Saal kampieren und wurden dann vom Gemeindedirektor in Rommerskirchen bei Bauern, Bergarbeitern pp. untergebracht. Da fing endlich wieder ein normales Leben ohne Angst und Schrecken an. Wir brauchten nicht mehr zu hungern und hörten nur noch unsere deutsche Sprache.



Elbing, Alter Markt mit Pfeifenbrunnen und Markttor

Die Rückzugskämpfe von Graudenz bis Danzig (Jan./April 1945)

aus Sicht des damals 17jährigen Gefr. (HG.) Siegfried Erasmus, Stuhm

Weihnachten 1944 weilte ich zum letzten Male während eines kurzen Urlaubs in meiner Heimatstadt Stuhm. Als ich Ende Dezember wieder zu meiner Einheit nach Halberstadt zurückfuhr, zogen sich bereits die Wolken des nahenden Unheils über unserer Heimat zusammen. Doch ahnte ich damals nicht, daß bereits knapp einen Monat später sowjetische Truppen mordend und plündernd dieselben Straßen entlangziehen würden, die ich an jenem Dezemberabend bei knirschendem Schnee und gleißendem Vollmondlicht dem Stuhmer Bahnhof entgegenging.

Wieder bei meiner Einheit angelangt, erfuhr ich am 12. Januar 1945 vom Beginn der großen russischen Offensive im Osten. In den nächsten Tagen verfolgten wir immer besorgter die sich überstürzenden Nachrichten aus der Heimat, und die bunten Stecknadelköpfe, die auf der Landkarte in der Schreibstube den Verlauf der Front absteckten, zeigten immer erschreckender, wie tief sich der feindliche Angriff bereits in deutsches Land eingefressen hatte.

Bald griff in unserer Kompanie das Gerücht um sich, daß wir nach Osten in Marsch gesetzt werden sollten, und es verstummte nicht, bis es eines Tages Wirklichkeit wurde. Am Abend des 22. Januar wurden wir verladen, und noch in derselben Nacht setzte sich der Zug gen Osten in Bewegung. Hinter Berlin bekamen wir die ersten Eindrücke des großen Aufbruchs in Ostdeutschland. Wir rollten vorbei an überfüllten Zügen und Bahnhöfen durch die weite Landschaft Pommerns. Nun begann das große Rätselraten, wohin die Fahrt geht, und ich wünschte nichts sehnlicher herbei, als daß ich meine engere Heimat noch einmal wiedersehen könnte. Konitz wurde erreicht und Heiderode, und dann rollten wir mit Unterbrechungen die ganze Nacht hindurch, bis wir am Morgen das Städtchen Osche erreichten. Hier blieb unser Zug während des ganzen Tages stehen. Wir gingen in die Stadt und sahen das unbeschreibliche Elend des Flüchtlingsstromes, der auf den vereisten Straßen nur langsam weiter kam. Unsere Einheit war so gut wie gar nicht auf den Winterkrieg vorbereitet. In der Stadt besorgten wir uns daher weiße Tischdecken, Bettwäsche usw. machten daraus Schneehemden zur Tarnung. Am Abend setzte sich unser Zug wieder in Bewegung, doch das monotone Rollen der Räder sollte nicht lange dauern, und wir standen wieder. Es herrschte eisige Kälte, und ein scharfer Schneesturm jagte über das Land. Er heulte um unseren Güterwagen herum, und wir waren froh, im Warmen sitzen zu können. Da klopfen ein paar Eisenbahner an die Verschlüge: „Raus, raus, der Iwan ist da!“ riefen sie uns zu und bedeuteten uns, daß sie den Zug nicht weiter fahren wollten, da in der Ferne Kanonendonner vernehmbar wurde. Während der ganzen Nacht waren wir damit beschäftigt, das Gerät, die Waffen und die Fahrzeuge von den Eisenbahnwagen abzuladen. Als der Morgen graute, hatten wir es geschafft, und wir stellten fest, daß wir auf dem Bahnhof Helenenfelde gelandet waren. Den Tag über suchten wir uns Quartiere, es wurden ein Schwein und Geflügel geschlachtet, doch bereits am Abend kam der Befehl zum Aufbruch. Der Schnee war knietief, und stellenweise hatte der eisige Schneesturm mannshohe Schanzen über den Wegen zusammengeweht. Unsere Kraftfahrzeuge mußten wir einfach liegen lassen, da sie sofort stecken blieben. Nun mußten uns die in den Dörfern zurückgebliebenen Bauern, zumeist Polen, weiterhelfen und die Waffen und das Gerät bis zum nächsten Dorf transportieren. Dort wurden wieder ein paar Schlitten requiriert, die uns wieder ein paar Dörfer weiter bringen mußten. Drei Tage

Graudenz.

Weichselbrücke.



Die Graudenz Weichselbrücke - Eisenbahn- und Straßenbrücke

und Nächte mit kurzen Ruhepausen waren wir so unterwegs für eine Entfernung von ca. 35 km. Am Morgen des 29. Januars erreichten wir die Weichsel bei Graudenz. Über die große Brücke, die bereits mit Fliegerbomben zur Sprengung vorbereitet ist, geht es in die Stadt hinein. Die Straßen sind fast menschenleer. Wir beziehen Quartier in der Kaserne (ehemals Lazarett) in der Kulmer Straße am südlichen Ausgang der Stadt. Die Gebäude sind leer und verlassen, die Bestände geplündert. Übermüdet, wie wir sind, suchen wir ein paar Stunden Schlaf. Dann wollen wir wissen, wie weit die Front überhaupt ist und wo die Russen eigentlich stehen. Doch das sollten wir bald erfahren. Auf dem Kasernenhof gehen drei Geschütze in Stellung, und die Mannschaften exerzieren daran herum. Aus einer Dachluke des Kasernengebäudes schreit ein Beobachter unverständliche Zahlen herunter, und dann beginnt ein Schießen, daß die Scheiben klirren. Am Abend bezieht unser Bataillon im Stadtwald zwischen Rudniker See und dem Flughafen die Stellungen, in denen Einheiten aus der Festung an den Vortagen den russischen Angriff zum Stehen gebracht hatten. Es sind gut ausgebaute Erdbefestigungen, Gräben und Bunker, die im Sommer 1944 im Rahmen der Schanzaktion ausgehoben worden sind. Wir richten uns für eine längere Verteidigung ein und erwarten den russischen Angriff. Als dieser in den nächsten Tagen ausbleibt, laufen in der Nacht einige Spähtrupps und stellen fest, daß die russischen Stellungen vor uns dünn besetzt sind. Einige Gefangene, die eingebracht werden, zerlumpte Gestalten mit langen Bärten (Rumänen), sagen aus, daß das Gros der feindlichen Kräfte südlich Graudenz nach Westen strebt, und der Russe an einer Eroberung der Stadt vorerst wenig interessiert erscheint. In den nächsten Tagen gehen unsere Granatwerfer in Stellung und beschießen die feindlichen Linien. Nachts herrscht lebhaftere Spähtruppstätigkeit, wobei auf unserer Seite kaum Verluste eintreten. Einige Tage später aber gerät einer unserer Stoßtrupps in ein russisches Minenfeld und wird fast vollständig aufgerieben. Eines Tages gehen ein paar Kameraden und ich zum Flugzeugwerk. Es stehen eine Menge neuer Maschinen in den Hallen und zwischen den Gebäuden herum, alle zur Sprengung vorbereitet. Im Morgengrauen des darauffolgenden Tages werden noch zwei Me 110-Flugzeuge herausgeflogen. Die russische Flak bellt wütend hinter ihnen her. Es war



Graudenz der Getreidemarkt

ein Bravourstück der Piloten, denn am Südrand des Flugplatzes lagen die Russen, während sich unsere Stellungen auf der anderen Seite befanden. Später lag das Flugzeugwerk dauernd unter Granatenwerferbeschuß, so daß wir dort nicht mehr hingelangen konnten.

Am 8. Februar fliegt die große Weichselbrücke in die Luft. Am nächsten Tage gehen wir durch die Stadt zur Festung, um Fernsprechkabel zu holen. Ein Teil der Bevölkerung ist wieder in die Stadt zurückgekehrt, und die Straßen sind nicht so leer und verlassen wie bei unserem Einzug. In der Nähe der Brücke sind sämtliche Scheiben durch den Luftdruck der Explosion zerstört. Vor einem Elektrogeschäft bittet uns eine Frau, die Inhaberin, ihr zu helfen, einen elektrischen Herd aus dem Schaufenster in das Innere der Wohnung zu schaffen, er könnte sonst gestohlen werden, da das Schaufenster geplatzt ist. Ein bezeichnendes Bild für die Verwirrung jener Tage! Die Stadt ist von der Ostseite her vollkommen eingeschlossen, und auch auf dem Westufer der Weichsel rücken die Russen immer näher heran. Es wurden in der belagerten Stadt sogar noch Parteiversammlungen abgehalten. In der „Graudenzener Front“, der Zeitung, die noch in der Stadt gedruckt wurde, stand damals am 9. Februar 1945 in den Schlagzeilen zu lesen: „Wie in alten Tagen ... - Kreisleiter Lampele spricht zu den Graudenzern!“ Und dann folgt ein Bericht über die bereits erwähnte Versammlung. Von den Wällen der Festung genießt man einen weiten Rundblick über die Niederungslandschaft, die zum größten Teil bereits vom Feinde besetzt ist. Nach dem Tauwetter der letzten Tage ist die Weichsel zwar noch nicht aufgebrochen, aber das Schmelzwasser bahnt sich bereits in verschiedenen Rinn-salen einen Weg durch das breite Strombett.

In den nächsten Tagen zieht der Russe stärkere Kräfte um Graudenz zusammen. Die Stadt liegt unter Beschuß und Fliegerangriffen. Es brechen an verschiedenen Stellen größere Brände aus. Am Abend des 16. Februars kommt für uns der Befehl zum Stellungswechsel. Wir bauen unsere Leitungen ab, und unsere Granatwerfer schießen noch mehrere Stunden lang, was die Rohre hergeben können. Munition ist genug vorhanden, denn der ganze Stadtwald ist ein riesiges Munitionslager. Gegen 23.00 Uhr verlassen wir unsere Stellungen. Es geht durch die Stadt zur Holzbrücke,

wo erhebliche Stockungen eintreten, denn bis auf die Festung soll Graudenz in dieser Nacht geräumt werden. Gegen 3.00 Uhr sind wir auf der anderen Weichelseite angelangt. Bald explodieren im Stadtwald die Zeitzünder, und das ganze Munitionslager fliegt in die Luft. Ein schaurig-schönes Inferno, etwa 20 Minuten lang schießen immer neue grelle Flammenpilze in die Luft, und es ist so hell, daß man die Zeitung lesen kann, obwohl wir bereits mehrere Kilometer vom Explosionsherd entfernt sind. Nun wird unsere Einheit abkommandiert, die Flankensicherung bei Niedergruppe zu bilden, damit der Feind nicht im letzten Augenblick das Loch zumacht und die Räumung von Graudenz verhindert. Übermüdet ziehen wir die Straße nach Niedergruppe entlang, die auf einem Damm durch die Niederung führt. Niemand weiß, wo der Russe steht. Kaum sind wir im Dorf und wollen gerade rundherum in Stellung gehen, da setzt ein furchtbarer Beschuß ein. Der Feind hat uns schon lange auf der hohen Straße kommen sehen und uns in die Mausefalle ziehen lassen. Nachdem sich das Feuer etwas gelegt hat, setzt auch schon der Angriff ein. Es kommt zu erbitterten, sehr verlustreichen Kämpfen, wobei wir in unseren Löchern fast bis an die Knöchel im Schneewasser stehen. Nach und nach brennt ein Teil des Dorfes, meist Strohdachhäuser, ab. Gegen Abend tritt etwas Ruhe ein, und wir bergen die verwundeten Kameraden. Um Mitternacht kommt der Befehl, uns abzusetzen. Die Straße, die wir morgens entlanggezogen sind, ist bereits vom Feinde erreicht. So ziehen wir über Feldwege, bis wir bei Montau auf die Straße nach Neuenburg treffen. Links der Straße, auf den Höhen, ist der Feind bereits bis kurz vor die Stadt gedrungen, so daß nur noch ein schmaler Schlauch entlang der Weichsel offen ist. Im Morgengrauen ziehen wir durch das an vielen Stellen brennende Neuenburg bis nach Milewko. Hier sollen wir etwas Ruhe haben, doch das Dorf wird während des Tages dauernd von Fliegern angegriffen, und es brennen viele Gehöfte ab.

Gegen Abend greift der Russe Neuenburg an, und wir werden im Eilmarsch in die Stadt zurückbeordert. Der Feind ist bereits eingebrochen. Die ganze Nacht lang wogen die Kämpfe hin und her. Es brennt, schießt und knallt an allen Ecken und Enden, man weiß kaum noch, wo Freund und Feind ist. Gegen Morgen werden auch noch Panzer gemeldet, die versuchen, die Stadt zu umgehen. Wir ziehen uns zurück, da wir keine panzerbrechenden Waffen haben. Doch der Befehl zum Rückzug kommt zu spät. Ein Teil unserer Einheit, die beiden Granatwerferzüge, werden in der Stadt abgeschnitten. Als wir wieder in Milewko ankommen, sinken wir ermüdet um.

Doch soll die Ruhe nicht lange dauern, wir müssen weiter. Die Panzer kommen schon wieder querfeldein angerollt. Zwei von ihnen werden von einer einzelnen Pak abgeschossen. Nachts rasten wir in Alt Jahn. Tags darauf hat ein Teil unserer Einheit Feindberührung bei Schmentau und erleidet schwere Verluste. Dann sammeln sich die Reste unseres Regiments in Neukirch, Kreis Dirschau. Wir bekommen etwas Verstärkung und versuchen dann, hier eine neue Auffangstellung zu bilden. Am Abend geht es ein paar Kilometer weiter in das Dorf Reesen. Auf den Hügeln vor dem Ort sollen wir in Stellung gehen. Während der ganzen Nacht wird geschantzt. Oben ist der Boden zwar getaut, aber etwas tiefer noch fest gefroren, so daß wir kaum in die Erde hineinkommen. Am Tage ist herrlicher Sonnenschein, und unsere Stellungen werden ein großes Schlammbad, denn das Tauwasser kann in den gefrorenen Boden nicht einsickern. Von unseren Stellungen aus ist das Vorland weit zu übersehen, doch erst am Nachmittag bemerken wir, daß die Russen zögernd näherkommen. Nachts ist es wieder hundekalt, und wir gehen ins Dorf und holen Stroh in unsere Löcher, in denen sich immer wieder das Wasser ansammelt. Am nächsten Morgen überfliegen einige russische Flugzeuge vom Typ IL 2 unsere Linien. Wir ahnten nichts Gutes, denn von oben muß das Stroh auf der dunklen Erde - und da-



Blick auf die Weichselbrücke in Dirschau

mit unsere Stellung - gut zu sehen sein. Zwei Stunden später ist die Hölle los. Der Feind deckt unsere Stellungen mit einem Feuerschlag zu, wie wir ihn bis dahin noch nicht erlebt haben. Als sich der Beschuß nach einiger Zeit etwas legt und wir die Verwundeten auf Decken und Zeltbahnen durch den Schlamm zurückschleifen, setzt ein neuer Feuerüberfall ein. Gottseidank ist die Wirkung der Granatwerfergeschosse in dem Schlamm nicht sehr groß. Manchmal schlugen die Dinger 1 bis 2 m neben uns ein, ohne daß etwas passierte. Wieder gab es schwere Ausfälle. Während wir die verwundeten Kameraden bargen, waren die Stellungen fast unbesetzt, und es wäre für den Feind ein Spaziergang gewesen, in das Dorf einzudringen. Doch anscheinend kamen auch die Russen in dem Schlamm nicht vorwärts. Mehrfach versuchten sie, sich in den nächsten Tagen vorzuarbeiten, doch kamen sie bis auf hundert Meter heran, blieben sie im M.G.-Feuer liegen. Hinter uns das Dorf Reesen sank in diesen Tagen durch Beschuß fast ganz in Trümmer. Dann läßt der feindliche Ansturm auf unsere Linien etwas nach, und der Schwerpunkt der Angriffe liegt etwas seitlich von uns im Bereich eines Infanterieregiments, wo der Feind auch bald einen gefährlichen Einbruch erzielen kann. Wir werden nun aus Reesen herausgezogen und müssen die Flanke abriegeln. Unsere Stellungen liegen nun vor dem Gut Neukirch. Nachdem der Russe merkte, daß auch hier Fallschirmjäger liegen, lassen seine Angriffe nach, und er setzt wieder alle seine Kräfte daran, Reesen zu bekommen, was ihm auch bald darauf gelingt. Nun ist unser Frontvorsprung auch von der anderen Seite bedroht, und es besteht Gefahr, daß der Feind in Neukirch eindringt und uns abschneidet. Bald kommt auch der Befehl zum Stellungswechsel. Als wir Gut Neukirch verlassen, sind ein Teil der Gebäude abgebrannt. Auch das Dorf Neukirch ist ziemlich zerschossen. Unser Hauptverbandsplatz befand sich im Gemeindehaus gegenüber der Kirche, welche auch bereits einige Treffer abbekommen hat. In den Gewölben unter der Kirche halten sich die im Dorf gebliebenen Zivilisten auf. Einen Tag bleiben wir noch in Neukirch, dann sollen wir etwas in Ruhe kommen und Ersatz abwarten. In den nächsten Tagen geht es auch wirklich ein paar Dörfer weiter zurück.



Kreisstadt Pr. Stargard an der Ferse

Doch statt daß wir in Ruhe kommen, werden wir bald darauf nach Pr. Stargard in Marsch gesetzt. Bei Nacht kommen wir durch Pelpin und erreichen morgens das Landgestüt bei Pr. Stargard. In der Richtung auf die Stadt stehen dunkle Rauchwolken, und wir hören, daß der Russe bereits drin ist. Ein Zug von uns fühlt längs der Straße weiter vor und trifft auch bald auf feindliche Spitzen. Bald liegt das Landgestüt unter heftigem Beschuß, und wir ziehen uns weiter zurück bis Spengawskan. Hier beziehen wir auf dem Gut, etwas abseits der Hauptstraße, Quartier. Gegen Abend bildet meine Gruppe Sicherung an der Eisenbahnüberführung im Dorf, wo eine Panzersperre ist. Vom Bahndamm aus kann man die Straße gut übersehen. Bald wird es dunkel und unheimlich ruhig. In der Ferne wird bald Motorengeräusch hörbar und dann bald deutlich das Rasseln von Panzerketten auf der Betonstraße. Auch Stimmen werden laut, versoffenes Gegröhle. Nun müssen die Fahrzeuge ganz nahe heran sein. Es ist im Dunkeln nichts zu sehen. Dann wird Krachen und Scheibenklirren hörbar. Anscheinend haben sie die ersten Häuser des Dorfes erreicht. Wir schießen unsere zwei Panzerfäuste, die uns beim Laufen doch nur hindern würden, in Richtung auf die Straße ab, wo in etwa 50 Meter Entfernung die ersten Fahrzeuge stehen müssen. Dann laufen wir 6 Mann los zum Gut. Hinter uns gehen ein paar Leuchtkugeln hoch, und die Russen schießen wild in die Gegend. Dazwischen hört man deutlich Urää-Geschrei. Auf dem Gut finden wir niemand mehr von uns vor, und so ziehen wir eilig weiter. Nach einigen Kilometern erreichen wir eine eigene Nachhut, die uns beinahe noch beschossen hätte. Diese Männer waren von einer anderen Einheit, und wir wußten deren Parole nicht. Unseren Haufen fanden wir nach einigem Suchen auf dem Gut Wentkau. Am nächsten Morgen geht es weiter. Bei Senslau haben wir noch einmal Feindberührung, dann kommen wir weiter nach Tärzhöhe, wo eine neue Stellung bezogen werden soll. Wir graben uns vor dem Dorf ein, und bald kommt auch der Feind näher, doch es kommt zu keinen größeren Angriffen. Die kleineren Vorstöße des Gegners können wir abwehren.

Am Sonntag, dem 11. März, werden wir endlich aus der Front herausgezogen und kommen ein paar Tage nach Schönwarling in die bestimmt wohlverdiente Ruhe. In den wochenlangen Rückzugskämpfen sind wir kaum zum Schlafen, geschweige



An der Milchkannenbrücke in Danzig

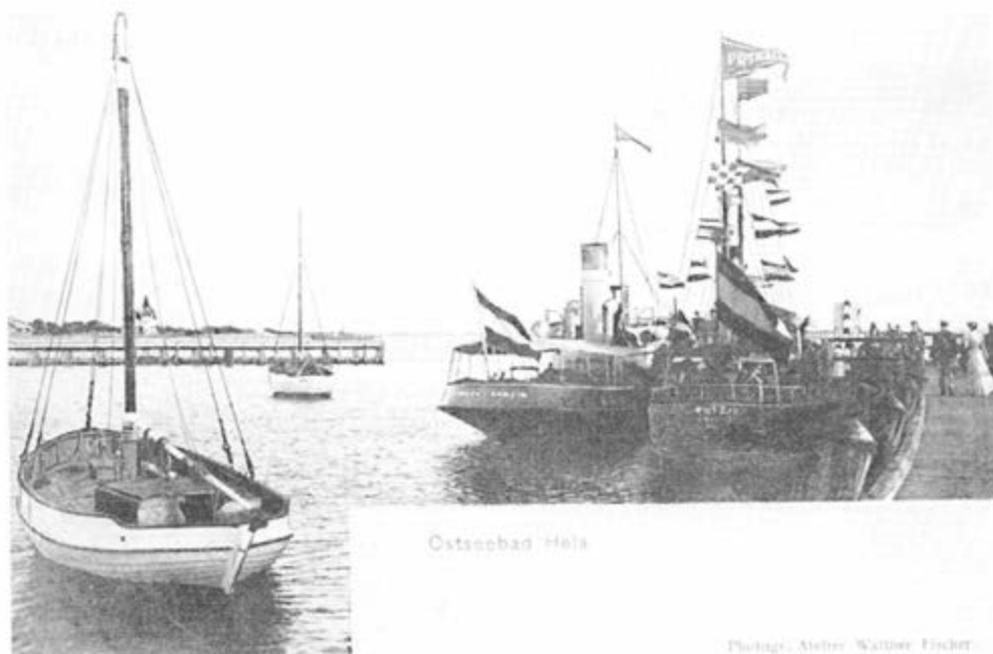
denn aus den Kleidern gekommen. Irgend etwas von seinem Gepäck hat fast niemand mehr bei sich, und alles, was wir so an Notwendigem bei uns haben wie Seife, Rasierzeug usw., das hat man sich unterwegs aufgelesen. Bekleidungsmäßig sehen wir wie eine Räuberbande aus, und es ist ein krasser Unterschied zwischen uns und den Troßeinheiten, bei denen kaum ein Knopf an der Uniform fehlt. Unser Häuflein ist während der schweren Kämpfe auf etwa 150 Mann zusammengeschmolzen. 600 Mann waren wir stark, als wir im Januar in Graudenz einzogen. Die Tage in Schönwarling ruhen wir uns richtig aus. Es sind im Dorf auch noch einige Zivilisten. Das Stellwerk am Bahnhof ist bereits gesprengt, aber ab und zu fährt noch ein Zug oder eine einzelne Lokomotive. In Hohenstein bin ich an einem Abend auch noch gewesen. Die Stadt ist öde und verlassen. Am Sonnabend, dem 17. März, werden wir zur Armeereserve erklärt und nach Danzig verladen. Als wir von Praust her in die Stadt hineinkommen, trauen wir unseren Augen kaum, an den Bäumen sind mehrere deutsche Soldaten aufgehängt, das Werk der SS- und SD-Kommandos. Wir fahren durch die Stadt bis nach Emaus. Bis auf einige Bombentreffer ist Danzig noch kaum zerstört, es fährt noch die Straßenbahn, und man kann sogar noch ins Kino gehen. Es ist eine Menge Militär in der Stadt zu sehen, aber auch sehr viele Flüchtlinge, die in der Hoffnung auf Rettung über die Ostsee nach Danzig geströmt sind. Wir erhalten noch etwas Verstärkung durch Luftwaffensoldaten vom Flugplatz Langfuhr, die aber kaum über die nötige Erfahrung im Erdkampf verfügen. Am Sonntagabend verlassen wir Emaus und ziehen nach dem allabendlichen Fliegerangriff los nach Oliva. Hier ist die Front am stärksten bedroht, der Feind versucht, mit starken Kräften auf Zoppot vorzustoßen und so Gotenhafen von Danzig zu trennen.

Wir beziehen Stellungen ein paar Kilometer vor Oliva bei Frischwasser. Eine Woche lang können wir uns hier der immer wieder anstürmenden feindlichen Übermacht gegenüber behaupten. Ein Tigerpanzer, der wegen Spritmangels bewegungsunfähig zwischen unseren Stellungen liegt, schießt in diesen Tagen allein 12 feindliche Panzer ab. Schließlich gelingt es den Russen doch, nach Zoppot vorzudringen, und auch wir werden weiter zurückgedrängt. Einen Tag lang wogen bei Strauchmühle die Kämpfe hin und her, dann müssen wir nach Oliva zurückweichen. Unser Gefecht-



Frauengasse mit Marienkirche in Danzig

stand befindet sich im Keller eines Eckhauses in der Lessingstraße. Die Stadt liegt unter schwerem Beschuß, und es dringen auch russische Panzer ein, die bis zum Flugplatz Langfuhr vorstoßen. Gegen Mittag des 27. März ziehen wir uns bis an die Bahnlinie, die die Straße Oliva-Langfuhr überquert (am Friedensschluß), zurück, abends kommt dann aber der Befehl, uns ganz abzusetzen. Während der Nacht ziehen wir noch einmal durch Danzig. Die Stadt ist kaum wiederzuerkennen, so sehr hat sie unter dem Beschuß und den Bombenangriffen der letzten Tage gelitten. Ganze Straßenzüge entlang, besonders in der Innenstadt, stehen nur noch die Häuserfassaden, und das Feuer frißt sich immer weiter. Der Bahnhof hat auch einige Treffer abbekommen, die Hotels gegenüber sind abgebrannt. Die Drähte der Straßenbahn hängen überall bis auf die Erde. Als wir die Brücke über die Mottlau passieren, sehe ich noch einmal das Krantor. Es steht noch, aber sein Haupt ist entblößt, und die Dachsparren ragen gespenstisch in den vom Feuer geröteten Nachthimmel. Wir ziehen über Heubude nach Krakau. Die Straßen sind verstopft von Fahrzeugen und Flüchtlingstrecks, alles strömt zur rettenden Fähre. Einen Tag bleiben wir hier, dann geht es wieder nach Heubude. Die Stadt ist durch einen Bombenangriff stark zerstört und liegt auch weiter unter heftigem Beschuß. Die Tage der Kämpfe in Heubude werden für die Tausende von Flüchtlingen, die überall in Kellern und Erdlöchern hausen, und auch für unsere Soldaten zur Hölle. Überall liegen tote Menschen und Tiere herum. Der Tod hält grauenhafte Ernte. Man kann sich kaum aus den Löchern wagen, so stark ist zeitweilig der Beschuß. Es kommt vor, daß die Menschen, die hier schon tagelang mitten im feindlichen Feuer liegen, in uns Soldaten die Urheber all ihrer Qualen sehen. Ein paar Kameraden, die vor einem plötzlichen Feuerüberfall in einem Keller Deckung suchen, wurden von den Zivilisten mit den Worten herausgeworfen: „Macht, daß ihr fortkommt, beim Russen kann es nicht schlimmer sein als in dieser Hölle!“ Es tobten um einzelne Straßenzüge und Stadtteile erbitterte Kämpfe, und wir werden in deren Verlauf bis in den Wald zurückgedrängt. Hier dasselbe Bild. Der Wald und die Wege sind von zerschossenen Autos, Treckwagen und anderen Fahrzeugen buchstäblich übersät. Von den überall herumliegenden Leichen und Tierkadavern verbreitet sich schon ein pestartiger Ge-



Ostseebad Hela

Photogr. Atelier Walter Fiedler

Ostseebad Hela

ruch. In der Nähe der Kirche am Waldrand sind Tausende Pferde und Rinder eingezäunt, in die immer wieder die Geschosse hineinkrachen. Das Vieh brüllt furchtbar vor Schmerzen und Durst. Nachts dröhnt der russische Lautsprecher so stark, daß man annehmen muß, er stände in nächster Nähe. Wenn der Milchwagen mit dem Essen zu uns nach vorne kommt, schreit der Russe auch schon: „Kameraden, Ihr müßt nicht so laut mit dem Kochgeschirr klappern - aber verteilt die Portionen gerecht!“ Dann wieder: „Soldaten des Hautmann X (er nennt sogar den richtigen Namen), laßt Euch nicht verheizen, kommt zu uns!“ usw. Manchmal sendet er stundenlang Musik, was sich in dem dunklen Wald schaurig anhört. Unser Häuflein ist auf nur noch 40 Mann zusammengeschmolzen. Am Ostermontag (2. April) ereilt auch mich das Schicksal. Vom Hauptverbandsplatz in Krakau komme ich über die Fähre. Die Anlegestellen liegen unter heftigem Beschuß, und die Fähre kann nur nachts fahren. Diesseits der Anlegestelle ist das Gelände mit Unmengen zerschossener Fahrzeuge übersät, und immer wieder prasseln die Geschosse da hinein. Von Bohnsack komme ich in ein Behelfslazarett nach Junckeracker. Am 14. April werden wir nach Schiewenhorst zurückgebracht, von dort mit Motorbooten über die Ostsee nach Hela auf den Frachter „Askari“. Auf dem Dampfer herrscht unbeschreibliches Elend. Es sind etwa 5000 Personen an Bord, Verwundete und Flüchtlinge. Aber es fehlt an dem notwendigsten Verbandmaterial und Medikamenten, und es gibt überhaupt nichts zu essen. Die Zahl derer, die an Bord noch sterben, ist sehr groß. Am 16. April erreichen wir Swinemünde und sind dem Schicksal dankbar, nicht in die Hände unserer „Befreier“ gefallen zu sein. -

Mit der Bahn fahren wir nach Berlin-Reinickendorf, wo wir am 18.4. eintreffen und zur Verteidigung der Reichshauptstadt eingesetzt werden sollen. Ich hatte das Glück, zu einer Genesenden-Einheit nach Brandenburg versetzt zu werden. Von hier aus zogen wir, größtenteils zu Fuß, quer durch Mecklenburg nach Lübeck, wo wir am 2. Mai in englische Gefangenschaft gerieten.

Eine ungewöhnliche Lebensgeschichte

Berichtet von Ilse Schultz geb. Tetzlaff

Meine Tante Frida Schirlitz geb. Broeske verw. Klempnauer wurde am 5.8.1893 als zweites Kind des Gutsbesitzers August Broeske und seiner Ehefrau Meta geb. Brühn in Judittenhof bei Christburg im Kreis Stuhm in Westpreußen geboren. Auf den elterlichen Gutshöfen, erst in Judittenhof und später im Kleinen Bärenwinkel bei Lichtfelde, verlebte sie gemeinsam mit den Brüdern Kurt und Walter und den Schwestern Magdalene und meiner Mutter Herta eine unbeschwertere sorglose Kindheit.

1911 heiratete Tante Frida den Gutsbesitzer Erich Klempnauer in Lichtfelde. 1912 wird Tochter Lotte und 1914 wird Tochter Erika geboren.

1914 bricht der 1. Weltkrieg aus. Der Ehemann und ihre beiden Brüder müssen als Reserveoffiziere sofort in den Krieg ziehen. Am Kriegsanfang, im Oktober 1914, fällt ihr Ehemann Erich Klempnauer für Volk und Vaterland. Auch ihren Bruder Walter trifft 1916 das gleiche Schicksal.

Meine Tante bleibt mit ihren beiden Töchtern allein.

Als junge Witwe und Gutsbesitzerin führt sie die Bewirtschaftung des großen Hofes weiter. Ihr Vater steht ihr dabei mit Rat und Tat zur Seite.

1919 stirbt plötzlich ihr Vater.

1920 wird ihr Hof in Lichtfelde an Herrn Otto Heise verkauft. Danach heiratet Tante Frida den erst im Frühjahr 1920 aus englischer Kriegsgefangenschaft entlassenen Marineoffizier Ernst Schirlitz, Sohn des Pfarrers Schirlitz in Lichtfelde, früher Christburg. Schweren Herzens verlassen Mutter und Töchter Lichtfelde. Die junge Familie wohnt nun berufsbedingt in Wilhelmshaven, wo 1921 ihre Tochter Christa geboren wird, in Berlin und ab 1937 in Kiel.

1931 stirbt ihre Mutter. Die verwandtschaftlichen Verbindungen und Kontakte zur westpreußischen Heimat werden durch Besuche bei den Familien der Geschwister aufrecht erhalten. Durch Heirat verlassen die Töchter Klempnauer das wohlbehütete Elternhaus.

1936 heiratet Tochter Lotte den Kaufmann Walter Härtel und wohnt mit ihren Kindern Lutz, Gudrun und Klaus in Berlin.

1937 heiratet Tochter Erika den Luftwaffenoffizier Lienhard Wiesand. Auch sie leben mit ihren Kindern Nils und Ruth in Berlin.

1939 bei Kriegsausbruch sind Onkel Ernst und beide Schwiegersöhne sofort im Einsatz bei der deutschen Wehrmacht. Meine Tante bleibt mit ihrer Tochter Christa in Kiel.

Wie im 1. Weltkrieg die Mutter verlieren auch beide verheirateten Töchter ihre Männer im Krieg. Lienhard Wiesand fällt 1940 am 1. Tag des Norwegenfeldzuges, Walter Härtel im Dezember 1943 in Rußland.

1942 heiratet Tochter Erika in zweiter Ehe den Offizier Werner Laßmann.

1943 wird Sohn Cai geboren.

Die ständigen Luftangriffe über Berlin veranlassen die beiden jungen Familien, Berlin zu verlassen. Sie werden von ihrer Tante und Onkel, meinen Eltern, aufgenommen.

1943 kommen sie mit je drei Kindern und einem Kindermädchen auf unseren Bauernhof nach Budisch Krs. Stuhm, einem Nachbarort von Lichtfelde. In Westpreußen fühlen sie sich sicherer. Sie genießen alle das Leben auf dem Bauernhof. Unsere eigene große Familie - Eltern, Großmutter und sieben Geschwister - ist um neun

Personen vergrößert worden. Auch wenn unsere älteste Schwester in einem Kriegslazarett als DRK-Schwester arbeitet und die beiden ältesten Brüder in Rußland Soldat sind, müssen oft 20-25 Personen versorgt werden.

1945: Der Russe durchbricht die Ostfront.

Ost- und Westpreußen werden evakuiert. Mütter mit Kindern sollen mit der Eisenbahn Richtung Westen transportiert werden. Mit dem letzten planmäßigen Zug gelingt es meinen Cousinen mit ihren Kindern, meiner Schwester Hertha, Bruder Carl und mir - wir sind drei Erwachsene und neun Kinder von 2-15 Jahren - von Altfelde über Elbing nach Linde Krs. Flatow zu kommen. Hier werden wir alle zwölf von Tante Anna Redmann, einer Schwester meines Vaters, aufgenommen.

Von Linde müssen wir wegen der immer näher rückenden Front schon nach 8 Tagen weiter nach Westen ziehen. Mit Militärfahrzeugen kommen wir bis Bad Polzin (Pommern). Von dort wollen wir mit der Bahn nach Berlin weiterfahren.

Wegen vieler Truppentransporte und unzähliger Menschen erweist sich dieses Vorhaben als unmöglich. Durch Zufall gelingt es Lotte und Erika, am 12.2.1945 mit ihren Kindern mit einem Güterzug und danach per Lastauto bis nach Swinemünde zu kommen. Hier können sie auf ein 11.000 Tonnen Schiff an Bord gehen, um nach Kiel zu ihrer Mutter zu kommen. Die 10 Tage auf der Ostsee von Swinemünde nach Kiel sind strapaziös und nervenaufreibend. In Kiel dürfen sie wegen der vielen Luftangriffe nicht bleiben. In Süderbrarup sollen sie in ein Ferienhaus einziehen. Einige Sachen sind bereits hingeschickt. Dorthin sind meine Cousinen mit ihren Kindern aber nicht mehr gekommen. Am 3.4.1945, ihrem festgelegten Umzugstag, wird ihre Abreise durch einen Luftangriff auf Kiel verhindert. Alle acht suchen im Luftschutzstollen Moltkestraße Schutz.

Eine Bombe explodiert vor dem Eingang des Stollens. Giftige Gase dringen, von den Schutzsuchenden unbemerkt, durch die nicht mehr dicht schließende Schutztür in den Stollen. Dieses Gift tötet alle 182 Personen, hauptsächlich Mütter mit Kindern, darunter meine Cousinen mit ihren sechs Kindern.

Welch ein schreckliches Bild bot sich meiner Tante!

Wie konnte sie den Anblick verkraften?

Unter den nach der Entwarnung herausgetragenen Leichen mußte sie ihre beiden Töchter und sechs Enkel suchen und identifizieren.

Meine Tante hat den Angriff überlebt, weil die Kinder schneller zum Schutzraum liefen und sie alleine hinterher ging. Wegen Überfüllung kam sie nicht mehr in den ersten Stollen zu ihren Kindern, sondern in einen Nebenraum.

Ihre Wohnung war von den Bomben stark beschädigt, aber sie war gottlob noch z. T. bewohnbar, auch wenn die Küche zerstört war.

1945, am 8. Mai, war der Krieg zu Ende.

Wir Tetzlaffs aus Budisch kannten alle die Anschrift meiner Tante in Kiel. Wir trafen bis auf meine Schwester Karla, die als 17jährige zusammen mit dem Ehepaar Otto und Gertrud Klein geb. Entz aus Budisch von Russen nach Kriegsende in Budisch umgebracht worden ist und meinem Bruder Ernst, der erst 1948 aus einem russischen Gefangenenlager in Stalingrad völlig entkräftet entlassen wurde, nach Flucht und Gefangenschaft ab August 1945-1947 so nach und nach in Kiel ein und fanden bei unserer Tante liebevolle Aufnahme. In dieser Etagenwohnung eines 3-Personen-Haushaltes lebten nun jahrelang 11 Personen.

1947 kam mein Onkel Ernst Schirlitz aus französischer Gefangenschaft.

1953 heiratet die jüngste Tochter Christa den Arzt Dr. Walter Schmidt in Wiesbaden.

1954 wird Enkeltochter Ulrike geboren.

19.. stirbt Tochter Christas Ehemann

1978 stirbt Onkel Ernst im Alter von 85 Jahren. Ihn hat meine Tante über zwei Jahre bettlägerig in der Wohnung aufopfernd gepflegt.

1980 scheidet plötzlich ihre Tochter Christa aus dem Leben. Sie wohnte schon seit einiger Zeit bei ihrer Mutter.

Danach wohnt Tante Frida bei ihrer verheirateten Enkeltochter Ulrike. Der Urenkel Finn ist zuletzt ihr ganzer Stolz und bringt ihr viel Freude.

1981 stirbt diese von so vielen Schicksalsschlägen betroffene, aber nie den Optimismus verlierende, sich immer wieder aufrichtende willensstarke Frau im festen Glauben an Gott im Alter von 86 Jahren.

*Optimismus ist eine Lebenskraft,
eine Kraft der Hoffnung,
wo andere resignieren,
eine Kraft, den Kopf hochzuhalten,
wenn alles fehlzuschlagen scheint,
eine Kraft, die die Zukunft
niemals dem Gegner überläßt.*



*Evangelische Kirche in Lichtfelde.
Erbaut 1914, nach 1945 abgebrochen.*

Das hat es auch gegeben

Eine sicherlich sehr seltene Begebenheit, die es auch unter Feinden im Krieg gegeben hat.

Mein Onkel Ernst Schirlitz hatte als Schüler mehrere Jahre einen Briefwechsel mit einem französischen Schüler. 1945, im letzten Kriegsjahr, war mein Onkel als Admiral Kommandant der bis Kriegsende gehaltenen Festung La Rochelle. Der Befehlshaber der französischen Belagerungstruppen war der französische Admiral Meyer. Wie das Schicksal es fügte, dieser Admiral war der Brieffreund aus der Schulzeit meines Onkels. Die Festung La Rochelle hatte inzwischen für beide Seiten keine strategische Bedeutung mehr.

Auf welche Weise die beiden Herren in dieser Situation miteinander korrespondiert haben, ist mir nicht bekannt geworden. Jedenfalls hat es Übereinkünfte gegeben. Die Belagerer haben nicht ernsthaft angegriffen, und wenn Lebensmittel in der Festung knapp wurden, „durften“ deutsche „Stoßtrupps“ Ausfälle unternehmen, um von den Franzosen bereitgehaltene Lebensmittel zu „erobern“. Es sind sogar Kühe eingetrieben worden.

Nach Kriegsende mußte sich der französische Admiral Meyer vor einem französischen Kriegsgericht verantworten und wurde erst in zweiter Instanz unter Mitwirkung des internationalen Roten Kreuzes rehabilitiert.

Mein Onkel wurde erst 1947 nach Freispruch durch ein französisches Kriegsgericht, vor dem er sich wegen angeblicher Kriegsverbrechen verantworten mußte, entlassen.

Beide Admirale und ihre Familien blieben nach dem Krieg in Briefkontakt. Mehrmals geplante Besuche mußten aus Gesundheitsgründen verschoben werden.

Erst 1977, mein Onkel war schon ein häuslicher Pflegefall, konnte das Ehepaar Meyer zu einem Besuch nach Kiel kommen. Selbstverständlich wollten Herr und Frau Meyer das international bekannte Marine-Ehrenmal in Laboe aufsuchen. Begleitet wurden die Herrschaften von meiner Cousine Christa. Die Hinfahrt erfolgte mit dem Fördedampfer, zurück ging es mit einem Taxi.

Beim Einsteigen in das Taxi und den ersten Unterhaltungen im Auto waren dem Taxifahrer die französischen Worte aufgefallen. Er sagte in etwa zu meiner Cousine, die Herrschaften kommen wohl aus Frankreich, er wäre im Krieg als deutscher Soldat in Frankreich gewesen, zuletzt in der Festung La Rochelle, und dann folgte die Geschichte von den beiden Kommandanten, der guten Verständigung und Versorgung.

Meine Cousine hat ihm darauf geantwortet, daß seine Erzählung richtig sei, der ältere Herr neben ihm auf dem Beifahrersitz sei der ehemalige französische Admiral Meyer und ihr Vater sei der deutsche Admiral Schirlitz, von dem er eben gesprochen habe.

*Ilse Schultz geb. Tetzlaff
frh. Budisch*

Schicksal - Fügung - Zufall - Wunder?

Das Stuhmer Museum in Bremervörde

Wer in den niedersächsischen Landkreis Rotenburg (Wümme) kommt, wird es beachtlich, aber keineswegs verwunderlich finden, daß in dem verhältnismäßig dünn besiedelten Gebiet Museen existieren, etwa das Heimatmuseum in Rotenburg selbst oder das aus einer bemerkenswerten privaten Initiative erwachsene Bachmann-Museum in Bremervörde, einer kleinen Stadt, die bis zur großen niedersächsischen Gebietsreform des Jahres 1977 selbst Kreisstadt war. Überraschender ist es schon, daß dem Bachmann-Museum ein Stuhmer Museum angeschlossen ist. Schließlich liegt Stuhm etwa 640 km östlich von Bremervörde!

Ohne die Gebietsverluste des Deutschen Reiches nach dem Ersten, besonders aber nach dem Zweiten Weltkrieg, ohne die großen Fluchtbewegungen und Massenvertreibungen, die im und nach dem Zweiten Weltkrieg viele Millionen Menschen aus den ostdeutschen Provinzen und den weitverstreuten deutschen Siedlungsgebieten Osteuropas westwärts schwebmten, gäbe es heute natürlich weder das Stuhmer Museum in Bremervörde noch das Westpreußische Landesmuseum in Münster Wolbeck, das Ostpreußische Landesmuseum in Lüneburg, das Agnes-Miegel-Haus in Bad Nenndorf, die Hirschberger Heimatstuben in Alfeld (Leine), die Breslauer Sammlung in Köln, das Siebenbürgische Museum in Gundelsheim, das Böhmerwaldmuseum Wien noch all die vielen anderen Museen, Sammlungen, Archive, Bibliotheken, Heimatstuben und dergleichen, die man vielerorts in der Bundesrepublik Deutschland, aber auch in Österreich entdecken kann - Einrichtungen, die ostdeutschen Provinzen, Kreisen, Städten, Persönlichkeiten usw., kurz ostdeutschen Themen im weitesten Sinne, gewidmet sind.

Wie die weit zerstreuten Heimatvertriebenen anderer Herkunftsgebiete begannen auch die ehemaligen Bewohner des westpreußischen Kreises Stuhm nach dem Krieg, abgerissene Verbindungen zu Verwandten, Freunden, Bekannten, Nachbarn aus der alten Heimat neu zu knüpfen und sich in unterschiedlichen Vereinigungen zusammenzufinden, auf Kreisebene ab 1949 im Rahmen der Landsmannschaft Westpreußen.

Die Kreisgemeinschaft Stuhm bemühte sich schon früh, Kulturgüter, Erinnerungstücke, Bilder, Bücher, Dokumente, Landkarten usw. zusammenzutragen, die sich auf den Kreis Stuhm bezogen, doch gab es in einer Zeit, als die Stuhmer Heimatkreistreffen an wechselnden Orten jeweils in Verbindung mit den Bundestreffen der Landsmannschaft Westpreußen stattfanden, keinen festen, zentralen Ort, an dem man das gesammelte Material den Landsleuten und der Öffentlichkeit hätte zeigen können.

Eine neue Lage ergab sich, als der Landkreis Bremervörde 1957 die Patenschaft für den Heimatkreis Stuhm/Westpreußen übernahm.

Der Kreis Bremervörde stellte den Stuhmern großzügigerweise ein Nebengebäude des Bachmann-Museums zur Verfügung. Hier konnten die zum Thema „Kreis Stuhm“ zusammengetragenen Objekte untergebracht werden.

In den folgenden Jahren wuchs die Sammlung langsam, und allmählich wurde es immer enger in den Stuhmer Stuben.

Nach 1977 - Zusammenlegung der Kreise Bremervörde und Rotenburg zum Landkreis Rotenburg (Wümme) - gab es Überlegungen, den Stuhmern neue, größere Räume im alten Kreishaus Bremervörde zur Verfügung zu stellen.

Im März 1984 begann die Verlegung der in den Stuhmer Stuben zusammengetragenen Gegenstände in drei neu hergerichtete Räume im Alten Kreishaus Bremervörde.

Die Einrichtung in den neuen Räumen nahm einige Zeit in Anspruch, zumal es galt, neue Ausstellungsvitrinen, Schränke, Regale, Tische, Stühle usw. anzuschaffen und die gewachsenen Bestände neu zu ordnen. Zwei Räume nahmen das Ausstellungsgut des Kreises Stuhm auf, im dritten, kleineren Raum wurde das Archiv untergebracht.

Als sich herausstellte, daß das Alte Kreishaus von Grund auf saniert und renoviert werden mußte, bot die Kreisverwaltung den Stuhmern am 10. März 1993 neue größere Räume im Museumsgebäude 4 an, das früher als Dienstleitergebäude des Forstamtes gedient hatte. Da die Sanierung der alten Räumlichkeiten dringlich war, blieb nicht viel Zeit für die Herrichtung der neuen Räume und für den Umzug. Wände und Decken waren neu zu streichen, Böden und Fenster gründlich zu reinigen, ebenso die schweren Vorhänge. Neue Stellwände und Vitrinen waren erforderlich, Bilder und Tafeln mußten auf Schaumstoffplatten aufgezogen und mit Aluminiumrahmen eingefasst werden. Auch der Umzug machte viel Arbeit. Fleißige und handwerklich geschickte Mitglieder der Heimatkreisvertretung und zusätzlich eingespannte Familienangehörige bewältigten alle diese und weitere Arbeiten in den sehr knappen fünf Wochen, die zur Verfügung standen. Das Ergebnis konnte sich aber auch wirklich sehen lassen!

Am 5. Juni 1993, pünktlich zum 19. Stuhmer Heimatkrestreffen, war das Museum in den neuen Räumen fertig eingerichtet und konnte an den beiden Tagen des Treffens von vielen Stuhmern besichtigt werden.



*Stuhmer Museum in Bremervörde
Federzeichnung, Heinz Seifert*

Ein Blick in die Ausstellungsräume



Wegweiser durch das Stuhmer Museum

- Raum I:
- Darstellung des Kreises Stuhm/Westpreußen und seiner Nachbarkreise
 - Volksabstimmung am 17. Juli 1920
 - Bilder der Stadt Stuhm
 - Zwei Tischvitrinen mit Erinnerungsstücken und Literatur
 - Schulwandkarte: Kreis Stuhm
- Raum II:
- Bilder u. Zeichnungen vom menschlichen Zusammenleben im Krs. Stuhm
 - Bilder über Land- und Forstwirtschaft und Industrie
 - Bilder von Gewässern und Landschaft
 - Zwei Tischvitrinen mit Erinnerungsstücken von historischem Wert
- Raum III:
- Landkarte des Kreises Stuhm (1 : 25.000)
 - Christburg in Wort und Bild
 - Landschaftsaufnahmen in Farbe aus dem Kreis Stuhm
 - Federzeichnungen von Motiven aus dem Kreis Stuhm
 - Zwei Tischvitrinen, eine Hochvitrine und eine Wandvitrine mit Erinnerungsstücken, Literatur, Dokumenten und Handarbeiten
 - Modelle: Heimathof Kortmann aus Mirahren (1885)
Vorlaubenhaus aus Westpreußen
Windmühle Budisch
- Raum IV:
- Flucht und Vertreibung
 - Die Wappen
 - Entwicklung der Patenschaft und der Kreisgemeinschaft in Bildern
 - Darstellung Deutschlands im Zeitraum von 1871 bis heute
 - Bedeutende Ordensbauten im Kreis Stuhm
 - Vier Tischvitrinen mit Dokumenten von historischem Wert
 - Rahmenständer mit Bildern aus den Gemeinden
 - Modelle: Bismarckturm Lichtfelde
Westpreußischer Kachelofen
- Raum V:
- Darstellung der Bernsteinstraße vom Samland über die Christburger Moorbrücken bis zur Adria
 - Darstellung der Vorgeschichte auf 10 Bildtafeln
 - Zwei Tischvitrinen mit Vorgeschichte und Funden
 - Ein Rahmenständer mit Bildern und Darstellungen aus der westpreußischen Geschichte
 - Modell: „Potrimpos“, eine alte pruzzische Grab-Steile
- Archivraum:
- Stuhmer Archiv
 - 67 Gemeindeordner mit Bildmaterial
 - 67 Gemeindeordner mit Ortsplan, Seelenlisten und Schrifttum
 - Bücherei
 - Diasammlung
 - Tonbildreihe über den Kreis Stuhm und das Land an der unteren Weichsel



In Anbetracht der ungünstigen Voraussetzungen, unter denen der Bestand des Museums zusammengetragen werden mußte, fern der Heimat, fast ausschließlich auf Spenden ehemaliger Stuhmer angewiesen, die bei Flucht und Vertreibung nur sehr, sehr wenig mitnehmen konnten, darf man wohl sagen, daß das Museum heute den vertriebenen Stuhmern selbst, ihren Kindern und Enkeln aber auch der interessierten Öffentlichkeit ein recht detailliertes, facettenreiches Bild vom Land an der unteren Weichsel und vom Kreise Stuhm bietet. Ein Besuch des Museums lohnt also - und man sollte sich genügend Zeit dafür nehmen!

Wie alles Menschenwerk ist selbstverständlich auch das Stuhmer Museum verbesserungsbedürftig, und es kann auch noch viele erhaltungswerte Gegenstände und Unterlagen aufnehmen, die sich auf den Kreis Stuhm oder Westpreußen beziehen. Jeder Stuhmer sollte sich also gelegentlich und rechtzeitig Gedanken darüber machen, ob er nicht Dinge, Dokumente, Erinnerungsstücke usw. besitzt, die für das Stuhmer Museum von Interesse sein könnten. Anderenfalls könnte es gerade bei Alleinstehenden leicht geschehen, daß nach ihrem Tode bei der Haushaltsauflösung Dinge im Müll landen, die die Bestände des Stuhmer Museums erfreulich ergänzt und bereichert hätten.

Klaus Pansegrau

Der Landkreis Rotenburg (Wümme)

Der im Jahre 1977 aus den ehemaligen Kreisen Bremervörde und Rotenburg/Hannover gebildete

Landkreis Rotenburg (Wümme)

liegt in der Mitte des **Elbe-Weser-Dreiecks** zwischen **Hamburg, Bremen** und **Cuxhaven**. Bei einer Fläche von 2.070 qkm ist er einer der größten Kreise in der Bundesrepublik Deutschland, mit 147.000 Einwohnern (Stand 1994) - 71 Einw./qkm - jedoch nur dünn besiedelt. Der Landkreis umfaßt 8 Samt- und 5 Einheitsgemeinden, darunter die Städte Rotenburg (Wümme), Bremervörde, Zeven und Visselhövede. Kreissitz ist Rotenburg (Wümme), eine Nebenstelle der Kreisverwaltung befindet sich in Bremervörde im ehemaligen Kreishaus.

Zur Geschichte

Zahlreiche archäologische Funde - mittlere Steinzeit bis frühes Mittelalter - weisen das Kreisgebiet als altes Kulturland aus mit intensiven Beziehungen sowohl zum europäischen Binnenland als auch zu Nordseeländern und Skandinavien. Rund 1.000 Hügelgräber und einige Großsteingräber aus vorgeschichtlicher Zeit sowie Burgwälle aus sächsischer Zeit - wie der Königshof in Sittensen, der Karl dem Großen zugeschrieben wird - sind Zeugen einer wechselvollen Geschichte. Einige Städte und Dörfer blicken - urkundlich belegt - auf eine mehr als tausendjährige Geschichte zurück.

- 1000 n. Chr. Seit diesem Jahr wird das Bestehen einer Burganlage in Bremervörde zur Sicherung der **Ostefurt** überliefert
- 986 Erste geschichtliche Erwähnung der Stadt Zeven als Ort, der den Zehnten an das nahegelegene Kloster Heeslingen zu entrichten hatte.
- 1116 Zeven wird Sitz des **Benediktiner-Nonnenklosters**, das als eines der reichsten Norddeutschlands die Geschichte dieser Stadt für rund 500 Jahre bestimmt hat.
- 1112/22 **Herzog Lothar von Sachsen**, späterer deutscher Kaiser, erbaut in Bremervörde an der Stelle der vorhandenen Burg an der Ostefurt die **Burg Vörde**.
- 1193/95 **Bischof Rudolf I. von Verden** läßt auf dem Gelände der jetzigen Kreisstadt Rotenburg (Wümme) die **Rodeburg** als Schutzburg gegen den benachbarten Erzbischof von Bremen bauen. Die Rodeburg mit dem benachbarten Ort gleichen Namens stellte im Laufe ihrer 450jährigen Zugehörigkeit zum **Bistum Verden** einen bedeutenden Platz für den Grenzverkehr nach Norden dar.
- 1242 Die **Burg Vörde** kommt in den Besitz der **Bremer Erzbischöfe** und erhält eine überragende Bedeutung als Verwaltungszentrale für die **Grafschaft Stade**.

- Um 1300 Die **Burg Vörde** wird für rund 3 Jahrhunderte **Hauptresidenz** der **Bremer Erzbischöfe**.
- 1618-1648 **Dreißigjähriger Krieg**. Nach dem Dreißigjährigen Krieg gehören diese Gebiete im Wechsel zur schwedischen und dänischen Krone.
- 1719 Die Herzogtümer Bremen und Verden sowie die Grafschaft Stade werden in das **Kurfürstentum Hannover** eingegliedert. Danach erfolgt die Entwicklung der verwaltungsmäßig und wirtschaftlich eigenständigen **Ämter Bremervörde, Zeven** und **Rotenburg**.
- 1751-1792 J.C. Findorff - der Vater aller Moorbauern - arbeitet mit Wohnsitz in Bremervörde bei der Realisierung der großen Pläne der kurhannoverschen Moorkolonisation.
- 1867 Nach der Zugehörigkeit zu Preußen kommt es in der Provinz Hannover zu einer Verwaltungs- und Gebietsreform, die zu einigen Änderungen führt.
- 1885 In der Provinz Hannover wird die preußische Kreisverfassung eingeführt. Aus den vor 1867 selbständigen Ämtern Bremervörde, Zeven und Rotenburg entstehen die drei entsprechenden Kreise.
- 1932 Der **Kreis Zeven** (damals rd. 22.000 Einwohner) wird gegen den Willen seiner Einwohner durch Verordnung des preußischen Staatsministeriums mit dem Kreis Bremervörde zu einem neuen **Landkreis Bremer-vörde** vereint.
- 1977 Auflösung der Kreise Rotenburg und Bremervörde und Zusammenschluß zu einem neuen **Landkreis Rotenburg (Wümme)** mit Kreissitz in Rotenburg (Wümme).

Neben drei anderen niedersächsischen und vier Schleswig-Holsteiner Landkreisen gehört Rotenburg (Wümme) seit einigen Jahren zum Bereich der **Metropolregion Hamburg**, innerhalb derer eine intensive Zusammenarbeit bei den Gebietskörperschaften, z. B. in den Bereichen Siedlungsentwicklung, Verkehr und Abfallbeseitigung, angestrebt wird.

Zusammengestellt: Martin Pansegrau

Beschreibungen zu den Abbildungen in Farbe auf den folgenden vier Seiten:

I. Abbildungen aus dem Landkreis Rotenburg (Wümme)

I.1 Der Vörder See in Bremervörde

Der in den 70er Jahren am Nordostrand der Stadt geschaffene ca. 50 ha große See hat sich in den vergangenen Jahrzehnten mit den im umliegenden Park stehenden öffentlichen Gebäuden und Einrichtungen zunehmend zu einer vielseitigen und beliebten Freizeitanlage entwickelt, deren Bedeutung weit über das Kreisgebiet hinausreicht. In diesem Bereich fand im Jahre 1991 auch die Niedersächsische Landesausstellung „Natur im Städtebau“ statt.

I.2 a Kanzlei der Burg Vörde

Die Aufnahme zeigt die frühere Kanzlei der Bremer Erzbischöfe, die Teil der Burg Vörde war. Im Vordergrund sind verbliebene Bereiche der früheren Wassergräben der Burg Vörde zu sehen.

Die um 1600 erbaute Kanzlei der Bremer Erzbischöfe wurde später als Amtsvogtei und Kreishaus genutzt. Heute beinhaltet das Gebäude ein Museum für Ur- und Frühgeschichte.

I.2 b Die Oste und ihre Niederung

Während die Wümme der Fluß des Südkreises ist, kann dies im Nordkreis uneingeschränkt für die Oste gesagt werden. In einem großen Bogen und oft mäandrierend durchläuft sie vom Rande der Lüneburger Heide kommend weite Teile des nördlichen Kreises. Unterhalb des Stauwehres Bremervörde ist sie schiffbar (Bundeswasserstraße 1. Ordnung) und Tidegewässer (tideabhängige Wasserstandsschwankungen um ca. 1,5 m). Sie besitzt einen artenreichen Fischbestand, zu dem auch Lachs und Meerforelle gehören und ist nicht nur bei Anglern, sondern insgesamt für Freizeit und Erholung, aber auch für den Naturschutz von erheblicher Bedeutung. Das Bild zeigt die überschwemmte Osteniederung oberhalb von Bremervörde.

I.3 St.-Vitus-Kirche in Heeslingen

Die St.-Vitus-Kirche in Heeslingen wurde im Jahre 973 als Benediktinerinnen-Klosterkirche gebaut und gilt heute als älteste erhaltene frühromanische Feldsteinkirche im nördlichen Niedersachsen. Der einschiffige Feldsteinbau besaß früher einen romanischen Rundturm, der vor 100 Jahren (1897) durch einen Neubau aus Backstein ersetzt werden mußte. Bemerkenswert ist im Innern vor allem der spätgotische Altaraufsatz mit thronendem Christus und 12 Apostelstatuetten.

I.4 a Jagdschloß des Klostersgutes Burg Sittensen in Tiste

Das Jagdschloß oder Herrenhaus des Gutes Burg Sittensen wurde im Jahre 1856 in einem etwa 1,3 ha großen Park errichtet.

Burg Sittensen wurde 1333 erstmals urkundlich erwähnt. Das Gut war seitdem im Besitz der Adelsgeschlechter von Zesterfleth und Schulte (seit 1591). Die Schultes errichteten dort um 1664 einen adeligen Wohnhof, dem später verschiedene Gebäude und breite Wassergräben folgten. Im Jahre 1880 wurde das verschuldete Gut von der Klosterkammer Hannover erworben.

I.4 b Gutshaus von Hammerstein in Bockel

Die Aufnahme zeigt das große in einem Park liegende, in Fachwerk ausgeführte Haus des Rittergutes Bockel, das seit über 700 Jahren besteht. Guts- oder Herrenhäuser dieser Art sind im Kreisgebiet selten.

Das Rittergut war zunächst im Besitz des Erzstiftes Bremen und derer von Borgh. Später gehörte es den Adelsfamilien von Düring und Marschalk von Bachtenbrock bis es in den Besitz derer von Hammerstein (-Gesmoild) kam, die es bis zum heutigen Tage bewirtschaften.

Farbaufnahmen: Ernst Logemann, Bremervörde

Texte: Ulrich Nickel, Bremervörde

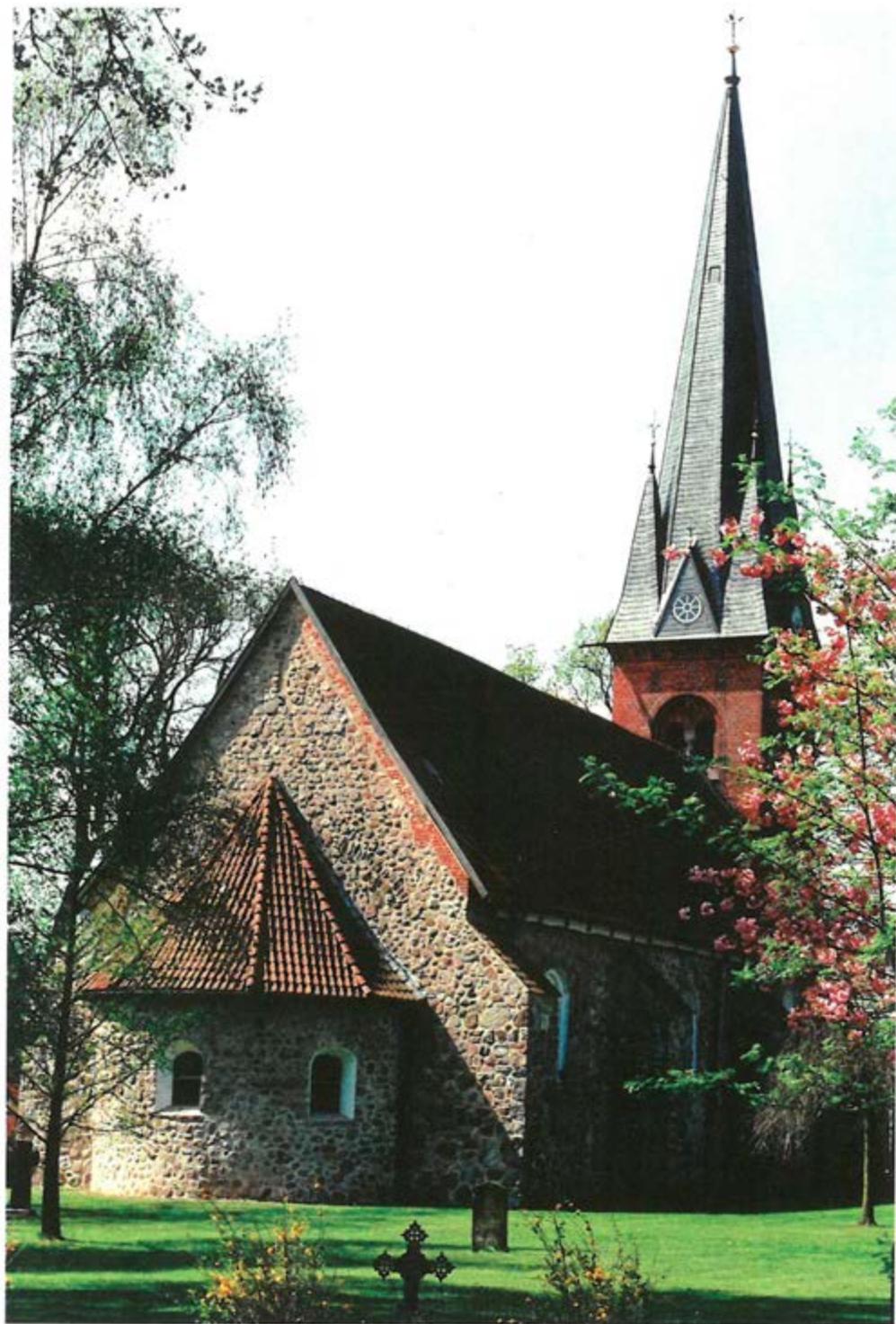


Der Vörder See in Bremervörde

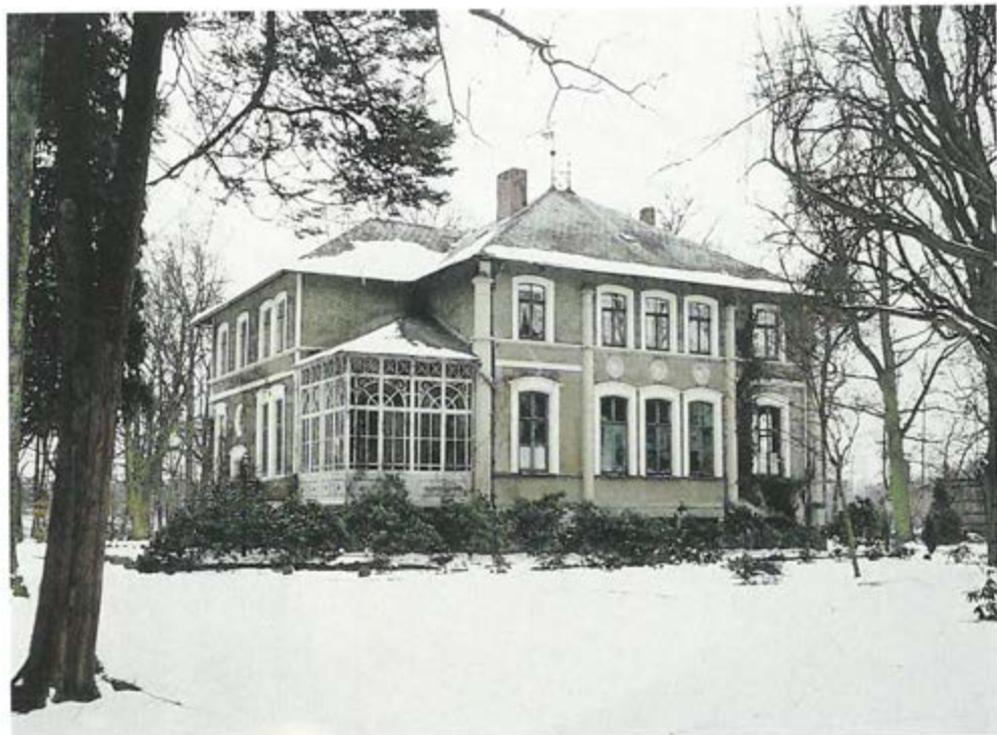


Kanzlei der Burg Vörde





St.-Vitus-Kirche in Heeslingen



Jagdschloß des Klostersgutes Burg Sittensen in Tiste



Gutshaus von Hammerstein in Bockel

Vor- und frühgeschichtliche Verbindungen von Bremervörde bis Stuhm

von Dr. Wolf-Dieter Tempel, Kreisarchäologe des Landkreises
Rotenburg (Wümme)

Solange es Menschen gibt, haben sich Nachbarstämme friedlich oder kriegerisch kennengelernt. Dabei sind Kulturerscheinungen, Sprache und Erzählungen ebenso wie technische Erfindungen weitergegeben und übernommen worden. Die Sprachwissenschaft hat Sprachzusammenhänge über weite Teile der Welt festgestellt. Das führte zu Kontakten und großen Verkehrsgebieten, in denen sich einheitliche Sprachen entwickeln konnten. Auch die Archäologie stellt im Vergleich der materiellen Kultur groß- und kleinräumige Gemeinsamkeiten fest, die uns Stammes-, Völker- oder Verkehrsgebiete anzeigen.

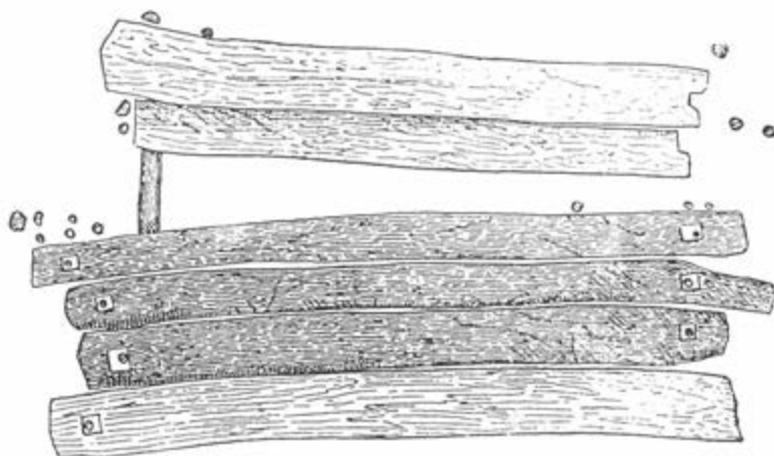
In einigen Zeitepochen wie etwa der Trichterbecherkultur der jüngeren Steinzeit (3000-2000 v. Chr.) sind die Tongefäßformen von Holland bis Kujawien so ähnlich, daß ein großes Verkehrsgebiet mit verwandten Stämmen und Völkern angenommen wird, in denen sich die Moden in gleicher Weise entwickeln und beeinflussen konnten. Damals sind sicherlich auch einzelne Menschen von der Nordsee bis nach Ostpreußen und weiter gereist. Danach folgten Zeitphasen mit kleinräumigen getrennten Entwicklungen und wieder größeren Ausweitungen. Die Germanenstämme in den Jahrhunderten nach Christi Geburt waren selbständige Kleinstaaten, die untereinander Kontakte pflegten und sich auch befehdeten konnten. Viele technische Neuerungen dieser Epoche übernahmen die Germanen damals von den hochzivilisierten Römern. Andere Techniken hatten auch einheimische Tradition. Dazu gehören die hölzernen Moorwege. Seit der Jungsteinzeit hat man die großen Moore teilweise mit Bohlenwegen bis zu 6 km Länge überquert. Der Arbeitsaufwand für den Bau dieser hölzernen Straßen mit Steinbeilen als einzigem Werkzeug war erheblich. Auch mußten die Wege laufend unterhalten und ausgebessert werden. Das war nicht als Verbindungsweg zwischen einzelnen Dörfern möglich, sondern nur durch Einsatz und Organisation größerer Gemeinschaften. Wir müssen daher schon für die jüngere Steinzeit große politische Gebilde und einen beträchtlichen Fernverkehr voraussetzen.

In Nordwestdeutschland haben Archäologen eine gleichartige Entwicklung der Bautechnik ausgegrabener Moorwege von der Jungsteinzeit bis in das Mittelalter festgestellt. Vor allem in der germanischen Zeit, den ersten beiden Jahrhunderten nach Christi Geburt, läßt sich eine typische, gleichartige Bauweise feststellen. Über lange Unterlegbalken wurden quer Bohlen gelegt, die man durch Spalten von Baumstämmen herstellte. Um ein seitliches Verschieben der Bohlen und der gesamten Wege zu verhindern, waren die Hölzer an den Enden durchlocht und mit langen Pflöcken im Untergrund fixiert. Die Forscher meinen, aus der gleichartigen Bauweise im Teufelsmoor bei Gnarrenburg und in Oldenburger Mooren jenseits der Weser auf dieselben Bauleute schließen zu können, welche vielleicht als wandernde Baumannschaft durch das Land gezogen sei. Wie dem auch sei. Auf jeden Fall hat es in den deutschen Küstenländern weitreichende Verkehrswege gegeben, die größere Moore und Sümpfe nicht umgingen, sondern überquerten. Auf diesen Verkehrswegen ist auch die hölzerne Straßenbautechnik vermittelt worden. Sie reichte nicht nur von Oldenburg bis in den Kreis Rotenburg, sondern bis nach West- und Ostpreußen. Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts wurden auch bei Baumgarth im Kreis Stuhm Bohlenwege, sogenannte „Moorbrücken“, entdeckt und teilweise ausgegra-

ben. H. CONWENTZ veröffentlichte die ersten Ausgrabungen schon 1897 unter dem Titel „Moorbrücken im Thal der Sorge“. Sie zeigen denselben Aufbau wie die Funde im Gnarrenburger Moor unweit Bremervörde. Wenn auch die Bauleute wahrscheinlich nicht dieselben waren, mögen doch gelegentlich Menschen auf den Fernwegen von Niedersachsen bis in den Kreis Stuhm gewandert, geritten oder gefahren sein.

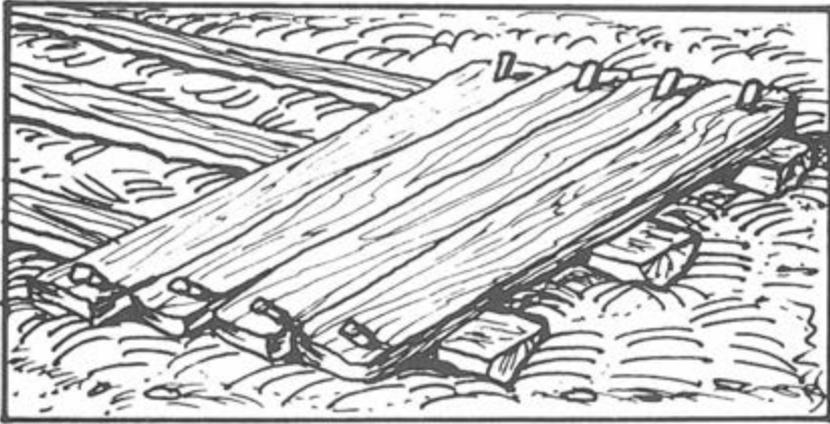


Frühgeschichtlicher Bohlenweg, mehrfach erneuert, bei Baumgarth, Krs. Stuhm (n. H.Conwentz 1897)



1 : 40

Frühgeschichtlicher Bohlenweg im Tal der Sorge bei Baumgarth, Krs. Stuhm (nach W. Gaerte 1929)



*Frühgeschichtlicher Bohlenweg im Karshöfener Moor, Kr. Rotenburg (Wümme)
(nach H. Müller-Brauel 1933)*

Die Moorbrücken im Tal des Sorgeflusses **Bei Baumgarth und Christburg im Kreis Stuhm** von Otto Piepkorn*

Im alten Europa verliefen einst weithinreichende Fernverkehrsstraßen. Auf diesen Straßen wanderten die Kostbarkeiten der Völker dem Bedarf nach über die Kontinente. Als das Vorkommen von Bernstein an der Nordseeküste in Jütland für den großen Bedarf der südlichen Länder nicht mehr ausreichte, gab es eine Gegend auf der Erde, in der man den Bernstein in Menge fand, die ostpreußische Samlandküste und die südwestlich davon sich bildende Frische Nehrung. Im Weichselmündungsgebiet endete der Fernhandelsweg, dem die Ware den Namen gab: Bernsteinstraße. Die Römer haben diese von den Etruskern übernommen. Sie begann in Aquileja an der Adria, verließ bei Carnuntum (Petronell östlich von Wien) den römischen Machtbereich und ging dann durch die Mährische Pforte, das Gebiet der Vandalen in Schlesien und gewann schließlich Anschluß an die untere Weichsel. Sie endete bei den Handelsniederlassungen des Drausenseegebietes (Willenberg, Laase, Elbing u.a.) und mit den nordöstlichen Ausläufern im Samland.

Um den Verkehr auf der Bernsteinstraße reibungsloser abwickeln zu können, kamen die Bewohner unseres Landes auf die Idee, den Landweg vom westlichen zum östlichen Höhenrand über das breite sumpfige Tal des Sorgeflusses merklich abzukürzen. Sie bauten dort, wo damals dicht am Ufer des Drausensees die nach Norden immer weiter fortschreitende Verlandung das schon erlaubte, nördlich von Christburg bei Storchennest und Heiligenwalde zwei gut befahrbare, im Torf erhaltene Moorbrücken. Professor Conwentz (Danzig) hat sie 1896 ausgegraben. Da eine vollständige Ausgrabung zuviel Geld gekostet hätte und auch das Moorwasser ständig nachlief, geschah dieses nur durch Austiefung von sogenannten „Gruben“. Da die zeitliche Zuordnung der Brücken einer gewissen Unsicherheit nicht entbehrte, hat sie Prof. La Baume einer Nachuntersuchung unterzogen. Beide Wissenschaftler setzten die Erbauung in die ausgehende Latènezeit, also in die letzten Jahrhunderte vor Christi Geburt. In den Gruben der Moorbrücken fanden sich Scherben mit glatter,

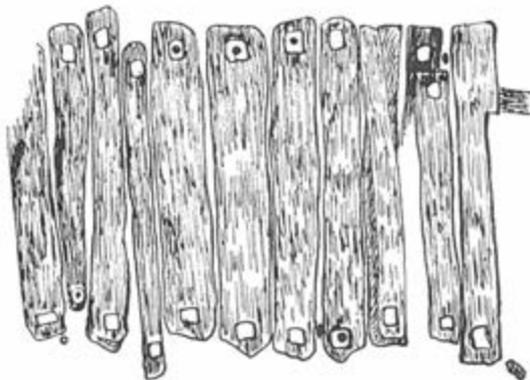
schwarzglänzender Oberfläche aus der frühen Eisenzeit, mehrfach solche aus dem letzten vorchristlichen Jahrhundert (Latènezeit), aus der frühen römischen Kaiserzeit und dem frühen Mittelalter.

Danach ergab sich die Tatsache, daß die Moorbrücken im Sorgetal zur Zeit der jüngeren Ostgermanen bestanden haben und wahrscheinlich auch noch in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten von Goten und Gepiden benutzt worden sind. Ob die Anfänge bis in die ausgehende Gesichturnenkultur (frühe Eisenzeit) zurückreichen, ist fraglich. Sprachliche Tatsachen lassen dies aber vermuten.

Die Moorbrücke I (Abbau Christburg-Storchnest) mit 640 Meter Länge ist älter als die Moorbrücke II (Baumgarth-Heiligenwalde), die 1.232 Meter lang ist. Als Baumaterial dienten gespaltene Eichenkloben, Knüppel und Pflöcke aus den nahen Wäldern. Hochwasser der Sorge, Pflanzenwuchs, Abnutzungserscheinungen und Moorbewegungen machten dauernde Aufsicht und verbessernde Nachbauten erforderlich; es liegen stellenweise fünf Lagen Schichtholz übereinander. Beim Bau der jüngeren Moorbrücke war bereits die eiserne Queraxt bekannt. Beide Moorstraßen haben in der frühen Geschichte unserer Heimat und bis in das Mittelalter hinein eine wichtige Rolle gespielt. Sie haben nicht nur einen raschen Aufstieg und die Festigkeit des Gepidenreiches begünstigt, sondern bezeugen auch ein hohes handwerkliches Können ihrer Erbauer und Erhalter.

Bis zum Jahre 1930 kannte man in der Umgebung Christburgs nur die Bohlenwege I und II. Dann aber wurden in Christburg selbst zwei weitere Moorbrücken aufgedeckt, die hier die dichter zusammenstoßenden Berghänge über das enge Sorgetal verbanden, wichtig für das Alter auch dieses Talüberganges, wenn nicht gar für eine (unbekannt gebliebene) Ansiedlung selbst. Die zweifellos ältere Brücke wurde beim Bau der Kanalisation an der Rosenberger Straße und Stallstraße im schwarzen Schlick sieben Meter tief unter dem Wodtkeschen Hause in einer Breite von 2 Metern angeschnitten. Sie bestand aus fünf Lagen von zugehauenen 30 Zentimeter starken eichenen Quer- und Langhölzern, ganz wie die Moorbrücken I und II. Auf der südlichen Uferseite der Sorge erstreckte sich im Verlauf der Rosenberger Straße zwischen Rathaus und Hotel „Berliner Hof“ dicht unter der ordenszeitlichen Schicht ebenfalls ein hölzerner Straßenbau, der wohl jünger war und nur zwei Lagen Hölzer aufwies.

* Gekürzt aus seiner „Heimatchronik der westpreußischen Stadt Christburg und des Landes am Sorgetal“ (Detmold 1961) des Verfassers.



5.1: Belagholz der 1. Schicht der Moorbrücke, Abbau Baumgarth-Heiligenwalde (nach Conwentz, Moorbr., S. 65)

„Jürgen Christian Findorff und das Moor“

Der Vater aller Moorbauern

von Dr. E. Bachmann

Im Jahr 1992 wurde des 200. Todestages des königlich-großbritannischen und kurfürstlich-braunschweig-lüneburgischen Moorkommissars Jürgen Christian Findorff vielerorts gedacht. Findorff wurde 1720 in Lauenburg an der Elbe geboren und mußte schon im Alter von 19 Jahren die Tischlerwerkstatt seines verstorbenen Vaters und die Verantwortung für die Mutter und die jüngeren Geschwister übernehmen.

Rund 40 Jahre seines Lebens hat er im Elbe-Weser-Dreieck, in den Herzogtümern Bremen und Verden und insbesondere in den Moorgebieten, die bis dahin noch kaum eines Menschen Fuß betreten hatte, verbracht.

In der Realisierung der großen Pläne der kurhannoverschen Moorkolonisation fand er die Lebensaufgabe, die seiner künstlerischen und mathematischen Begabung und seiner Fähigkeit, Menschen anzuleiten und zu führen, zutiefst entsprach. Findorffs Arbeit beschränkte sich nicht auf die Vermessung der wilden Moore, auf die Anlage von Kanälen, Abzugsgräben, Dämmen und von 46 Dörfern sowie auf die Vervollständigung von 12 weiteren Siedlungen, sondern er entwarf und erbaute auch die für die Siedler erforderlichen Kirchen und Schulen und war gleichzeitig als Architekt für die verschiedensten anderen öffentlichen Bauvorhaben bis hin zum Hafen- und Festungsbau tätig.

Mit dem Ort Bremervörde war Findorff besonders eng verbunden. Hier hatte er jahrzehntelang, bis zu seinem Tode, seinen Wohnsitz. Nach dem Ankauf des Gnarrenburger Hofes südlich von Bremervörde im Jahre 1774 erwogen die kurhannoverschen Behörden, das Hauptwohngebäude des nahe bei einem großen Moordistrikt gelegenen Hofes dem Moorkommissar „zu seinem beständigen Aufenthalte samt etwas Garten- und Saatlande, auch Feuerungs-Mohr zu besserer Subsistenz einzuräumen“. Findorff hätte damit das Gnarrenburger Moor, das seit 1779 zur Besiedlung hergerichtet wurde, vor seiner Haustür gehabt. Der Plan wurde jedoch wieder fallengelassen. Für das Haus, das Findorff in Bremervörde gemietet hatte, bewilligte man ihm im Jahre 1774 einen Mietzuschuß sowie eine jährliche Feuerholzlieferrung. Wenn Findorff auch nicht die Zeit fand, eine eigene Familie zu gründen, so war er doch keineswegs allein. Er nahm die Kinder seines Schwagers, des 1768 verstorbenen Hausvogtes des Amtes Harsefeld, Caspar Friedrich Henrich Dahme, zu sich; eine der beiden Nichten verheiratete er mit seinem Mitarbeiter und Nachfolger Diedrich Kohlmann, dem Sohn des Bremervörder Hausvogts Jacob Kohlmann.

Es gibt wohl kein öffentliches Gebäude, dessen Schwelle Jürgen Christian Findorff so oft überschritten hat, wie die des alten Kreishauses in Bremervörde. Das alte Kreishaus, die einstige Kanzlei der Erzbischöfe von Bremen, diente nach dem Ende der erzbischöflichen Zeit jahrhundertlang der Bremervörder Amtsverwaltung als Dienstsitz und dem Amtmann als Dienstwohnung. Durch denselben Eingang, den die Museumsbesucher heute benutzen, ist auch Jürgen Christian Findorff in das Verwaltungsgebäude eingetreten. Allerdings war das Sandsteinportal zu seiner Zeit bekrönt von einem königlich-großbritannischen Wappen.

Im „Amthaus“, dem heutigen alten Kreishaus, haben der Geheime Rat von Bremer, der führende Kopf der Moorkolonisation und andere Geheime Räte in der Königlichen Rentkammer zu Hannover die Moorkonferenzen abgehalten, auf denen die von Findorff ausgearbeiteten Pläne und Kostenanschläge für die Arbeiten im Moor be-

raten und der Entwicklungsstand der einzelnen Moorkolonien begutachtet wurde. Bremer verstarb übrigens 1779 im Amthaus in Bremervörde.

In die Amtsstube, das Geschäftslokal der Amtsverwaltung, kamen die Bewerber um die Siedlerstellen, die Anbaustellen im Moor, und gaben ihre Führungszeugnisse ab. In der Amtsstube nahmen die Kolonisten ihre Meierbriefe, ihre Besitzurkunden in Empfang; hier trugen sie auch ihre Sorgen, Nöte und Beschwerden vor, und hier wurden ihnen Beihilfen ausgehändigt, Korn vom Amtsboden an sie ausgeteilt und Kiefersamen, ja sogar Tabakpflanzen für den vorübergehend geförderten, aber für das Moor nicht geeigneten Tabakanbau zur Verfügung gestellt.

Einen Höhepunkt in der Geschichte der Moorkolonisation stellte der Besuch des zweitältesten Sohnes des Königs Georg III. von Großbritannien, des Herzogs Friedrich von York, Bischofs von Osnabrück, dar. Am 28. Juni 1782 traf der 18jährige Prinz, von Stade kommend, mit großem Gefolge im Amthaus zu Bremervörde ein, wo er speiste und nächtigte, um dann am nächsten Tag in Begleitung Findorffs über Basdahl zum Gnarrenburger Hof weiterzureisen. Auf dem königlichen Pachthof zur Gnarrenburg wurde ein Frühstück eingenommen, dann ging es weiter durch die neuen Moorkolonien Findorf und Kolheim in Richtung Wopswede mit dem Ziel Bremen.

Wegen der schlechten Wegverhältnisse glich die Reise mehr einem Fußmarsch als einer Wagenfahrt durch das Moor. Für den Moorkommissar Findorff muß die Anwesenheit des jungen Fürstensohnes eine große Ehre und Genugtuung bedeutet haben. Der Prinz hingegen gewann dem öden Moor wenig Geschmack ab und hat es auch bei späteren Besuchen in der Stadt Stade nicht wieder betreten.

Jürgen Christian Findorff war bis zu seinem Tode trotz schwerer körperlichen Leiden unermüdlich tätig. Am 31. Juli 1792 starb er in Bremervörde. Seine letzte Ruhe fand er seinem Wunsch entsprechend auf dem Iseler Berg, da der dortige Friedhof auch der Begräbnisplatz für das Dorf Mehedorf war, in dem Findorff die Anbaustelle Nr. 36 besaß.

Im Jahre 1817 wurde der Moorkommissar Diedrich Kohlmann neben seinem Lehrmeister und Förderer beigesetzt. Es ist wohl kaum bekannt, daß sich auf dem Friedhofsplatz der Moorkommissare Findorff und Kohlmann noch ein drittes Grab befindet, das aber nicht besonders gekennzeichnet ist. Es handelt sich um das Grab der Friderica Christine Catarina Dahme, der Nichte Findorffs und Ehefrau Diedrich Kohlmanns, die 1836 in Bremervörde verstarb und neben ihrem Mann begraben wurde.



Der Torfstich gehörte zu den anstrengsten Arbeiten im Moor

Natur und Landschaft im Landkreis Rotenburg/Wümme von Baudirektor Ulrich Nickel, Bremervörde

Wer aus dem Kreis Stuhm kommt oder ihn kennt, dazu seit Jahren zu den Heimatkreistreffen in Bremervörde gefahren ist und dort an Rundfahrten durch den nördlichen Teil des Kreises Rotenburg teilgenommen hat, wird vielleicht schon Vergleiche zwischen diesem Kreis und dem Stuhmer angestellt haben. Auf den ersten Blick könnte dabei manches ganz ähnlich erscheinen: Beide Gebiete liegen relativ küstennah, steigen von Meeresspiegelhöhe bis rund 100 m oder mehr auf, sind relativ waldarm, haben Moore und sind auffallend agrarisch geprägt.

Dennoch gibt es bei näherer Betrachtung doch zahlreiche geologisch und klimatisch bedingte Unterschiede, die in vieler Hinsicht zu deutlich abweichenden, ganz spezifischen Landschaftsformen, Naturausstattungen und Siedlungsstrukturen geführt haben. Für den Kreis Stuhm hat **O. Kammel** die natürlichen Gegebenheiten 1975 im Heimatbuch des Kreises Stuhm anschaulich geschildert. Nachfolgend sollen einmal die natürlichen Gegebenheiten, vor allem aber die wesentlichen Merkmale von Natur und Landschaft im Kreis Rotenburg in knapper Form dargestellt werden.

Der inmitten des Elbe-Weser-Dreiecks liegende Kreis stellt naturräumlich keineswegs ein einheitliches Gebilde dar; er verdankt seine einstige Abgrenzung und Größe vielmehr verschiedenen Gebietsreformen, die aus früheren Ämtern zunächst mehrere Kreise und aus diesen im Jahre 1977 den heutigen Großkreis entstehen ließen, der mit einer Fläche von 2.070 qkm und einer max. Ausdehnung von mehr als 80 km zu den ausgesprochen großen der Bundesrepublik Deutschland zählt.

Seine heutige Oberflächengestalt erhielt das Gebiet im wesentlichen vor mehr als 100.000 Jahren, als in der Saale-Kaltzeit aus überwiegend sandigen Grundmoränen und vereinzelt Endmoränenwällen die heutige charakteristische ebene bis flachwellige Geestlandschaft aus von Decksanden überlagerten Grundmoränenplatten geformt wurde. Diese Geest wird von verschiedenen, teilweise recht breiten Talungen, wie z. B. die Osteniederung, die Oste-Hamme-Niederung und die Wümmeniederung durchzogen, die ihre Entstehung eiszeitlichen Schmelzwasserströmen verdanken. Neben der Geest, den Flußläufen und den zahlreichen ihnen zufließenden, oft naturnah erhaltenen Bachläufen wird das Kreisgebiet vor allem aber durch eine Vielzahl von Hoch- und Niedermooren gekennzeichnet, die sich nach den Eiszeiten vor etwa 7.000 Jahren in zahlreichen Geestmulden zu entwickeln begannen. Sie nahmen bis zu ihrer überwiegenden Abtorfung und Kultivierung einen erheblichen Teil der Kreisfläche ein. Ebenfalls in der Nacheiszeit setzt an den Ufern der größeren Fließgewässer durch Aufwehung von Sand die Entstehung von Dünen ein, die die Niederungen dieser Gewässer heute teilweise markant begrenzen. Schließlich können auch eine Reihe von natürlich entstandenen Moor- und Heideseen als charakteristische Landschaftselemente bezeichnet werden. Ergänzt werden diese natürlichen Stillgewässer durch eine beachtliche Zahl von Wasserflächen, die von Menschenhand geschaffen wurden. Unter ihnen gilt der Vörder See in Bremervörde mit rd. 50 ha als der größte und am vielseitigsten genutzte.

Entsprechend der geologischen Entstehung herrschen auf den Geestplatten schwachlehmige oder reine Sandböden vor, die vor allem zur Entwicklung der Bodentypen Pseudogley und Podsol geführt haben. In den Niederungen der Flüsse und Bäche haben sich in der Nacheiszeit dagegen Niedermoore und in den mehr oder weniger großen abflußlosen Senken der Geest Hochmoore gebildet. Neben

verschiedenen geringerwertigen Sand- und Kiesvorkommen sowie einigen wenigen Abbauflächen von Ton ist Torf aufgrund der zahlreichen Moore der einzige großflächig vorkommende und seit rd. 200 Jahren abgebaute Bodenschatz. Etwa seit 1980 ist allerdings ein weiterer, tief in der Erde lagernder Bodenschatz erschlossen worden: Es ist das Erdgas, nach dem inzwischen an fast 50 Stellen des Südkreises erfolgreich gebohrt wurde und das heute in erheblichem Umfang gefördert wird.



Foto: U. Nickel Die Oste in ihrem natürlichen Flußbett

Klimatisch ist der Kreis aufgrund seiner küstennahen Lage stärker ozeanisch und weniger kontinental geprägt. Kennzeichnend für sein insgesamt gemäßigttes Klima sind vor allem nicht sehr warme Sommer, relativ milde Winter, geringe Temperaturschwankungen im Jahres- und Tageslauf und aufgrund erheblicher Wolkenbildung eine nur recht geringe Sonnenscheindauer. Die mittleren Jahresniederschläge liegen bei rd. 750 mm, wobei der Norden regenreicher ist. Die meisten Niederschläge fallen im Juli und August, die geringsten im Februar und März. Charakteristisch sind auch Winde aus südwestlicher bis nordwestlicher Richtung und seltene Windstille.

In Abhängigkeit von den genannten geologischen, hydrologischen und klimatischen Gegebenheiten gibt es im Kreisgebiet eine Reihe sehr unterschiedlicher naturräumlicher Einheiten und Biotoptypen. Während auf den zahlreichen ausgesprochen armen Geestflächen von Natur aus trockene bis feuchte Birken-Eichenwälder vorherrschen, sind die in kleinerer Zahl vorhandenen nährstoffreicheren Geestbereiche das natürliche Wuchsgebiet von Eichen-Buchenwäldern verschiedener Ausprägung. Birken-Bruchwälder stocken schließlich in den vermoorten Senken und Erlen-Bruchwälder sowie Erlenwälder in den Niederungen der meisten Flüsse und Bäche. Nur kleinflächige Sonderstandorte stellen dagegen die Binnendünenbereiche dar, die hier und da entlang der Oste und Wümme auftreten und ihre markanteste Ausprägung im Naturschutzgebiet „Voßberge“ finden, einer zumindest teilweise vegetationsfreien Binnendüne südwestlich von Sottrum. Eine ausgesprochene Rarität stellt eine kleine Binnensalzstelle bei Ahausen dar, an der verschiedene von der Meeresküste her bekannte salzliebende Pflanzen vorkommen.

Bundesweit gehört der Landkreis zu den ausgesprochen moorreichen Gebieten. Dem hat schon 1981 das Niedersächsische Moorschutzprogramm Rechnung getragen, in das innerhalb des Kreisgebietes nicht weniger als 84 größere und kleinere Moore mit einer Gesamtfläche von etwa 125 qkm aufgenommen wurden. Rund ein Dutzend dieser Gebiete sind als Naturschutzgebiete ausgewiesen worden, etliche weitere stehen unter Landschaftsschutz. Seit vielen Jahren wurde mit beachtlichem finanziellem Aufwand vom Kreis und vom Land der Ankauf solcher Moorflächen für Naturschutzzwecke betrieben. Für die noch laufenden Abtorfungen sind die nachfolgende Moornaturierung oder -regeneration und die anschließende Unterschutzstellung dieser Gebiete das alleinige Entwicklungsziel.

Die hiesigen Moore bieten einer Vielzahl von seltenen Tier- und Pflanzenarten Lebensraum, den es in anderen Regionen in dieser Größenordnung nur selten gibt. Unter den bedrohten oder seltenen Pflanzen kommen hier beispielsweise noch verschiedene Sonnentauarten, Weißes und Braunes Schnabelried, Rosmarinheide, Krähenbeere, Rauschbeere, Sumpfbärlap und Lungenenzian vor. Als besondere Rarität gelten die Sumpfwurz, eine Erdorchideenart, und der Sumpfporst, ein immergrüner Strauch, den es in Niedersachsen nur noch an wenigen Stellen gibt. Gleichzeitig sind diese Moore aber auch Lebensraum vieler spezialisierter und gefährdeter Tierarten, zu denen beispielsweise zahlreiche Käfer- und Schmetterlingsarten, mehrere Libellenarten, die Kreuzotter, die Schlingnatter, der Moorfrosch, der Raubwürger und die Sumpfohreule gehören. Besonders bemerkenswert sind letzte Brutvorkommen des Birkenhuhns sowie - erst seit rd. 10 Jahren - das zunehmende Auftreten des Kranichs, der inzwischen bereits fester Bestandteil der Brutvogelwelt dieses Kreises ist.

Flüsse und Bäche des Kreises weisen in vielen Fällen einen noch relativ naturnahen Verlauf und einen natürlichen Gehölzbestand an ihren Ufern auf. Dies gilt in besonderem Maße für zahlreiche kleinere Fließgewässer des südlichen Kreisteiles, im Norden aber auch für weite Bereiche der Oste. Hinzu kommt, daß die meisten Fließgewässer, unter ihnen auch die Oste und Wümme durch Abwässer nur relativ mäßig belastet sind und damit eine gute Sauerstoffversorgung sowie eine arten- und individuenreiche Kleinlebewelt aufweisen. So ist nicht verwunderlich, daß hier nach wie vor der Eisvogel, die Gebirgstelze, verschiedene Watvögel und eine Reihe seltener Kleinfischarten, wie das Bachneunauge und die Schmerle, vorkommen. Gleichzeitig gelten die Flüsse und Bäche des Kreises als einer der letzten niedersächsischen Lebensräume des vom Aussterben bedrohten Fischotters.

Auf die insgesamt gute und durch den Bau zahlreicher Kläranlagen verbesserte Wasserqualität und die naturnahe Ausprägung von Oste und Wümme weisen auch zunehmende Vorkommen von Lachs und Meerforelle hin, zwei Fischarten, die bekanntlich im Meer leben, aber zum Laichen vom Sommer bis zum Winter die sauberen und sauerstoffreichen Flußoberläufe und Bäche aufsuchen. In Fachkreisen gilt die Oste inzwischen als einer der besten Meerforellen- und Lachsflüsse Deutschlands. Immerhin sind inzwischen Exemplare von mehr als 1 m Länge und 25 Pfund Gewicht gefangen worden. Bei dieser Gelegenheit sei nur am Rande erwähnt, daß das Kreisgebiet nicht nur für den Angelsport sehr interessant ist, sondern in gleicher Weise für die Jagd. Rotenburg gilt als typischer Rehwildkreis, in dem aber auch das Schwarzwild inzwischen mehr oder weniger flächendeckend vorkommt. Daneben ist vor allem das Damwild zu nennen, das seit 60 bis 70 Jahren zunehmend in allen größeren zusammenhängenden Waldgebieten lebt. Nirgendwo im Elbe-Weser-Dreieck gibt es unter den sehr seltenen, landesweit bedrohten Pflanzenarten so



Foto: U. Nickel

Eingestapelte Torfziegel im Huvendoornmoor

viele Vorkommen wie im Landkreis Rotenburg (Wümme). Für die naturnahen Waldbereiche seien beispielsweise verschiedene Erdorchideen, Rippen- und Buchenfarn, Winterschachtelhalme, Waldmeister und Leberblümchen genannt. In den Feuchtwiesen kommen Hohe Schlüsselblume und folgende besonders seltene Arten vor: Wasser-Segge, Sumpf-Geiskraut, Sumpf-Läusekraut und Schachblume. In ehemaligen Bodenabbaugebieten wachsen der Fadenezian und vor allem der Kriechende Sellerie, die in Niedersachsen als extrem seltene Raritäten gelten.

In feuchten Wiesen kann der aufmerksame Spaziergänger nicht nur Bekassine, Braunkehlchen und vereinzelt Schwarzkehlchen, sondern auch Wiesen- und Rohrweihe und mit etwas Glück die Uferschnepfe und den Wachtelkönig beobachten. Verschiedene teilweise seltene Vogelarten wie Habicht, Roter Milan, Baumfalke, Kolkkrabe, Hohltaube und Waldschnepfe brüten in den stillen Wäldern. Besonders bemerkenswert ist für den Landkreis aber das Brutvorkommen eines gern in naturnahen Bächen fischenden Großvogels, nämlich des vom Aussterben bedrohten Schwarzstorches, der in mehreren Paaren gut versteckt in den größeren Waldgebieten nistet. Er ist inzwischen im Kreisgebiet mit 4-5 Brutpaaren etwa so häufig wie der fast nur noch im Raum Bremervörde vorkommende Weißstorch.

Schwerpunkte heutiger Naturschutzarbeit des Kreises liegen vor allem in der Erhaltung und Pflege schutzwürdiger Moore, Flüsse und Bäche: 22 ausgewiesene Naturschutz- und über 100 Landschaftsschutzgebiete sind ein wichtiges Ergebnis jahrzehntelanger Naturschutzarbeit. Große Bedeutung wird daneben der Vernetzung der Landschaft durch schutzwürdige Bereiche beigemessen. In diesen Zusammenhang soll vor allem die seit rd. 20 Jahren vom Kreis finanzierte und erfolgreich durchgeführte „Aktion Feldgehölz“ erwähnt werden, die dazu geführt hat, daß in den Gemarkungen der Dörfer mehrere hunderttausend heimische Bäume und Sträucher gepflanzt wurden. All diese Bemühungen um die Erhaltung von Natur und Landschaft sollen und müssen von der unteren Naturschutzbehörde, unterstützt von der Land- und Forstwirtschaft, der Stiftung Naturschutz, den anerkannten Naturschutzverbänden u.a., fortgesetzt werden, damit im Landkreis Rotenburg auch zukünftig Natur und Landschaft in beachtlicher Vielfalt und Qualität erhalten bleiben.

Beschreibungen zu den Abbildungen in Farbe auf den folgenden vier Seiten

II. Abbildungen aus dem Landkreis Rotenburg (Wümme)

II.1 Kloster Zeven

Die Aufnahme zeigt im Vordergrund einen Flügel des ehemaligen Benediktiner-Nonnenklosters Zeven. Das langgestreckte, aus Feldsteinmauerwerk bestehende Gebäude befindet sich unmittelbar neben der St.-Viti-Kirche im Zevener Stadtpark. Es wird heute als Museum und Dokumentationsstätte genutzt.

II.2a Die NORDMILCH e.G. in Zeven

Die NORDMILCH ist eines der großen milchwirtschaftlichen Unternehmen in Deutschland. Sein Milcheinzugsgebiet umfaßt in seinem Kern den Raum zwischen Elbe und Weser, daneben inzwischen aber auch Schleswig-Holstein und Teile der neuen Bundesländer. Gleichzeitig ist die NORDMILCH mit ihren rund 1.000 Arbeitsplätzen der größte Arbeitgeber unter den Wirtschaftsbetrieben im Landkreis.

II.2b Geti Wilba in Bremervörde

Geti Wilba ist ein führendes Unternehmen in der Spezialverarbeitung von Wild und Geflügel. Die wichtigsten Geschäftsbereiche sind die Veredelung von Hasen und Hühnern, in denen das Unternehmen Marktführer in Deutschland ist. Der 3. Geschäftsbereich ist die Herstellung von Tiefkühlfertiggerichten. Hier hat sich Geti Wilba mit seiner speziellen Produktpalette, vornehmlich über Handelsmarken, durch Qualität hohe Anerkennung erworben. Der Betrieb wurde in den vergangenen Jahren in Bremervörde erheblich ausgebaut.

II.3a Historischer Moorhof in Augustendorf

In der vor rund 1780 Jahren gegründeten Moorhufensiedlung Augustendorf bei Gnarrenburg steht dieses stattliche (schornsteinlose) Rauchhaus aus der ersten Siedlergeneration.

Das weitestgehend in seinem ursprünglichen Zustand erhaltene Gebäude dient heute als Museum der Gemeinde Gnarrenburg und demonstriert mit seinen Nebengebäuden, seinen Hof- und Gartenanlagen und seinen überkommenen Inneneinrichtungen in eindrucksvoller Weise das kärgliche Leben früherer Moorbauern.

II.3b Bauernhaus mit Stall in Ober Ochtenhausen

Zwischen Selsingen und Bremervörde steht in Ober Ochtenhausen, einem Dorf mit reizvollen, noch auffällig reich überkommenen Bau- und Grünstrukturen, an einer der Dorfstraßen dieses kleine, für die Gegend früher typische Geestbauernhaus. Es handelt sich um ein 2-Ständer-Haus von relativ bescheidener Größe, das aus dem Jahre 1770 stammt und noch ein Reetdach mit Vollwalm besitzt. Es wurde als Altenteilerhaus errichtet und diente im wesentlichen als Häuslingshaus.

Unmittelbar daneben steht in erfreulicher baulicher Harmonie ein annähernd gleich alter Schafstall.

II.4 Wassermühle Stuckenborstel

Die an der Wieste gelegene Wassermühle mit unterschlächtigem Wasserrad wurde 1815 erbaut. Die Mühle liegt seit 1954 still. 1989 wurde die Wassermühle von der Gemeinde Sottrum erworben, um sie für die Nachwelt zu erhalten. Zwischenzeitlich erfolgte die Sanierung des Mühlengebäudes sowie die Instandsetzung des Wasserrades und der Mühleneinrichtung.

Die Mühle ist am Tage des offenen Denkmals sowie am Mühlentag geöffnet und wird dann auch in Betrieb genommen. Ansonsten ist eine Besichtigung nach vorheriger Absprache möglich.

*Farbaufnahmen: Ernst Logemann, Bremervörde
Texte: Ulrich Nickel, Bremervörde*



Kloster Zeven



Die NORDMILCH e.G. in Zeven



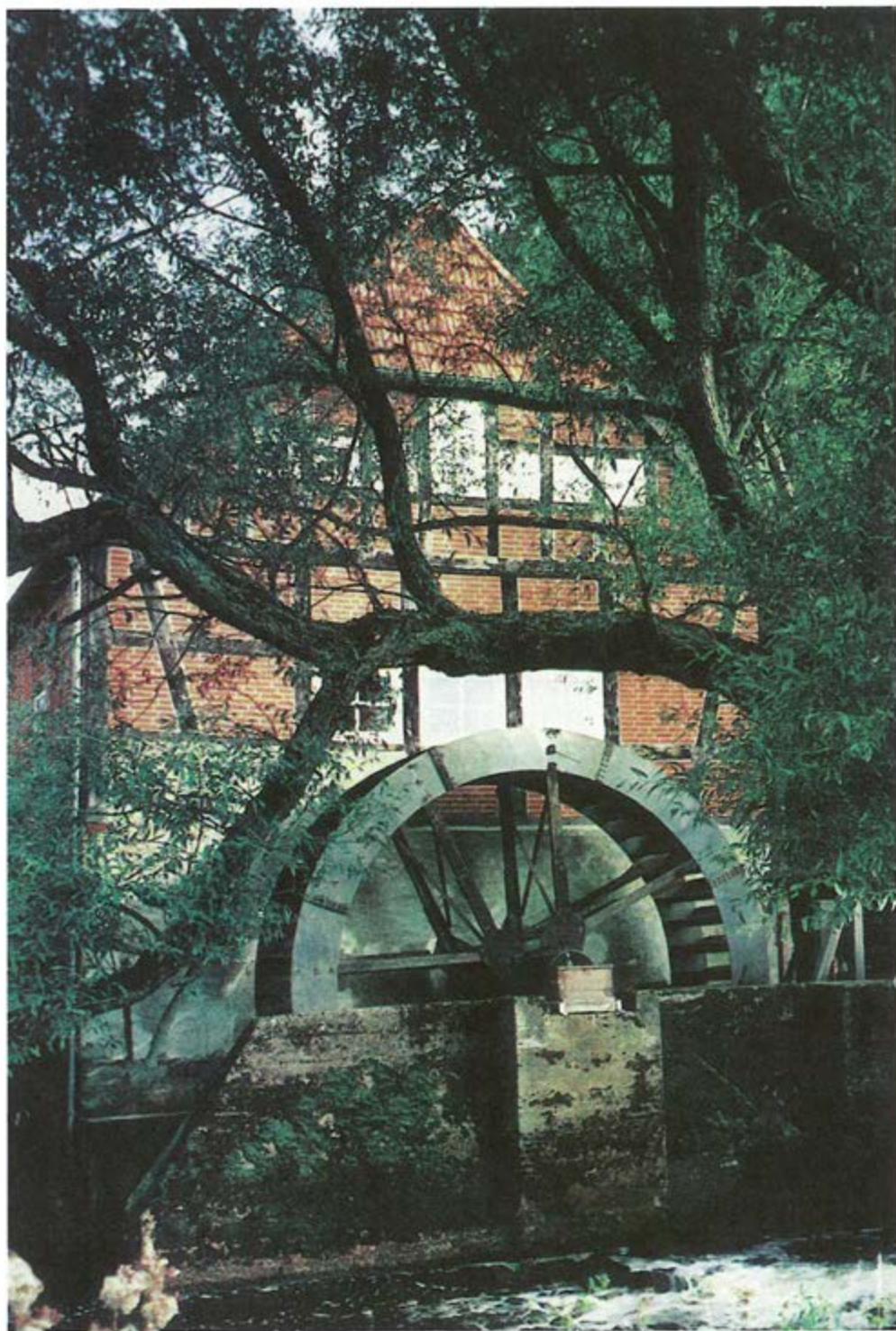
Geti Wilba in Bremervörde



Historischer Moorhof in Augustendorf



Bauernhaus mit Stall in Ober Ochtenhausen



Ein technisches Baudenkmal

Die lange Geschichte der restaurierten Windmühle in Selsingen von Dr. Elfriede Bachmann, Bremervörde

Jahrhundertlang ließen die Einwohner von Selsingen und Umgebung ihr Korn in der eine Wegstunde entfernten Wassermühle Eitzmühlen, zum Teil auch in Plönjeshausen und Malstedt mahlen. Um 1850 regte sich in Selsingen der Wunsch, eine Mühle am Ort zu haben. Das 19. Jahrhundert war die Blütezeit des Windmühlenbaus. Eine Windmühle kostete mindestens 5000 Reichstaler, aber die Ausgabe rentierte sich. Da es noch keine Gewerbefreiheit gab, mußte eine behördliche Konzession eingeholt werden. 1849 beantragte der Beverner Schmiedemeister Thiele, 1853 der Selsinger Brandtweinbrenner Joh. Hinr. Holtermann jun. und 1858 die Selsinger Johann Schoshusen und Adolph Meese die Konzession für den Bau einer Windmühle in Selsingen. Zur Finanzierung des Projektes wurden 1858 von Selsinger Einwohnern sogar Aktien gezeichnet.

Die Behörden lehnten alle Gesuche ab mit der Begründung, daß die Leistungsfähigkeit der vorhandenen Mühlen ausreiche, auch würde eine neue Mühle die Existenz der nahe beieinander liegenden Wassermühlen gefährden. Da der Eigentümer der Mühle zu Eitzmühlen unter dem Druck der Behörde bereit war, zwei- bis dreimal wöchentlich unentgeltlich einen Wagen nach Selsingen zu schicken zum Transport des Mahlgutes der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung, die selbst kein Gespann hatte, schien eine Änderung der bestehenden Verhältnisse unnötig. In Selsingen war man jedoch der Ansicht, daß der Ort Anspruch auf eine eigene Mühle hätte. Auch gab, nachdem 1862 der Stader Holz- und Kornhändler Jürgen Hinrich Hagenah Eigentümer der Eitzmühle geworden war, der neue Mühlenpächter zu Klagen Anlaß, da er mit der Abholung des Mahlgutes sehr nachlässig verfuhr. Die Gemeinde Selsingen bat daher um die Erteilung einer Mühlenbaukonzession an den Kötner und Gastwirt Adolph Meese. Dieser hatte aber aufgrund seiner schlechten Vermögenslage bei den Behörden keine Chance. 1864 und 1865 traten als weitere Bewerber um die Konzession zum Windmühlenbau der Vollhöfner Peter Meyer aus Windershusen und der erwähnte Unternehmer J. H. Hagenah auf den Plan; auch J. Schoshusen meldete als erster Bewerber seine Ansprüche an. Hagenah erbot sich, seine Kornmühle Eitzmühlen in eine Holzschleiferei zur Herstellung von Rohstoffen für die Papierfabrik in Altkloster umzuwandeln und den Kornmahlbetrieb nach Selsingen zu verlegen.

Die Behörden hatten inzwischen ihre Ansicht über die Existenzberechtigung einer Mühle in Selsingen revidiert; sie wollten nun den weniger bemittelten Einwohnern durch die Zulassung einer Mühle eine Erleichterung verschaffen. Da Hagenahs Wassermühle Eitzmühlen durch eine Windmühle in Selsingen stärkste Konkurrenz bekommen hätte und da man die Rührigkeit und Finanzkraft des Unternehmers positiv beurteilte, erhielt Jürgen Hinrich Hagenah am 14. Juni 1865 von der Landdrostei in Stade die Baukonzession; diese Verfügung wurde am 17. Juli 1865 vom königlichen Ministerium des Innern bestätigt - sehr zum Unwillen der Selsinger. Die um Eitzmühlen gelegenen Dörfer erhoben sogleich Einspruch gegen die geplante Stilllegung der Kornwassermühle.

Hagenah gelang es zunächst nicht, in Selsingen durch den Kauf eines geeigneten Mühlenbauplatzes Fuß zu fassen. 1866 renovierte er die Eitzer Mühle, den Gedanken an eine Holzschleiferei ließ er fallen. Am liebsten hätte er den Windmühlenbau in Selsingen ganz unterlassen. Als ihm aber schließlich im Winter 1867 mit dem



Mühle Elisabeth in Selsingen

Entzug der Konzession gedroht wurde, kaufte er sofort - da ihm ein anderes Grundstück nicht angeboten wurde - das auf halbem Weg nach Haaßel an der Ostgrenze der Feldmark Selsingen gelegene kleine Anwesen der Witwe des Gemeindedieners und Nachtwächters Ludwig Götsch (Selsingen, Haus Nr. 85; heute Duvenmoor 7, Eigentümer Gerd Junge). Im März 1868 wurde mit der Fundamentierung des Mühlengebäudes begonnen. Bei einer Ortsbesichtigung am 7. April 1868, die auf Veranlassung der gegen den abgelegenen Mühlenplatz protestierenden Selsinger stattfand, bezeichnete der Bremervörder Amtsassessor Lindemann den Platz wegen „seiner freien Lage und seiner sowohl von Selsingen wie von Haaßel nur etwa 10 Minuten betragenden Entfernung als „gut gewählt“. Hagenah stellte die Mühle in aller kürzester Zeit auf. Das Mühlenwerk wurde ohne Zweifel von dem Bremervörder Mühlenbauer Luer

Müller geliefert. Schon vor ihrer Fertigstellung verkaufte Hagenah die Mühle an Carl Kakerbeck aus Schrampe, Kreis Osterburg, Regierungsbezirk Magdeburg. Kakerbeck übernahm die Mühle am 12. Juni 1868 und setzte sie am 16. Juni 1868 in Betrieb.

Noch im gleichen Jahre, 1868, erwarb der Anderlinger Zimmermeister und Mühlenbesitzer Andreas Brandt die Mühle. Da ihm an der Selsinger Mahlkundschaft gelegen sein mußte, kaufte er 1870 von Joh. Hinr. Holtermann jun. ein großes Grundstück auf dem Osterberg unmittelbar beim Dorf. Er ließ die Windmühle von dem bisherigen Platz auf den Osterberg umsetzen. Das Anwesen Nr. 85 verkaufte er 1871 an den Häusling Hinrich Bielefeld. Nach Angaben des heutigen Eigentümers Gerd Junge zeichnet sich der kreisrunde Mühlenrundriß bei der Feldarbeit im Frühjahr noch deutlich auf dem Ackerland ab; außerdem wurden häufig Backsteinbrocken vom Mühlenfundament herausgepflügt.

Wie aus einer Aufstellung über die Gewerbebetriebe im Amt Bremervörde hervorgeht, wurde die Windmühle auf dem neuen Platz, dem heutigen Mühlenberg, bereits 1870 in Betrieb genommen. 1873 verkaufte Brandt die Mühle an Johann Behnken aus Anderlingen, der sich im gleichen Jahr mit seiner Tochter Elisabeth verheiratete.

Das junge Paar zog in das 1874 bei der Mühle erbaute Wohnhaus. Behnken verpachtete die Mühle später an Johann Borchers. Bei der Mühle handelte es sich um eine Holländer-Windmühle mit quadratischem Unterbau und tailliertem, achteckigem massiven Aufbau mit den damals modernen Jalousieflügeln (heute hat die Mühle Segelgatterflügel) und Windrose.

Im Jahre 1900 erbt der Müllersohn Andreas Behnken die Mühle; 1903 übernahm seine Schwester Maria den Betrieb. Sie heiratete 1905 den Selsinger Haussohn Wilhelm Ebel. Nachdem die Flügel, wohl 1907, durch Sturm schwer beschädigt worden waren, stellte Ebel die Mühle auf Dampfkraft um. Außerdem gliederte er dem Unternehmen eine Sägerei und einen Holz- und Landhandel ab. 1954 wurde der Mahlbetrieb nach dem frühen Tode des Müllers Hans Ebel eingestellt. 1971 ging auch die Sägerei ein. Die Mühle schien dem Untergang geweiht zu sein.

Nachdem man bereits 1968 den Wert des Baudenkmal erkannt hatte, bildete sich am 13. Februar 1980 der „Mühlenschutzverein in der Samtgemeinde Selsingen e.V.“ mit seinem Initiator Klaus Bruno Pape als erstem Vorsitzenden. Der Eigentümer Wilhelm Ebel jun. schenkte die Mühlenruine dem Verein. Mit finanzieller Hilfe vor allem des Landkreises Rotenburg (Wümme), der Gemeinde und der Samtgemeinde Selsingen und aufgrund des tatkräftigen Einsatzes des Vereins und insbesondere seines Vorsitzenden konnte die Mühle restauriert und am 17. Juni 1983 eingeweiht werden; sie erhielt den in der Müllerfamilie althergebrachten Namen „Elisabeth“. Es wäre zu wünschen, daß die Mühle der Nachwelt als unverfälschtes technisches Baudenkmal erhalten bliebe.

Mit dem Tropfglas auf den Weltmarkt

Die ehemalige Glasfabrik „Marienhütte“ zu Gnarrenburg im Landkreis Bremervörde

von Dr. Elfriede Bachmann

Die Gründung der Glasfabrik „Marienhütte“ im Jahre 1846 in Geestdorf (heute Teil von Gnarrenburg) hat eine längere Vorgeschichte. Als die Königliche Kammer zu Hannover im Jahre 1752 den Hof zur Gnarrenburg, damals die einzige Ansiedlung im Gebiet der späteren Orte Gnarrenburg und Geestdorf, von dem Forstsekretär Wilhelm von Mackphail kaufte, schlug der Bremervörder Amtmann Meyer die Anlage einer staatlichen Glashütte bei dem Gnarrenburger Hof vor. Die Königliche Kammer lehnte dies jedoch mit dem Hinweis ab, daß die Errichtung und der Betrieb einer Hütte an diesem Platz zu teuer und ein Standort bei Worpsswede günstiger wäre. Gerade zu jener Zeit hatte der hannoversche Staat bereits eine Glashütte auf dem Fahrenberg südlich von Spreckens errichten lassen, in der von 1753 bis zur Stilllegung im Jahre 1782 Hohlglas hergestellt wurde.

Im 19. Jahrhundert kehrte der Gedanke immer wieder, im Moor zwischen Bremervörde und Gnarrenburg eine Glashütte anzulegen, um den inzwischen in jenem Gebiet angesiedelten Moorbauern Gelegenheit zum Absatz ihres leichten Torfes zu geben. Da die hannoversche Regierung aber an der erneuten Einrichtung einer staatlichen Hütte kein Interesse zeigte, bemühten sich der Moorkommissar Nicolaus Witte und die Landdrostei zu Stade darum, private Unternehmer für ein solches Projekt zu begeistern. 1828 erwog der Bremervörder Kaufmann und Tabakfabrikant Johann Friedrich Rodenburg die Gründung einer Glashütte bei Klenkendorf oder Spreckens. 1833 forderte das Amt Bremervörde ihn vergeblich auf, im Gnarrenbur-



Briefbogenkopf der Firma Lamprecht mit den drei zur Firma gehörenden Glasfabriken, um 1910. Foto: Kreisarchiv Bremervörde

ger Moor eine Glashütte anzulegen. 1842 wollte der Kaufmann Adolph Mahler, ein Sohn des Gnarrenburger Vogtes, zusammen mit dem Bremer Kaufmann und Glashändler Johann Heckemann eine Glasfabrik bei Gnarrenburg einrichten, falls ihm bestimmte Vergünstigungen von der hannoverschen Regierung zugesagt würden.

1846 endlich kam es zur Glashüttengründung. In Bremervörde bildete sich eine Aktiengesellschaft, die im April 1846 ein etwa vierzig Morgen großes Heide- und Moor- gelände in der Geestdorfer Feldmark erwarb und noch im gleichen Jahr die erforderlichen Gebäude errichten ließ. Am 16. Januar 1847 zündete die Frau des Gnarrenburger Pastors Borstelmann das Feuer in dem Schmelzofen der neuen Hütte an. Hüttendirektoren waren der Geschäftsmann Nicolaus Rodenburg aus Bremervörde und ein Fachmann, H. Hoburg. Die Hütte stellte Tafelglas her. Schon am 27. Januar 1847 berichtete Nicolaus Rodenburg an das Amt Bremervörde, daß das Produkt ausgezeichnet wäre. An dem Glasschmelzofen arbeiteten sechs Tafelglasmacher mit ihren sechs Gehilfen; insgesamt waren in dem Betrieb zwanzig bis vierundzwanzig Arbeiter beschäftigt. Die Hütte war damals noch ohne Namen; sie wurde nach der Kronprinzessin Marie, der Gemahlin des späteren letzten hannoverschen Königs Georg V., „Marienhütte“ genannt.

Die Direktion übernahm später der Bremervörder Kaufmann Friedrich Conrad Degener. Die Fabrikate der Hütte wurden 1859 auf einer Gewerbeausstellung in Hannover mit einer Bronzemedaille ausgezeichnet. Durch die 1857 von finanzkräftigen Aktionären aus Gnarrenburg und Umgebung am Karlshöfener Berg gegründete Tafelglasfabrik „Carlshütte“ (heute Brillantleuchten AG) erhielt die Marienhütte eine starke Konkurrenz. 1863 war ihre Lage so kritisch, daß die Aktionäre die Einstellung des Betriebs beschlossen. Es kam dann aber doch nicht soweit.

1875 wurde der aus Pommern stammende, in Oldenburg i. O. als Glashüttenleiter tätige Hermann Lamprecht Direktor und am 1. Juni 1876 Eigentümer der Marienhütte. Da sein Betriebskapital nicht ausreichte, wurde sein früherer Vorgesetzter, der Glashüttenbesitzer Schulz in Oldenburg, stiller Teilhaber und der Gnarrenburger Kaufmann und Gastwirt Garleff Köster Gesellschafter. Nach Auszahlung Kösters, etwa 1881, war Lamprecht Alleininhaber. Er stellte den Betrieb auf die Fabrikation von Hohlglas um und modernisierte die technischen Einrichtungen nach und nach. Um 1880 nahm die Hütte einen Aufschwung durch den Export ihrer Erzeugnisse und zwar nach England, Norwegen und Japan (Yokohama). Lamprecht hatte zwei Schmelzöfen, von denen einer jedoch meist im Winter stilllag, da der Abtransport des

Glases in den Wintermonaten durch die katastrophalen Verkehrsverhältnisse - der Oste-Hamme-Kanal fror zu, die Landwege waren fast unpassierbar - sehr behindert wurde. Daher auch forderte Lamprecht schon in den achtziger Jahren immer wieder den Bau eines Weser-Elbe-Kanals von Vegesack nach Stade oder den Anschluß Gnarrenburgs an das Eisenbahnnetz.

Hermann Lamprecht gelang mit seiner Erfindung des medizinischen Tropfenglases oder Tropfenzählers, der seit Anfang 1882 in seiner Hütte hergestellt wurde, der Sprung auf den Weltmarkt. Mit dem entsprechend konstruierten Glas, das mit einem luftdicht schließenden genau eingeschliffenen Glasstößel versehen war, konnte die Zahl der aus der Medizinflasche entnommenen Tropfen kontrolliert werden. Schon 1882 wurden die Tropfgläser im Deutschen Reich, in Österreich-Ungarn, Belgien, England, Norwegen, Schweden und Dänemark patentiert. Beschäftigte Lamprecht im Winterhalbjahr 1880/1881 50 Arbeiter, im Sommerhalbjahr 1881 85 Arbeiter in seinem Betrieb, so nahm die Zahl der Arbeitnehmer mit einer nach einer Anlaufphase stetig wachsenden Produktion zu. Die Tropfenzähler wurden zum Haupterzeugnis der Marienhütte; daneben wurden auch weiße und halbweiße Likörflaschen und „gewöhnliche Medicingläser“ hergestellt.

Der Durchbruch kam dann im Jahre 1885. Im April 1885 hatte Lamprecht 97 Arbeiter, im September 1885 schon 135 Beschäftigte: im Geschäftsjahr vom 1. Oktober 1890 bis zum 1. Oktober 1891 war ein Höhepunkt mit 233 Arbeitern erreicht. Lamprecht erwarb 1890 eine zweite Glashütte, das Werk Breitenstein bei Stolberg am Harz, und 1908 noch eine dritte Fabrik, die Hütte Immenhausen bei Kassel. In den Werken wurde Hohlglas produziert und zwar „weiße, halbweiße und farbige Flaschen sowie Hohl-, Medicin- und Parfümeriegläser aller Art mit und ohne Glasstößelverschluss; Specialitäten: Patent-Tropfgläser und Patent-Kinder-Saugflaschen“.

Schon 1896 erhielt Lamprecht auf der zweiten internationalen pharmazeutischen Ausstellung in Prag für seine Hohlglasfabrikate die Goldmedaille. Seine Absatzgebiete waren ganz Europa, die USA, Mittel- und Südamerika, Australien, Asien, deutsche Kolonien, Kapland, Ägypten und die Türkei. Für den Transport zur nächsten Eisenbahn-Station Oldenburg stand ein großer Pferdefuhrpark zur Verfügung; auf Kähnen wurde das Glas außerdem auf dem Oste-Hamme-Kanal und der Oste nach Bremervörde geschafft; im Bremervörder Hafen lag der firmeneigene Frachtdampfer („Glasdampfer“) „Bremervörde“ zur Verschiffung der Ware nach Hamburg zu den Überseedampfern bereit. 1909 wurde endlich die von Lamprecht seit langem geforderte Eisenbahn - die Teilstrecke Bremervörde-Gnarrenburg - eröffnet. Auf die Gemeinde Gnarrenburg entfielen Baukosten in Höhe von 50.000 Mark; Lamprecht ließ der Gemeinde den Betrag und verzichtete testamentarisch auf die Rückzahlung.

1909 starb Hermann Lamprecht. Die Firma bestand weiter; der Hauptsitz verlagerte sich jedoch nach Kassel. Im ersten Weltkrieg wurde die Marienhütte wegen Facharbeitermangels geschlossen. Zwar wurde die Produktion am 1. Oktober 1919 wieder aufgenommen, aber schon 1920 stellten sich Absatz- und finanzielle Schwierigkeiten ein, die in den zwanziger und dreißiger Jahren zur mehrmaligen Schließung des Werkes führten. 1926 konnte das fünfzigjährige Jubiläum der Firma Lamprecht festlich begangen werden, aber die Lage war schlecht. Die Werke Breitenstein und Immenhausen mußten schließlich verkauft werden.

Trotz der äußerst schwierigen Situation im zweiten Weltkrieg - drohende Stilllegung, Rohstoffmangel, staatliche Bewirtschaftung der Baumaterialien usw. - gelang dem überaus engagierten Hüttendirektor August Meyer in den Jahren 1943/44 die dringend notwendige Modernisierung der Marienhütte. Ein Wannenofen, eine Kanal-Kühlbahn, eine vollautomatische Gemengemischmaschine, ein Drehrostgenerator

wurden angeschafft. An die Stelle des Mundblas-Verfahrens trat die halbautomatische Fertigung. Nach dem Zusammenbruch konnte das Werk schon im Januar 1946 die Arbeit wieder aufnehmen. Gebäude und Einrichtungen wurden auch in den folgenden Jahrzehnten modernisiert und vergrößert.

Um 1950 zählte die Fabrik etwa 260 Beschäftigte. Rund 9600 Metallformen waren auf Lager, dieser Bestand wuchs laufend. Jährlich wurden 20 Millionen Flaschen für die pharmazeutische, kosmetische, chemische und Nahrungsmittelindustrie hergestellt; etwa dreißig Prozent der Produktion ging in fast alle Länder der Erde. Weitere Rationalisierungen wurden vorgenommen, auch das Programm wurde erweitert, so fertigte die Fabrik seit etwa 1967 auch Beleuchtungsgläser an. Die Glashütte hielt mit der Entwicklung der Technik jedoch nicht Schritt.

Es schien zwar in den Jahren 1974 und 1975, als wenn die Firma und damit die Arbeitsplätze der mit der Marienhütte zum großen Teil seit Generationen auf das engste verbundenen Belegschaft gerettet werden könnten, aber die Schuldenlast erwies sich schließlich als zu groß. So mußte die Marienhütte im Oktober 1977 ihre Fabrikore für immer schließen.

H. LAMPRECHT IN MARIENHÜTTE REI GNARRENBURG.

Tropfenzähler.

Patentiert im Deutschen Reiche vom 6. November 1885 ab.

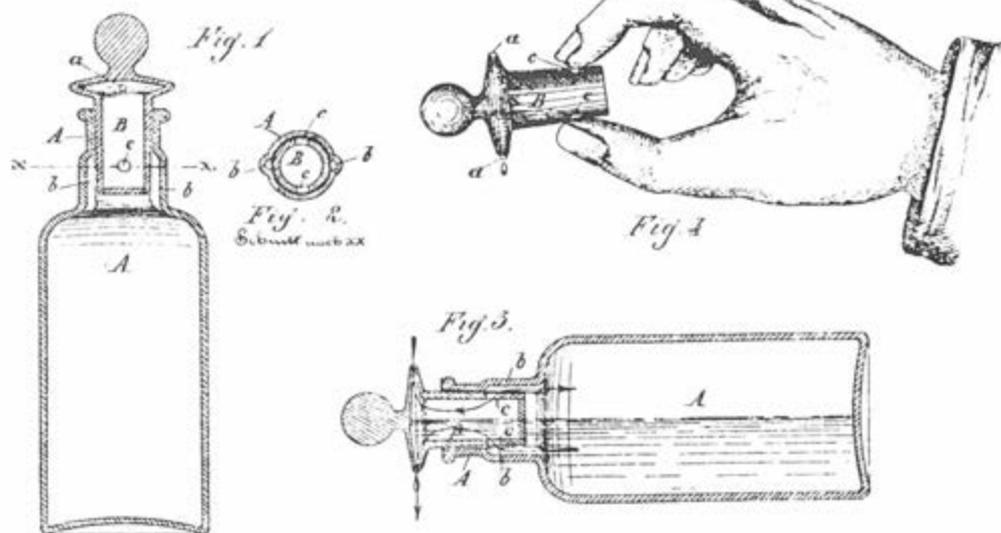


Abbildung des von H. Lamprecht erfundenen Tropfenzählers aus der Patentschrift 36 587 des kaiserlichen Patentamtes. Aus K. R. Schütze, P. Elze „Der Moorexpreß“.

Trautes, schönes Bremervörde

Ein liebevoller Rückblick auf die zweite Heimat

von Gerhard Krosien

Aus: Heimatbeilage der Bremervörder Zeitung vom 26. Juni 1993

„Schön ist es auf der ganzen Erde, am schönsten doch in Bremervörde“, so lautet ganz selbstverständlich der Wahlspruch für jeden Bremervörder. Seit Menschengedenken. Wer diesen Superlativ verstehen will, muß selbst in Bremervörde geboren sein. Nein, das genügt nicht! Seine Vorfahren müssen dort seit langer Zeit ansässig sein. Und wer den Wahlspruch der waschechten Bremervörder recht verstehen will, muß schon eine ganze Weile unter ihnen leben. Aber in einem Lebensalter, in dem seine Umwelt den Menschen noch prägt. Sonst könnte jemand möglicherweise auf den Gedanken kommen, die Bremervörder spinnen oder schneiden auf. Das ist aber keineswegs so!

Wie ein Unheil muß es in den Jahren 1944/1945 über die Bremervörder hereingebrochen sein, als da aus östlichen deutschen Landen wildfremde Menschen beiderlei Geschlechts, zumeist auch noch mit Kind und Kegel, Alten wie Jungen, ohne viel Gepäck zu ihnen geströmt kamen. Aufnahme und Schutz wollten sie bei ihnen haben - und natürlich Hilfe! Von ihnen, die selbst nicht viel hatten. Von dem bißchen, das sie und ihre Vorfahren sich über viele Jahre mühsam erarbeitet hatten. Von ihnen, die sich über Generationen ein „kleines Paradies“ mit Schützenhof, Schützen- und Lunapark, mit Volkspark und Burgberg zwischen magerer Geest und sumpfigem Moor in Bremervörde geschaffen hatten. Und die nie groß mit ihrem bißchen Wohlstand geprotzt hatten. Man kannte sich doch allenthalben in Bremervörde, und man wußte über die Hackordnung in Bremervörde Bescheid. An den unterschiedlich großen Gebäuden konnte doch jeder ablesen, wie es um den Eigner bestellt war.

Das milde Herz der Bremervörder

Kurz: Die Bremervörder hatten aber ein mildes Herz. Sie nahmen die „Flüchtlinge“ auf. Sie rückten zusammen. Sie halfen, wo sie konnten. Und das war auch für sie oft schwer genug!

Die Flüchtlinge kamen vielfach mit den „Hiesigen“ nicht zurecht - vor allem die Erwachsenen. Zu oft erzählten diese von ihrer verlorenen Heimat. Zu oft verglichen Menschen, die vorher in größeren Orten und hie und da wohl auch in besseren Verhältnissen gelebt hatten, lauthals und vorwurfsvoll ihre jetzige Notsituation mit früher. Sie hätten alles, die Bremervörder nichts verloren! Die Bremervörder hingegen hatten seit Menschengedenken in einer ganz anderen - nämlich in ihrer - Welt gelebt. Sie wollten es nicht wahrhaben, daß irgendwo in einem fernen Ostpreußen, Memelland, Westpreußen, Pommern oder Schlesien jemals bessere Verhältnisse geherrscht haben könnten als bei ihnen! Sie glaubten immer nur, was sie mit ihren Augen gesehen hatten. Und das, was sie jetzt sahen, überzeugte sie überhaupt nicht. Also, das Klima zwischen erwachsenen Hiesigen und Flüchtlingen war nicht gerade gut.

Blitz und Donner über die Schäfchen

Das besserte sich aber mit der Zeit. Einen großen Anteil daran hatte mit Sicherheit der damalige „Superus“, der Superintendent der evangelischen Kirchengemeinde in Bremervörde. Mit großen Schritten durchmaß seine massige Gestalt tagtäglich die Straßen Bremervördes. Mit gewaltiger Stimme, einen knorrigten Wanderstab in der rechten Hand, forderte er diesen oder jenen Vorübergehenden oder Radler auf, mal



eben rasch zu ihm herüberzukommen. Dann gab's vermutlich eine wohlgesetzte Standpauke, und so manches Problem war hinterher gelöst. Seine Gottesdienste waren immer gut besucht, obwohl sich die Kirchenbesucher von der Kanzel herab oft wirklich keine Schmeicheleien anzuhören hatten. Blitz, Donner und Hagelschlag zugleich - so schleuderte er ihnen seine Worte um die Ohren! Und bei jedem Familienfest war er dabei. Das war ganz selbstverständlich - und dennoch eine große Ehre. Was der Mann aber verzehren konnte, das hatte schon seine Art! Er war eine Respektperson in der Stadt. Erst als er mit seiner Familie aus Bremervörde weggezogen war, bemerkten viele, was sie an ihm gehabt hatten. Er war der richtige Mann zur richtigen Zeit am richtigen Ort! Nie wieder hat es in der Stadt für die Kirchengemeinde einen ähnlichen Glücksfall gegeben. Auch wohl nicht eine solche Situation. Viel besser klappte es bei der jungen Generation. Hier gab es kaum Vorbehalte. Die jungen Menschen knüpften in Kindergarten, Schule, Beruf und auf der Straße sogleich vielfältige Kontakte. Nur - beide Seiten sprachen so komisch. Die einen redeten Plattdeutsch und hatten so ihre Schwierigkeiten mit dem Hochdeutsch. Dazu stolperten sie egalweg über das S! Die Flüchtlingskinder dagegen sprachen durchweg Hochdeutsch, hatten zum Teil aber eine sonderbare Art, das eine oder andere Wort auszusprechen. Anfangs wurde wechselseitig hierüber gelacht. Aber mit der Zeit gewöhnte jeder sich auch daran - und lernte voneinander. Wen wunderte es da, daß plötzlich Gedichte in Plattdeutsch von den Flüchtlingskindern besser rezitiert wurden als von den Einheimischen. Dafür verstanden es die Bremervörder Jungs und Deerns oft viel besser, die eigentümlichen Lieder der Neubürger zu singen. Auf jeden Fall: Bald waren die Flüchtlingskinder in Bremervörde ganz integriert. Sicherlich brachte es die Tatsache, daß diese von Null anfangen mußten, mit sich, daß die Flüchtlingskinder oft cleverer zu sein schienen. Sie hatten nichts ererbt, mußten sich erst etwas aufbauen! Und das bedeutete: Immer etwas besser sein als andere! Was nicht immer ganz ohne Neid abging. Vor allem in der Schule gab es so manchmal böses Blut deswegen. Besonders wenn es darum ging, Schulgeldfreiheit oder Be-

gabenförderung zu ergattern. Ja, zu jener Zeit mußte Bildung noch teuer bezahlt werden! Und viel Geld hatte damals niemand. Die Flüchtlinge hatten meist noch viel weniger. Da seinerzeit auch immer die Besten auf eine höhere Schule außerhalb Bremervördes geschickt wurden, war das schon ein ernst zu nehmender Wettstreit. Doch den Bremervördern bekam der „Schub aus dem Osten“ gar nicht so schlecht! Plötzlich gab es viel mehr Namen in der Stadt, die ohnehin größer und betriebsamer geworden war. Und so mancher Bremervörder bemerkte, daß es auch unter den Neubürgern hübsche und brauchbare Wesen zwecks Heirat gab. Und so mancher Flüchtling fiel einer feschen Bremervörderin für alle Zeit in die Hände. Bis heute sollen viele glücklich und zufrieden zusammenleben. Man braucht nur durch die Stadt zu schlendern - und man glaubt das sofort.

Milch und Fisch

Bremervörde war 1945 so ein richtiges Kaff! Meinten viele Flüchtlinge jedenfalls. Der Milchwagen mit einem Pferd an der Deichsel schaffte jeden Tag seine Runde durch die ganze Stadt und versorgte die Menschen mit seinen Produkten. Ein kurzes Klingeln mit der großen Messingglocke - fast immer zur gleichen Tageszeit -, und schon strömten die Hausfrauen mit allen möglichen Behältnissen herbei. Die Füllmenge teilte der alte Milchkutscher aus blanken Milchkannen per Hand und metallendem Maß zu. Für Produkte, die eingepackt werden konnten, wie Butter oder Quark, verwendete er ein Stück Pergamentpapier. Für ein kurzes Schwätzchen war auch noch Zeit vorhanden. Gekochte Garnelen verkaufte hin und wieder eine ältere Frau von der Weser aus Tragekörben heraus unmittelbar an der Tür. Ihre Anwesenheit hatte sie rechtzeitig durch den lauten Ruf „Granaaaaat“ angekündigt. Gutes, kräftiges Brot brachte ein Bäckerwagen vom Lande vor die Tür. Bei ihm konnte man auch andere Backwaren bestellen, zum Beispiel für Familienfeiern. Ein Fischwagen kam am Freitagmorgen vorbei; denn Freitag war ja Fischtag! Welch glückliche Zeit aus heutiger Sicht!

Im „Dschungel“ der Straßen

Niemand konnte sich in Bremervörde vom ersten Augenblick an eigentlich verlaufen. Eine einzige Hauptstraße teilte sich - egal von welcher Seite man in den Ort kam - in zwei parallel verlaufende, sich irgendwo wieder vereinigende Straßen, in die Neue Straße und in die Alte Straße. Beide Straßen hatten eines gemeinsam: Sie waren mit Steinen gepflastert, die Neue Straße etwas besser als die Alte Straße. Und das Abwasser der Küchen lief unter eisenrostgedeckten Abflüssen hindurch in den Rinnstein der Straße, wo es in die Zuflüsse des unterirdischen Kanalnetzes versickerte, um bald in die nahe Oste zu strömen - zur Atzung der ewig hungrigen Fische dort beitragend. Im Sommer roch es verständlicherweise an manchen Stellen des oberirdischen Abwassernetzes oft wenig appetitanregend. Hin und wieder schoß einem auch wohl mal eine aufgeschreckte Maus oder Ratte aus dem Rinnstein ins Hosenbein - das aber nur ganz selten!

An der Neuen Straße, der Hauptstraße, fand jeder leicht die größten Geschäfte Bremervördes, das Landvolkhaus, die Apotheke, das vornehmste Hotel am Ort, die Krankenkasse, das Rathaus - Zentrum der urbanen Verwaltung -, das Arbeitsamt, die Bremervörder Zeitung, die öffentliche Bücherei, die Kreissparkasse, die Mittelschule. Das mußte wohl so sein! Die unangenehmeren und unbedeutenderen Einrichtungen wie Krankenhaus, Leichenhalle oder Gefängnis, waren zwar auch vorhanden, man mußte jedoch in den anderen Straßen Bremervördes nach ihnen suchen.



Wo die Volksschule stand, gab's die Schulstraße, auf den Bahnhof lief die Bahnhofstraße zu, nach Zeven führte die Zevener Straße, nach Stade die Stader Straße, nach Wesermünde die Wesermünder Straße, nach Harsefeld die Harsefelder Straße. Eigentlich ganz sinnvoll! Mehreren bedeutenden Bremervördern aus der Vergangenheit waren einige Straßen gewidmet - aber nicht sehr große. Anderen wieder geografischen, wirtschaftlichen Merkmalen oder Begriffen aus der Tier- und Pflanzenwelt. Der Bremervörder Hafen erhielt sogar zweimal diese Ehre: Hafenstraße und Am Hafen. Na ja, Bremervörde besaß damals immerhin den größten Stackbuschhafen der Welt! Es gab wohl nur den einen! Übrigens: Stackbusch, das sind Reisigbündel zur Flußuferbefestigung. Ob sie wirklich haltbarer als Steine sind? Auf jeden Fall waren sie „grüner“.

Der Segen des Teufelsmoores

Nur eine Amtsgerichts- oder Gefängnisstraße gab es in Bremervörde nie. Dafür aber eine - ziemlich kleine - Findorffstraße. Und das zu Recht! Sie hätte nur ein bißchen größer ausfallen dürfen! Denn ein Herr Findorff holte sich vor vielen Jahren aus dem Bremervörder Gefängnis immer wieder Menschen, die ihre Strafe abgebrummt hatten und nun vor einem Neubeginn standen. Mit ihnen kolonisierte er das am Engoer Stadtrand Bremervördes beginnende Teufelsmoor. Moderne Eingliederungsmethode schon in früher Zeit! Aber hart und entbehrungsreich muß diese Methode schon gewesen sein - dafür aber erfolgreich! Die schmucken Dörfer zwischen Bremervörde und Bremen sprechen für sich. Die Kanäle für den Transport des Torfes in die Großstadt, die tiefen Dellen in so mancher Straßendecke, hohe braune Torfmauern, blinkende dunkle Wasserstellen lassen die Härte des einstmaligen Lebens hier heute noch erahnen.

Das Moor hat übrigens die Bremervörder nie im Stich gelassen: In Zeiten größten Energiemangels nach dem Krieg lieferte es ihnen bereitwillig das begehrte „braune Gold“. Aber harte Arbeit war es, bis man sich des Nutzens erfreuen konnte! Abstechen, Herauswuchten, Karren, Aufsetzen, Umsetzen, Aufhäufen, Aufladen, Abladen,



Einräumen, Staub, Staub, Staub, entzündete Augenlider, abends kraftlose Arme!
Aber im Winter schön warm!

Kostenbewußter Mut

Keiner der Neubürger Bremervördes hat - mag er seine Augen noch so weit aufgesperrt haben - in der ganzen Stadt auch nur eine Straße mit dem Namen eines Repräsentanten älterer oder neuerer Geschichtsepochen - welcher Couleur auch immer - gefunden, wie er das meistens aus seiner Heimat oder von „Zwischenstationen“ auf dem Weg nach Bremervörde gewohnt war. Große Namen der großen Politik galten in Bremervörde zu allen Zeiten nichts! Das zeugte in der damaligen Zeit von beachtlichem Mut! Aber auch von einem kostenbewußten Denken in dieser Stadt; denn der obligate und teure Schilderwechsel blieb in der jeweils folgenden Epoche auf diese Weise erspart. So waren die Bremervörder nun mal auch!

Oste, die moorbraune Schöne

Die Oste, die seit ewigen Zeiten durch Bremervörde fließt, wurde und wird in Ober- und Unteroste geteilt. Früher tat das ein brausendes Wehr mit „Aalfang“ unterhalb der Ostebrücke neben einer großen, ziegelroten, wassergetriebenen Mühle, der „Schabbelschen Mühle“. Wie Neugierige beobachten konnten, fingen sich in dem Aalfang außer den begehrten Aalen Unmengen von Wollhandkrabben, eine wahre Plage in der Oste und ein Greuel jedes Anglers. Ihre Dezimierung fand seinerzeit allgemeinen Beifall bei den Bremervördern.

Die Oberoste hatte zumeist ziemlich gleichmäßigen Wasserstand, schön moorbraun. Über sie gelangt man mit dem Boot - auch heute noch - rasch in die Bever, einen kleinen Nebenfluß der Oste. Ganz anders die Unteroste in ihrem breiten Urstromtal und mit ihren recht beachtlichen Geestabhängen, die sogar von der Segelfliegerei genutzt wurden. Bei ihr machen sich bis nach Bremervörde Ebbe und Flut der Elbe bemerkbar, in die die Oste mündet. Für jeden Angler die natürliche Uhr, nach der er sich zu richten hat, wenn er erfolgreich sein will!

Bremervörde - Bürgerschule



Wer heute an dieser Stelle Bremervördes - also über die alte Ostebrücke - vorüberfährt oder -geht, findet keine Schabbelsche Mühle, keinen Aalfang, keinen Stackbuschhafen mehr. Er erblickt statt dessen eine moderne, einladende Hotellandschaft, einen Verbrauchergroßmarkt und ein Hafenbecken mit vielen Anlegestegen und zahllosen kleinen oder größeren Motorbooten. Das Rauschen eines Wehres vernimmt sein Ohr trotz heftiger Anstrengung nicht. Das kann er eine erhebliche Strecke weiter rechts an der Oberoste an dem Beginn eines Umgehungsarmes der Oste akustisch wahrnehmen, wo der Wasserstand je nach Bedarf geregelt wird. Dennoch schlagen die Herzen eines jeden Petrijüngers ob des Anglerparadieses in Bremervörde höher. Hier gibt es Fische! Die kann man sogar verzehren! Und Oasen der Ruhe findet jeder Angler, wo er nur immer will!

Das neue Wehr verhindert jetzt allerdings, daß sowohl an Ober- als auch an Unteroste im Herbst und im Winter die riesigen Wiesen- und Weidenflächen überschwemmen. So gibt es leider keine Scharen durchziehender Schwäne, Wildgänse und -enten mehr. Auch das fast schwerelose Dahingleiten auf Schlittschuhen über meilenweite Eisflächen im Winter ist vorbei. Dabei verbinden sich gerade mit den Erlebnissen in dieser Eiseswelt für viele besonders nette Erinnerungen an damals.

Und das einst so schöne Vorwerk, ein kleiner Mischwald entlang der Oberoste, früher ein Schmuckstück forstwirtschaftlicher Aktivitäten, ist in den zurückliegenden Jahren nicht allein heftigen Stürmen, sondern auch wohl der Absenkung des Grundwasserspiegels durch Menschenhand zum Opfer gefallen. Über die wirklichen Ursachen gehen die Meinungen aber etwas auseinander. Fest steht nur eines: Heute sieht das Vorwerk furchtbar aus! Wer den Verfall sieht und einen Vergleich mit früher wagt, könnte zu heulen anfangen. Ein beklagenswürdiger Zustand!

Die große und die kleine Bahn

Bremervörde hatte einst sogar zwei Bahnhöfe: Einen „richtigen“ Bahnhof und einen Kleinbahnhof. Den richtigen Bahnhof fand jeder immer gleich; denn er lag ja an der Bahnhofstraße. Sein Schalter war fast immer geöffnet - jedenfalls viel öfter als heute



-, bei der Gepäckabgabe konnte man sein Reisegepäck entsprechend dem amtlichen Plan aufgeben oder abholen. Das Bahnrestaurant roch angenehm nach Bier. Und die geräumige Bahnhofshalle lud Wartende zum Betrachten ein; denn ihre Wände waren mit historischen Motiven aus Bremervördes Vergangenheit bemalt. Die Express- und Frachtgutabfertigung befand sich gleich nebenan. Und der Kohlenhändler lud im Schweiß seines Angesichts seine schwarze Ware aus einem Eisenbahnwaggon auf einem Nebengleis vor dem Bahnhof in ein handlicheres Fahrzeug um. Das alles ist heute weitestgehend passé!

Moorexpress voller Eindrücke

Der Kleinbahnhof lag etwas versteckt hinter dem richtigen Bahnhof. Er war über eine kleine, feldsteingepflasterte Nebenstraße der Flutstraße zu erreichen. Die Bahngleise der Bundesbahn durften zu diesem Zweck nicht überschritten werden! Viele taten es unter leichtfertigem Einsatz ihres Lebens dennoch. Wer mit der Kleinbahn über die Dörfer durchs Teufelsmoor nach Bremen fuhr, konnte sich des Lattenmusters der Sitzbank auf seinem Gesäß und einer anständigen Schädigung seiner Atemorgane gewiß sein. Denn zu sitzen hatte jeder Reisende im Triebwagen auf harten Holzbänken, und die zusteigenden männlichen Passagiere verschönten sich die lange Fahrt mit dem Rauchen von Zigarren unterschiedlichster Qualität. Hinzu kamen die Ausdünstungen der altersschwachen Dieselmachine des Triebwagens. Dennoch: Je nach Jahreszeit bekam der Fahrgast viel zu sehen von der einzigartigen Landschaft. Und zu hören! Denn die vollen Milchkannen zur nächsten Molkerei wurden an verschiedenen Bahnstationen geräuschvoll zugeladen und am Spätnachmittag mit Molke für das Vieh wieder geräuschvoll ausgeladen. Hin und wieder gab's einen kleinen Defekt am Triebwagen. Wen störte das? Angekommen ist noch jeder - manchmal eben etwas später! Spaßig war es nur, wenn jemand in Bremen von der Bundesbahn in die Kleinbahn nach Bremervörde umstieg. Sein Fahrschein wurde dann „umgeschrieben“. Das mußte wohl so sein. Und das dauerte manchmal ziemlich lange. Problematisch hin und wieder für den, der schon bald auszusteigen gedachte.

Obwohl die Kleinbahn irgendwann moderne Triebwagen einsetzte: Eines Tages schlug für sie dennoch die letzte Stunde. Dem Vernehmen nach wollen einige wagemunger Nostalgiker in Privatinitiative die Kleinbahn wieder zum Leben erwecken. Viel Glück! Die Menschen werden diesen Service bestimmt dankbar annehmen!

Dem Bundesbahnhof erging es später nicht sehr viel besser. Trotz soeben beendeter Modernisierung des Bahnkörpers fiel er der „von oben“ verordneten Streckenreduzierung der Deutschen Bundesbahn zum Opfer - geradezu ein moderner Schildbürgerstreich! Der Fahrplan schrumpfte zu einem Papiergerippe zusammen! Danach besorgten Busse den größten Teil der Personenbeförderung. Allerdings auf anderer Fahrstrecke. Ein akustisches Zugsignal war rund um Bremervörde nur noch selten zu vernehmen. Die junge Generation wird sich mit der Zeit einen richtigen Zug oder Triebwagen wohl bald anderswo ansehen müssen.

Kultur- und Handelsplatz Bremervörde

Bremervörde war schon immer der Mittelpunkt eines natürlich gewachsenen Umlandes. Dies konnte jeder daran erkennen, daß die altehrwürdige Mittelschule stets sowohl eine Stadtklasse als auch eine Landklasse für jeden Jahrgang einrichtete. Hierbei wurden besonders die Fahrplanprobleme der Fahrschüler berücksichtigt. Die Jungen pflegten Nutzen aus dieser Einrichtung dadurch zu ziehen, daß sie ihre Freundinnen meist aus der Parallelklasse auswählten. Denn der Adler jagt bekanntlich nicht im eigenen Horstbereich!

Die Zentralfunktion Bremervördes konnte aber auch an den Wochenenden besonders gut beobachtet werden. Aus allen Himmelsrichtungen kamen die Menschen, um hier einzukaufen oder andere Verrichtungen zu erledigen. Bremervörde war darauf eingerichtet! Wer erinnert sich nicht an die großen Geschäfte an Bremervördes Stadtrand, in denen man eigentlich alles bekommen konnte, wo die Pferde im Freien mit Futter und Wasser versorgt wurden, wo die ermatteten Käufer in der ebenfalls dort vorhandenen Kneipe nach getaner Arbeit ihr seelisches Gleichgewicht zu stärken pflegten? Leider gibt es solche Geschäfte in Bremervörde nicht mehr. An ihre Stelle sind jetzt auf der grünen Wiese oder in den Gewerbegebieten Verbrauchermärkte getreten, die man bequem und ohne großen Zeitverlust mit dem Kraftwagen erreicht. Zeit hat ja heute niemand mehr wie früher zu vergeuden!

Apropos Kneipen: Im Bremervörde von einst gab es sehr viele davon. Böse Zungen behaupteten damals gar, davon gäbe es in Bremervörde mehr als Einwohner. Das stimmt natürlich nicht. Aber viele Kneipen waren es schon! Und was für welche! Meist einfache holzmöblierte, saubere Räume, in denen die Bremervörder nach getaner Arbeit - oft noch in Arbeitskleidung - in dicke Rauchschwaden gehüllt ihr Bierchen aus der Flasche oder vom Faß tranken. Geredet wurde meist über ganz alltägliche Dinge. Und der Wirt konnte oft ein Wörtchen in der Sache mitreden; denn er betrieb die Kneipe meist nur nebenbei, ansonsten war er hauptsächlich Bauer. Ein Vergleich mit heutigen Restaurants wäre einfach vermissen!

Aber feiern taten die Bremervörder schon zu allen Zeiten recht gern! Allein der Zeitpunkt war stets entscheidend. Im Juli gab's alljährlich das berühmte Schützenfest - ein Fest allerbesten Tradition für alt und jung, für Frauen und Männer: mit Fahnen, Musik und Umzügen in schmucken Trachtenuniformen, vorbei an geschmückten Gebäuden und vielen Neugierigen. Der Schützenkönig wurde damals und wird hier auch heute noch für jede Gruppe richtig ausgeschossen! An einem Königsvogel!

Irgendwann gab's dann noch die Grün-Rote Nacht des einen von zwei lokalen Sportvereinen. Und im Herbst fand dann die große Geflügelschau - zunächst meist im „Großen Saal“ des Schützenhofes, später in der Markthalle - statt. Alles, was in Bremervörde Rang und Namen hatte, machte eifrig mit, wollte sehen und gesehen



Bremervörde

Altestraße

werden, wollte mal lustig sein oder Erfolg haben! Hochmut oder Klassendenken gab es nicht. Die wurden stets am Eingang abgegeben. Und jeder waschechte Bremervörder ist noch heute Mitglied mindestens eines der bestehenden Vereine. Aktives Mitglied versteht sich! Und jeder sorgt mit Sicherheit für genügend Nachwuchs seines Vereins.

Viele Straßen in die Stadt hinein waren gleich nach dem Krieg noch gepflastert - oft sehr grob. Extra für die Fuhrwerke, die die Milch von den Dörfern zur Molkerei Bremervörde transportierten, waren breite eiserne Schienen in genau der Spurweite der gummibereiften Milchwagen in die Straßen eingelassen, damit die Milch nicht zu sehr durchgerüttelt und so sauer werden sollte. Radfahrer benutzten gern diese glatten Fahrbahnen. Sie mußten nur höllisch aufpassen, nicht den inneren erhöhten Rand der Schienen zu berühren! Sonst stürzten sie. Und das konnte dann böse Folgen haben - für Rad und Radler. Solche Straßen gibt es heute im gesamten Umkreis von Bremervörde nicht mehr. Überall bestens asphaltierte und markierte Fahrbahnen. Dem Vernehmen nach soll der Kreis Bremervörde die besten Straßen Deutschlands haben.

Ein harter Schlag

Ach so, Verzeihung! Den Kreis Bremervörde gibt es ja leider schon lange nicht mehr. Für Bremervörde war diese „bürokratische Degradierung“ einst ein harter Schlag! Die örtliche Presse hatte viel darüber zu berichten. Inzwischen scheint in dieser Sache Ruhe in Bremervörde eingekehrt zu sein. Man hat sich auch als Autofahrer offensichtlich an das ROW (Rotenburg/Wümme) im amtlichen Kennzeichen gewöhnt. Nur ganz echte Bremervörder oder solche, die es den anderen mal so richtig zeigen wollen, lassen mit einem Zusatzaufkleber am Auto deutlich erkennen, daß sie aus Bremervörde - und sonst nirgendwoher! - kommen.

Der heutige Autoverkehr stinkt dem Besucher, aber wohl auch den meisten Bürgern Bremervördes mächtig! Wo früher nur einige langsame Pferdewagen oder noch langsamere Ochsenkarren ihre Last transportierten, windet sich heute eine nicht

enden wollende, Krach und Abgase verbreitende Blechlawine mitten durch die Stadt, hin und wieder durch eine Ampel unterbrochen. Die Seitenränder der Fahrbahn sind meist zugeparkt. Denkt denn hier niemand an den Bau einer Umgehungsstraße? Warum lassen sich die Bürger Bremervördes so etwas noch länger gefallen? Sie sind sich ihres Lebens auf vielfältige Weise doch nicht mehr sicher! Oder gibt es „übergeordnete Gesichtspunkte“ für diesen im Grunde unerträglichen Zustand? Auf jeden Fall wagt man in diesem Mief kaum zu atmen!

Wer Bremervörde einst verlassen und sich anderswo angesiedelt hat, von Zeit zu Zeit aber Besucher dieser Stadt gewesen ist, hat die vielfältigen Veränderungen am Ort mitbekommen. Das alte, gemütliche, einfache Bremervörde von einst gibt es kaum noch. Solide Bescheidenheit ist oft aufdringlicher Modernität gewichen. Besonders sichtbar auf den beiden Friedhöfen. Hier die bescheidenen Familiengrabstätten wohlhabender Altvorderer, dort pompöse Grabstellen Heutiger. Der Maßstab hat sich verändert. Die Stadt ist größer, geschäftiger geworden. Die Eingemeindung stadtnaher Gemeinwesen hat dazu beigetragen. Aber auch die Ansiedlung vieler Neubürger und von Handel und Gewerbe in besonderen Gewerbegebieten rund um die Stadt. Vieles ist schöner geworden - im heutigen Sinne, nicht im Sinne des alten Bremervörder Wahlspruchs! Das Auge eines jungen Besuchers der Stadt lacht, wenn er die sauberen Häuser, die üppigen Schaufensterauslagen, die einladenden Lokalitäten und die städteplanerischen Leistungen - wie Fußgängerzonen - in Bremervörde sieht. Das Herz des älteren Besuchers, der die Verhältnisse der Kriegs- und Nachkriegsjahre in Bremervörde gekannt hat und sie mit dem Jetzt vergleicht, wird traurig. War der ehemalige Burgberg, auf dem einst die alte Vörder Burg gestanden hatte, mit seinen Ruinen nicht viel anheimelnder als das geschneigte „Paradeobjekt“ heute? Im Winter rodelte die Stadtjugend an seinen Hängen hinab. Im Herbst saß man einfach irgendwo auf der Anhöhe und sah zu, wie das Wasser der Oste bei längerem Hochstand durch den Boden in den Burggraben gedrückt und der Burgberg langsam zu einer Insel wurde. Zu allen Jahreszeiten aber hatten unter den uralten, knorrigen Bäumen die Liebespärchen Bremervördes hier ihre Treffs. So manchen Stamm zierte heute noch ein in seine Rinde geschnittenes Herz mit den Initialien der damals Verliebten! Wenn das auch alles schon ziemlich verwachsen ist. Und die Sage berichtet von einem unterirdischen Gang zum anderen Osteufer. Ein Trompeter habe seinen genauen Verlauf unter Abgabe von Trompetensignalen einst nachweisen wollen. Irgendwo seien die Signale abgebrochen. Der wagemutige Musiker wurde seitdem nie wieder gesehen. Einige ältere Bremervörder behaupten mit treuherzigem Augenaufschlag, den zugesperrten Tunneleingang im Gestrüpp des Burgberges einstmals entdeckt zu haben!

Weitsicht hat sich gelohnt

Einhelligen Zuspruch findet der an der Stelle ehemals saurer Wiesen geschaffene künstliche See Bremervördes. Ein richtiges Kleinod für Menschen und Tier. Und die letzte Landesgartenschau hat diesem Juwel noch einen würdigeren Rahmen verliehen! Welche Weitsicht müssen doch verschiedene maßgebende Kommunal- und Regionalpolitiker schon in den 50er Jahren gehabt haben als sie dem ökologischen Gedanken für ihr Bremervörde absolute Priorität gaben! Kein Fabrikschornstein sollte jemals den Bremervörder Himmel verräuchern! Dabei gab es gerade in dieser Gegend eine unübersehbare Strukturschwäche. Lohn und Brot fanden im Ort oder in der näheren Umgebung damals nur wenige. Die meisten mußten zum Zwecke des Broterwerbs zwischen Bremervörde und einer der nächsten größeren Städte pendeln. Nicht immer ein Vergnügen. Aber heute läßt sich mit Fug und Recht sagen:



Diese Konsequenz und diese „Sturheit“ - und die gehörte einfach dazu - haben sich für Bremervörde gelohnt!

Wenn auch viele, die irgendwann einmal von Bremervörde aus in die Welt hinausgezogen sind, behaupten, daß ihre daheimgebliebenen „Mitschüler irgendwie kleinstädtisch“ geblieben und nicht weltoffen genug geworden sind - wie sie selbst -, so muß man ihnen entgegen: Gottseidank ist das so! Diese Mitschüler sind das geblieben, was die anderen auch einmal waren, nämlich echte Bremervörder! Es ist doch wunderbar, daß alle, wo immer sie auch heute leben, gern zu den von den Daheimgebliebenen auf allgemeinen Wunsch immer nur in Bremervörde organisierten Klassentreffen kommen. Die Bindungen an diese Stadt, an die Menschen in ihr, an die ehemalige Klassengemeinschaft müssen doch ungemein intensiv sein, wenn so etwas heute - nach über 40 Jahren und nach so unterschiedlich verlaufenen Lebenswegen - noch zieht! Und bei so manchem Restaurantbesuch in Bremervörde beginnen die Augen des Wirtes zu glänzen, wenn er bemerkt, daß ein im Gästeraum aufgehängtes vergilbtes Foto von früher bei seinem Gast die Erinnerung an das alte Bremervörde wachruft. Dann beginnt meist ein angeregtes Gespräch um das dargestellte Objekt und um andere verschwundene Objekte der Stadt. Wehmut über Verlorenes klingt durch! Plötzlich erkennt man sich. Auch die gesamten Familienverhältnisse sind bekannt. Zwei alte Bremervörder haben sich getroffen! Und besonders bemerkenswert ist: Zahlreiche ehemalige Flüchtlinge haben viel stärkere Bindungen an ihre zweite Heimat Bremervörde als an ihren Geburtsort entwickelt. Oft nutzen viele von ihnen heute auch - dank der veränderten politischen Lage in Osteuropa - die Möglichkeit, ihrem Partner aus der zweiten Heimat die Stätten ihrer Geburt zu zeigen. Oft versteht der damals ungläubige Bremervörder dann heute etwas mehr die Situation der damaligen Flüchtlinge und den Schmerz über den Verlust ihrer traditionellen Heimat. Die ehemals Heimatlosen haben ihre Bremervörder schon lange verstanden!

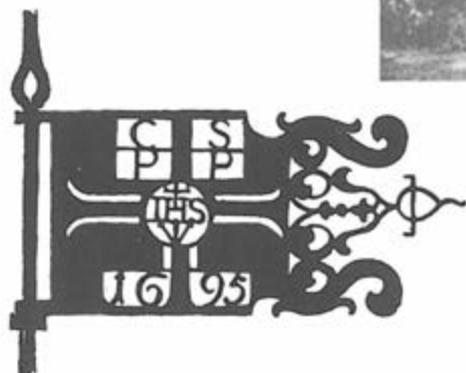
Die Katholische Pfarrkirche zu Posilge

Dr. Bernhard Schmid - Marienburg

Diese Kirche gehört zu den ältesten kirchlichen Gründungen des Kreises. Der jetzt stehende Bau ist im 14. Jahrhundert errichtet, erlitt aber 1629 im Kriege eine durchgreifende Zerstörung, so daß nur die nackten Mauern stehen blieben. Nach dem Kriege begann der Pfarrer Martin Scherer eine Instandsetzung, die sich hauptsächlich auf das Altarhaus beschränkte. Der zweite polnisch-schwedische Erbfolgekrieg 1655-1660 brachte neue Kriegsschäden, so daß die Kirche vollends zur Ruine wurde. Erst gegen das Ende jenes Jahrhunderts konnte der Pfarrer Szczepanski die Kirche vollständig wiederherstellen, und aus dieser Zeit sind noch die Rechnungen erhalten. Sie sind kulturgeschichtlich wertvoll, weil sie auch die Namen der Bauhandwerker und die Herkunft der Baustoffe angeben, also die wirtschaftlichen Beziehungen zu jener Zeit klarlegen, 1694 wurden die Baustoffe beschafft, Kalk aus Weißenberg, das wohl nur Ausladeplatz an der Weichsel war, aus Christburg, Elbing und Marienburg angekauft, Mauerziegel aus Dollstädt, Mopken und Holländer Ziegel aus Elbing, Dachziegel aus Preuschmark. Am 14. April 1695 begann die Maurerarbeit unter Leitung eines namentlich nicht genannten Maurers aus Stolzenberg, bei Danzig, der aber schon nach vier Wochen starb. Seine Arbeit wurde von Meister David Knebel aus Danzig vom 4. Juni bis zum 24. September 1695 fortgesetzt. 1695 führte der Zimmermann Georg Knefel aus Christburg die Dächer auf dem Schiff und dem Chor aus. Das Holz dazu kam aus Alt-Christburg. Am 4. Mai 1696 wurde ein neuer Vertrag mit den Maurermeistern Bartholomäus Ranisch und Martin Grimmer aus Danzig abgeschlossen; sie sollten das Sakristeigewölbe mauern, den Turm auf dem alten Unterbau aufführen, den Fußboden in der Kirche legen, die Türgerüste herstellen, die Kirche innen und außen tünchen und die Dachdeckung auf dem Schiffe vollenden. Barthel Ranisch ist der bekannte Danziger Meister, der 1678-1681 die königliche Kapelle baute und seiner Zeit ein angesehenes Baumeister in Danzig war, hier jedoch nur einen handwerklichen Auftrag hatte. Martin Grimmer, aus Stettin gebürtig, war 1692 Bürger in Danzig geworden. 1696 führte auch Georg Knefel den Holzverband des Glockenturmes und die hölzernen Tonnengewölbe in der Kirche aus, wozu die Lindendielen aus Dt. Eylau kamen, vielleicht aus dem Schönberger Forst, der noch heute urwüchsigen Lindenbestand hat. Von Knefel stammt also die zierliche Laterne auf dem Turm, während David Knebel die Architektur des Giebels ausgeführt hat. Ein Kleinschmied aus Danzig fertigte das Giebelkreuz für 36 Gulden damaliger Münze, ein Marienburger Kleinschmied das Kreuz auf dem Türmchen für die Signierglocke. Die Klempnerarbeit zur Deckung des Turmes teils mit Blei, teils mit Weißblech führte Georg Börner aus Danzig aus, der dort 1687 Bürger geworden war, während ein ungenannter Kupferschmied aus Danzig 18 Gulden für die Wetterfahne auf dem Turme erhielt. Damit war der Bau im Wesentlichen fertiggestellt. 1699 arbeitet noch ein Elbinger Maurer an den Gesimsen, Fenstern und Pfeilern des Presbyteriums. Ein Marienburger Maler besorgte den Anstrich der äußeren Eisenteile, später ist noch der Maler Zaszatke aus Marienburg beschäftigt. Besonders wichtig ist die Notiz, daß ein - leider nicht genannter - Danziger Maler 1700 das Gewölbe im Schiff bemalt hat. Von ihm stammen also die zwölf Darstellungen aus dem Leben des Heilandes, die in ihrer farbigen Gesamtwirkung von hervorragender Schönheit sind. Die Tischler und Bildschnitzer kamen ebenfalls aus der Nachbarschaft, der Elbinger Schnitzer erhielt 36 Gulden für die noch erhaltene Triumpfkreuzgruppe, der Christburger Schnitzer 14 Gulden für die eichene Johannesfi-

gur im Westgiebel, die jetzt fehlt. Am 31. Oktober 1700 wurde die Kirche geweiht, doch war die Ausstattung noch nicht beendet, 1701 wurde der Hochaltar von einem Danziger Schnitzer für 100 Gulden geschnitzt, wozu die Fürstin Ludovika Czartoryski ein neues Gemälde der heiligen Jungfrau stiftete. Die Staffierung besorgte 1719 ein Elbinger Maler. Der Antoniusaltar war ebenfalls einem Danziger Schnitzer übertragen, der aber bald an der Pest starb; nach ihm setzte der Danziger Bildhauer, Herr Heinrich Berner auf Langgarten, die Arbeit fort. 1709 fertigte ein Danziger Bildschnitzer die beiden Standleuchter an, die der Marienburger Maler Johannes Zacwely für 65 Gulden vergoldete. Die Schnitzarbeit ist von hervorragender Schönheit. Endlich lieferte noch 1709 der Maler Michael Sommer zu Danzig vier Gemälde der Apostel Petrus, Paulus, Andreas und Johannes, für je 6 Gulden das Stück. Eine Menge von Künstlernamen treten uns hier entgegen, Deutsche aus den benachbarten Städten. Besonders wertvoll ist es, daß wir wissen, wer die Architektur der Westfront ausgeführt hat, Handwerks-Meister, die ein gut geschultes Schönheitsgefühl besaßen. Dadurch wird diese Dorfkirche zu einem Denkmal westpreußischer Volkskunst.

Die katholische Pfarrkirche zu Posilge gehört zu den ältesten kirchlichen Gründungen im Kreis Stuhm (1249).



Die Wetterfahne vom Posilger Kirchturm mit der Jahreszahl des Turmaufbaus.

Jede Zeit hat ihre Eigenheiten. Und nur die in solchen Eigenheiten Lebenden müssen schließlich dazu JA sagen. Vergleichen ist aber immer erlaubt! Für den, der zu vergleichen vermag, und für den, der weiß, daß das Rad der Geschichte sich nie zurückdrehen läßt. In diesem Sinne gilt auch heute der Bremervörder Wahlspruch „Schön ist es auf der ganzen Erde, am schönsten doch in Bremervörde“ uneingeschränkt weiter. Aber mit anderem Sinngehalt!

Beschreibungen zu den Abbildungen in Farbe auf den folgenden vier Seiten

III. Abbildungen aus dem Kreis Stuhm/Westpr.

III.1 Blick von Nordwesten auf Christburg mit Sorgetal

Christburg direkt an der Sorge (Sirgune) gelegen, hat eine landschaftlich reizvolle Umgebung.

III.2 Vorlaubenhaus in Losendorf

Das Vorlaubenhaus Preuß in Losendorf wurde 1800 erbaut. Es lag am Weg nach Laase hinter drei alten Linden verborgen. Vorlaubenhäuser, die man in der Niederung bis zum ostpreußischen Oberland antraf, hatten die Vorlaube meist giebelseitig.

III.3 Herrenhaus Domäne Trankwitz

Durch Handfeste von 1321 wurde das spätere Trankwitz dem Preußen Wilko gegeben. Auch 1437 war es noch Gut eines freien Preußen. 1945 war Trankwitz eine preußische Staatsdomäne, der letzte Pächter: von Tevenar.

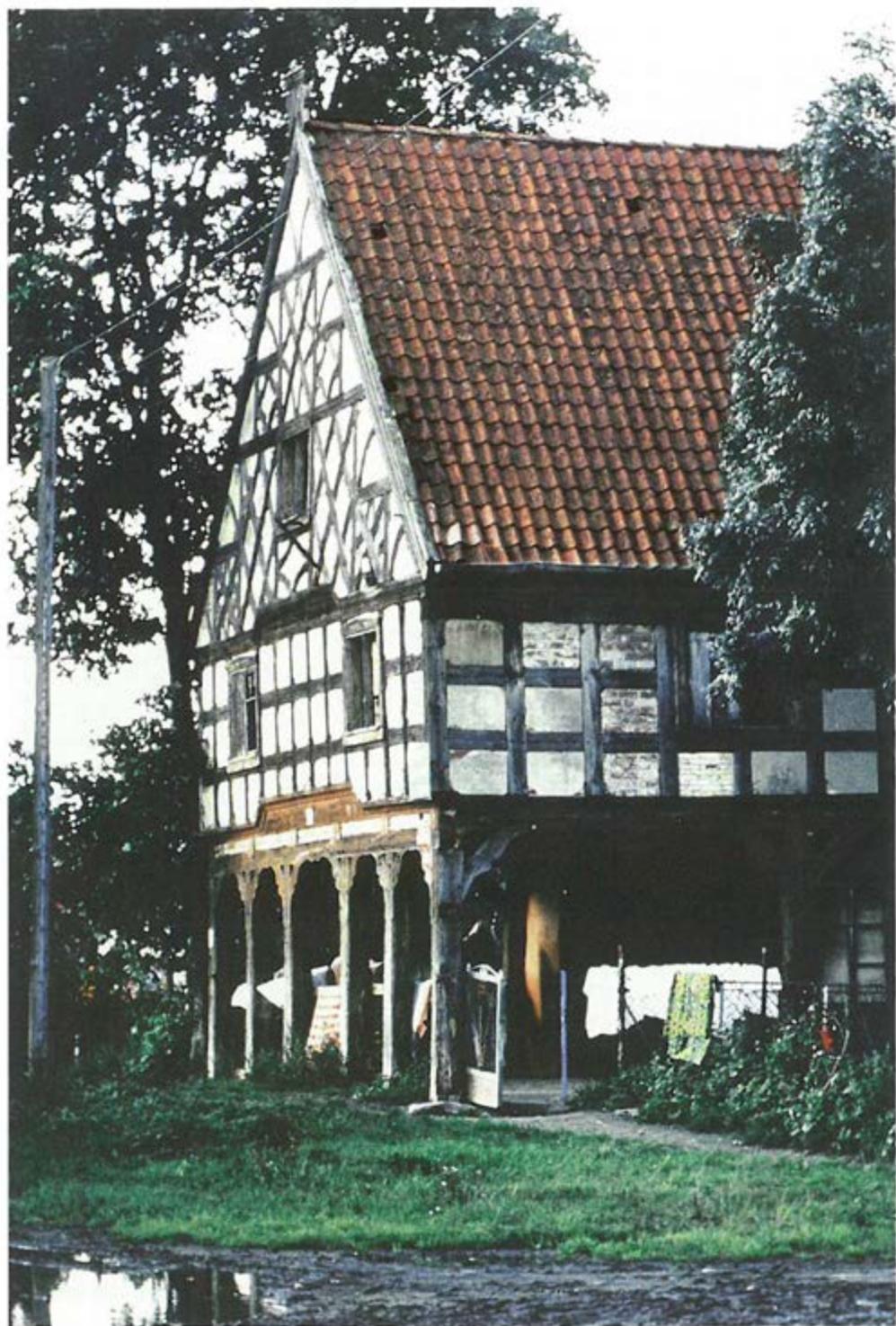
III.4 Katholische Kirche in Rehhof

Die katholische Kirche „**Zur Heiligen Familie**“ in Rehhof wurde 1909 erbaut und als Wallfahrtskirche gern besucht. Die vor der Kirche stehende Mutter-Gottes-Statue wurde von den Pilgern hoch verehrt.

*Farbaufnahmen: Ernst Logemann, Bremervörde
Texte: Heinz Richert, Menthen*



Blick von Nordwesten auf Christburg mit Sorgetal





Herrenhaus Domäne Trankwitz



Vom Mühlengraben und anderen Gewässern des Kreises Stuhm

„Heimat zwischen Weichsel, Nogat und Sorge“ - der Titel des Bildbandes, den der Kreisausschuß des Heimatkreises Stuhm 1982 veröffentlichte, ist ziemlich wörtlich zu nehmen: Im Westen hatte der Kreis zwischen Rehhof und Weißenberg Anteil am Niederungsland des breiten Weichseltales. Zwischen Rudnerweide und Weißenberg folgte die Kreisgrenze gut 4 km weit dem Weichseldeich und dann bis zur Stadtgrenze von Marienburg etwa 13 km dem Weichselmündungsarm Nogat. Im Nordosten aber bildete das Flößchen Sorge auf einer über 10 km langen Strecke die Grenze zwischen dem westpreußischen Kreis Stuhm und den bereits ostpreußischen Kreisen Mohrungen und Preußisch Holland.

Im Norden reichte der Kreis Stuhm mit einem schmalen, bei Güldenfelde und Brodsende etwas breiteren Streifen in das Marienburger Werder hinab, das ein Teil des großen Niederungsgebiets des Weichseldeltas ist. Die nördliche Kreisgrenze folgte bei Posilge und Güldenfelde streckenweise dem Flößchen Höhesche Thiene und bei Brodsende dem Entwässerungskanal Verlorenes Fließ bis zu dessen Einmündung in die Sorge. Ab Christburg verlief die Grenze dann ohne Anlehnung an Gewässer zunächst südwärts, dann westwärts zurück bis zur Weichselniederung und zur Weichsel.

Die Niederungen des Weichseldeltas sind hauptsächlich ein Werk der Weichsel und ihrer Mündungsarme, die früher, rasch fließend, gröberes Material in eine Ostseebucht schwemmten. Nachdem sich die Frische Nehrung gebildet hatte, lagerten sich im ruhigeren Wasser feinere Schwebstoffe ab und ergaben die bis zu über 2 m dicke Schlickschicht, auf der die Fruchtbarkeit der Werderböden beruht. Es bedurfte allerdings der Arbeit vieler Generationen, um die Sumpf- und Wasserwildnis des Weichseldeltas in eine blühende Kulturlandschaft zu verwandeln.

Seit dem 13. Jahrhundert förderten westpreußische Klöster und vor allem und in großem Stile der Deutsche Ritterorden die Einwanderung von im Deichbau erfahrenen Siedlern aus den Küstengebieten der Nordsee, um die Weichsel-Nogat-Niederung systematisch zu erschließen. Bereits um die Mitte des 14. Jahrhunderts waren wohl das Große und das Stüblauer Werder eingedeicht und die Nogatdeiche gebaut. Mit Windkraft angetriebene Schöpfwerke dienten bald zur Ableitung überschüssigen Wassers und ermöglichten es sogar, Flächen trockenzulegen, die unter dem Meeresspiegel lagen. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gab die Zuwanderung der Mennoniten der Landgewinnung und der Besiedlung trockengelegter Gebiete neue Impulse, und nachdem Westpreußen 1772 in das Königreich Preußen eingegliedert worden war, förderten die tatkräftige preußische Verwaltung und die rasche Entwicklung der Technik die Modernisierung und den Ausbau der Deichsysteme, Wasserwege und Entwässerungsanlagen. Die Gefahr, die Deichbrüche bei Hochwasser oder Eisgang für die Niederungsgebiete bedeuteten, wurde weitgehend gebannt, als 1895 der Durchstich durch die Binnennehrung bei Schiewenhorst für die Weichsel einen besseren Abfluß in die Ostsee schuf und als im Juli 1914 die Schleusen fertiggestellt waren, die bei Weißenberg den Wasserzulauf in die Nogat regulieren.

Aus den ebenen, grabendurchzogenen, nahezu waldlosen Niederungsgebieten am westlichen und nördlichen Rand des Kreises steigt das Gelände deutlich und unvermittelt zu einer mittleren Höhe von 40 bis 60 m an und erreicht mehrfach Höhen von über 100 m, an der Kreisgrenze bei Teschendorf sogar 116 m. Diesen flächen-

mäßig weitaus größeren Teil des Kreises haben die Eiszeiten gestaltet, besonders die letzte, die Weichseleiszeit. Die Gletscher haben eine lebhaft Moränenlandschaft hinterlassen: sanftgewellte Flächen, kuppige oder wallartige Höhen, schluchtartige Rinnen, die sogenannten Parowen - es ist eine bucklige Welt. In flacheren Senken sind seit der Eiszeit Sümpfe oder Moore entstanden, die tieferen Senken sind heute noch von Teichen oder Seen erfüllt.

Mit den Seenplatten Pomerellens, des Oberlandes oder gar Masurens kann sich der Kreis Stuhm nicht messen, aber die Kreisstadt Stuhm selbst liegt malerisch zwischen dem 70 m tiefen Stuhmer oder Hintersee und dem Wargelssee (Barlewitzer See). Im Südosten des Kreises verläuft die Kreisgrenze über das Nordende des stattlichen Sorgensees, Baalauer See, Kuxener See, Kalduneksee, der sagemumwobene Schwarze See, wie auch der Weiße See, eine ganze Anzahl kleinerer Seen und eine Fülle von Teichen schmücken ihre Umgebung.

Verglichen mit Weichsel, Nogat und der unterhalb von Baumgarth immerhin in bescheidenem Maße schiffbaren Sorge sind die anderen fließenden Gewässer des Kreises nur Bäche, selbst die Liebe oder Alte Nogat, die sich zwischen Weichsel und Höhenrand durch die Weichselniederung schlängelt. Im Süden entwässert die Heidemühler Bache die Hochfläche, im Norden fließt die Höhesche Thiene hinab in das Marienburger Werder, die Baalau bei Lichtfelde zieht es zur Drausenniederung. Diese Bäche sind natürlich nicht naturbelassen, sondern in bescheidenem Maße reguliert, gebändigt, zum Antrieb von Wassermühlen eingespannt, von denen einige noch 1945 in Betrieb waren.

Ein Sonderfall im Kreis Stuhm ist aber der Mühlengraben, der als ganz normales Bächlein dem Sorgensee im Südosten des Kreisgebiets entströmt, über Stangenberg den Baalauer See erreicht, diesen unter dem Namen Bache wieder verläßt, über Baalau und Schönwiese weiterfließt, das Waldgebiet östlich von Neumark durchquert und ab Altmark den Namen (Marienburger) Mühlengraben führt. Hier, auf halbem Wege, ändert die Bache nämlich ihren Charakter und wird zu einem künstlich angelegten Gewässer, und das schon seit sehr langer Zeit.



Blick auf den Baalauer See



Cholerafriedhof in Schönwiese



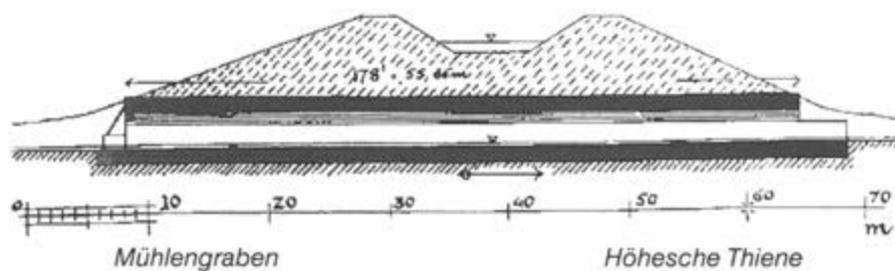
*Storchennest auf dem Wohnhaus der Familie Deutschländer in Tillendorf
Aufn.: I. Heldt, 1992*



Die Bache bei Altmark



*Georgensdorfer Gewölbe
und der Mühlengraben*



Am Damerauer See

*Reste der Wassermühle in Altmark
am Marienburger Mühlengraben*



Der Deutsche Ritterorden war in vielen praktischen Belangen für seine Zeit sehr modern. Das gilt für seine Verwaltung, sein Postsystem, das bezeugen aber auch Ordensburgen und Ordenskirchen, Deiche, Mühlen, wie die bereits 1350 errichtete, über den Radaunekanal angetriebene Große Mühle in Danzig, die 1945 noch in Betrieb war, und eben auch künstliche Gewässer. Der Thorner Mühlengraben, die Graudener Trinke, das Dirschauer Mühlenfließ, die Neue Radaune zwischen Praust und Danzig, der Landgraben, der aus dem Samland nach Königsberg führt, der Marienburger Mühlengraben sind vom Deutschen Orden angelegt worden, um Mühlen anzutreiben, Trinkwasser heranzuführen oder Verteidigungszwecke zu erfüllen. Der Marienburger Mühlengraben war dazu bestimmt, den Burggraben der Marienburg zu füllen, die Stadt Marienburg mit Trinkwasser zu versorgen und eine ganze Reihe von Wassermühlen anzutreiben. Zu diesem Zweck wurde bereits in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts gut 6 km südsüdöstlich der Burg der Damerauer See aufgestaut und sein Wasser durch einen dem Gelände angepaßten künstlichen Graben der Stadt und der Burg zugeführt. Wargelssee, Hintersee und Parlettensee lieferten über einen auch den Konradswalder See berührenden Bach zusätzlich Wasser an den Damerauer See, dessen Wasserstand unterschiedlich geregelt worden ist, der aber mit fast 4 Quadratkilometern Fläche noch heute der größte See des Kreisgebiets ist.

Als der Wasserbedarf wuchs, sollte auch das Wasser der Bache genutzt werden, das früher im Bett der Höheschen Thiene zum Marienburger Werder hinabfloß. Nun wurde der Lauf der Bache in Richtung Damerauer See verlegt. Um den Oberlauf der Höheschen Thiene zu überqueren, ließ der Orden das Georgensdorfer Gewölbe errichten, vermutlich im Jahre 1408. Das Gewölbe ist ein für die damalige Zeit bemerkenswertes technisches Bauwerk: Es handelt sich um eine etwa 56 m lange und 4 m hohe tunnelartige Konstruktion. Durch die Tunnelröhre fließt die junge Höhesche Thiene werderwärts. Quer zum Gewölbe fließt der Mühlengraben auf einem Damm, dessen Kronen etwa 12 m über dem Thienebett liegen, über das Thienetal hinweg. Der Mühlengraben wird auf seinem weiteren Weg über den Kieslingsee dem Damerauer See zugeführt.

Der Spiegel des Sorgensees liegt 82 m über dem Meere, der Spiegel des Damerauer Sees 33 m. Das Gefälle von 49 m, das der Bache bzw. dem Mühlengraben auf dem Weg von Südosten nach Nordwesten diagonal durch das Kreisgebiet zur Verfügung steht, wurde früher schon im Oberlauf genutzt, um die Stangendorfer, die Tillendorfer und die Altmarker Mühle anzutreiben. Eine weitere Mühle trieb der Zufluß des Damerauer Sees, der aus dem Parlettensee kam, nach seinem Austritt aus dem Konradswalder See, und 1856 zeigte sich beim Umbau der Schleuse des Damerauer Sees, daß diese auf den Fundamenten einer mittelalterlichen Mühle stand. Der Damerauer See war also ursprünglich nur ein bescheidener Mühlenteich.

Besonders intensiv aber wurde die Energie des Mühlengrabenwassers im Endabschnitt seines Weges genutzt. Auf der in der Luftlinie nur 7 km langen Strecke vom Austritt aus dem Damerauer See bis zur Einmündung in die Nogat unterhalb der Marienburg reichte das Gefälle von etwa 25 m aus, um sechs Mühlen anzutreiben.

Diese Mühlen im Marienburger Bereich waren die Landmühle, Bäckermühle, Walkmühle, Mittelmühle, Lohmühle und die Schloßmühle.

So nützlich der Mühlengraben als Energie- und Wasserlieferant war - er war auch ein Bestandteil der Landschaft, die er durchfloß. Kinder fingen Fische und Krebse darin, planschten im Sommer in seinem Wasser und schlitterten im Winter über sein Eis, und das dürfte heute kaum anders sein.

Klaus Pansegrau

700 Jahre Stadt Christburg 1249 - 1949

Aus Anlaß des 700jährigen Bestehens der Stadt **Christburg** im Kreis Stuhm/Westpr. hielt Landsmann **Otto Piepkorn** aus Christburg während des **Westpreußen-Bundestreffens 1949** in Celle vor den Landsleuten aus dem Kreis Stuhm folgende Festansprache:

Liebe Christburger, liebe Nachbarn aus dem Stuhmer Heimatkreis und liebe Gäste! Ein tragisches Geschick, das mit schrecklichem und nie dagewesenem Erleben verkettet ist, gibt uns heute anläßlich des Westpreußentreffens die Möglichkeit, auf fremdem Boden dennoch die 700-Jahrfeier unserer alten Ordensstadt Christburg im bescheidenen Rahmen zu begehen.

Christburg! Beim Nennen dieses Namens leuchten viele Augen auf. Wie wäre wohl dieses Jubiläum festlich gestaltet worden, wenn uns die Heimat erhalten geblieben wäre. Nunmehr bleibt uns nur die Möglichkeit, der wechselvollen Entwicklung dieses hart an der Grenze nach Ostpreußen gelegenen Städtchens und deren vielen Erinnerungen, die uns in das unsichere Dunkel unserer Tage hinüberleuchten, mit dem Abstand der Ferne zu gedenken.

Schon in grauer Vorzeit spielte unser Christburger Land eine wichtige Rolle im Leben der Völker des Ostens, Germanen und Alte Preussen. 3 Moorbrücken im Tale der Sorge, eine davon in der Rosenbergerstraße und zwei bei Baumgarth, legen als vorgeschichtliche Denkmäler ersten Ranges Zeugnis darüber ab, daß hier in organisierter Planung wichtige Handelswege erbaut, unterhalten und überwacht wurden, auf denen das Gold der Samlandküste, Bernstein, gen Süden wanderte. Neben einem altpreussischen Steinbild, den ältesten Christburgern als „Potrimpus“ bekannt, dem bei Baumgarth ausgegrabenen Wickerschiff ist es eine Vielzahl vorgeschichtlicher Funde, die uns Aufklärung über die lückenlose Besiedlung unseres engeren Heimatlandes durch Frühgermanen, Goten, Gepiden und Alte Preußen gibt. 1233 tritt unsere Heimat dann durch jene Schlacht an der Sirgune, in der der Sieg dem Orden zufiel, in das Blickfeld der beurkundeten Geschichte. Der von der Idee der Christianisierung getragene Deutsche Ritterorden ging daran, einer längs der Weichsel, Nogat und Frischen Haff lose aneinandergereihten Burgenkette einen sicheren Flankenschutz zu geben. Er mußte daher das gefahrbringende Innere der pomesanischen Landschaft befrieden. Der wechselvolle Kampf ging zunächst um die stark bewehrte Preußenfeste Alt-Christburg, die einstmals oft das Ziel unserer Schulausflüge war. Alt-Christburg wurde zuletzt in der Christnacht 1247 vom Orden genommen, und so hat das spätere Christburg wohl in Anlehnung an dieses Ereignis seinen Namen erhalten. Aus zwingenden Gründen verlegte der Orden dann im Jahre 1248 unter Heinrich von **Weida** die Burg an eine strategisch weitaus günstigere Stelle dorthin, wo heute Christburg liegt. Die Geburtsstunde unserer Heimatstadt hatte geschlagen - 244 Jahre vor der Entdeckung Amerikas. Schon ein Jahr nach der Neubegründung der Burg wurde hier 1249 der Friede zu Christburg zwischen dem Orden und den Alten Preußen geschlossen. Dieser Friedensvertrag von 1249 ist eines derjenigen Dokumente, welches die sicherste Auskunft über Volk und Religion der Alten Preußen gibt. In diesem Frieden unterwarfen sich die Preußen dem Orden, gelobten die Taufe anzunehmen und Kirchen zu bauen. Bei der Unterzeichnung war der päpstliche Legat Jacob Pantaleon, damals Archidiakon von Lüttich, später Papst Urban der IV. zugegen. Die großräumig angelegte Ordensburg war auf

einem an drei Seiten steil abfallenden Berge erbaut worden. Ein umfassender Ausblick über das Sorgetal hinweg zu den Bergen von Pr. Holland und hinüber in das Werder von Marienburg und Neuteich mag die Ordensritter wohl an ihre Heimat erinnern haben.

Im großen Preußenaufstande zogen sich die Kriegsstürme von den östlichen preußischen Stammesgebieten, besonders Pogesanien, bald in das Christburger Gebiet. 1271 bereiteten die Preußen dem Orden an der Sirgune eine schwere Niederlage. Zwei edle Pruzzen aber, die bereits Christen waren, der tapfere **Syrene** und der furchtlose **Samile** setzten für des Deutschen Ordens christliche Sache heldenmütig ihr Leben ein, indem der eine die Schloßbrücke alleine bis zum Entsatz verteidigte und der andere die belagerte Burg in höchster Not mit Verpflegung versah.

So hatte das Ordensschloß seinen ihm als Flankenschutz zugedachten Zweck vollends erfüllt, als jetzt eine erneute Zeit der Bewährung und Zunahme an Bedeutung Christburgs für den wachsenden Ordensstaat herankam. Der Komturebezirk Christburg war der größten einer. Er reichte von der Nogat bis zum Schillingsee hinter Liebemühl und dehnte sich somit in südöstlicher Richtung tief nach dem westlichen Teil Ostpreußens aus. Er bestand aus den 6 Kammerämtern Fischau, Morainen, Pr. Mark, Kerpen, Kerschitten, Neimen und dem Fischmeisteramt Mortung. Schon in der Zeit der Landmeister ist festzustellen, daß 35 % der Komture Christburgs zu diesem hohen Amte aufrückten, nachdem sie sich als Komtur von Christburg erprobt hatten. Es sei da nur an den Landmeister Hellwig von Goldbach erinnert, der die Dämme an Nogat, Weichsel und Elbingfluß aufschütten ließ, was in jener Zeit eine kolonisationsische Leistung ersten Ranges war. In unendlich mühevoller Kleinarbeit wurde mit außerordentlichem Eifer namentlich unter den hervorragenden Komturen Sieghard von **Schwarzburg** (1301 -1311), Günther von **Arnstein** (1312) und Luther von **Braunschweig** (1314-1328) Wildnis in einer Ausdehnung von 1.200 qkm in fruchtbares deutsches Bauernland umgewandelt. Dem Impuls der Christburger Komture ist die Gründung der Städte Dt. Eylau (1305), Saalfeld (1305), Liebemühl (1335), Osterode (1300 bzw. 1341), Gilgenburg (1316) und Neidenburg (1380) zuzuschreiben. Hinzu kommen noch neue Dorfgründungen, von denen der Komtur Sieghard von Schwarzburg alleine 14 Stück im Kammeramt Morainen aufzuweisen hat. In langer Reihe setzen sich die ausgegebenen Handfesten für preußische und deutsche Dörfer sowie Güter fort. Nach wie vor belehnte der Orden die Enkel treugebliebener Preußen mit Gütern, und namentlich im Komturebezirk Christburg siedelten die keineswegs ausgerotteten Preußen geschlossen.

Aber nicht nur der kolonisationsischen Pioniertat der Christburger Komture sei hier gedacht, sondern auch deren Wirken für den jungen Ordensstaat als Ganzes. Seit dem Jahre 1314 war bis zum Jahre 1452 mit dem Komturator zu Christburg immer das Amt des Obersten Trappiers verknüpft. Der Oberste Trappier hatte als einer der höchsten Ordensgebietiger die Aufgabe, die Ritter mit Kleidung und Waffen zu versehen. Vier dieser Obersten Trappiere wurden wegen großer Befähigung zum Hochmeister erkoren. Es waren dieses Herzog Luther von Braunschweig, ein Nachfahre Heinrichs des Löwen, Konrad Zöllner von Rothenstein, aus dem Frankenlande stammend, Paul von Russdorf, im Rheinlande gebürtig, und Heinrich von Richtenberg, ein Schwabe. Während die Amtszeit der Letzteren durch kriegerische Ereignisse gestört wurde, legte das Walten jenes fein gebildeten Luthers von Braunschweig den Grundstein zur späteren glanzvollen Herrschaft des Deutschen Ordens unter Winrich von Kniprode. Großartige Förderung der Dichtkunst, des Gottesdienstes, der allgemeinen Bildung und des Kirchengesanges sind Luther von Braunschweig zu verdanken.

Mit der Katastrophe von Tannenberg 1410 beginnt auch für Christburg eine Kette endloser Heimsuchungen. Auf seinem Marsche von Tannenberg nach Marienburg über Osterode, Pr. Mark zieht der Polenkönig Jagello am 22.7.1410 kampflos in Christburg ein und hört in der Schloßkapelle die Messe. Aus der Kapelle nimmt er prachtvolle Holzstatuen fort und schenkt sie der Kirche der hl. Jungfrau zu Sendomir. Schon 1414 erscheint Jagello erneut in Christburg und verbrennt die Burg. Große Herden Viehs und Gefangene werden fortgeführt. Die starke Schirmherrschaft des Ordens gerät immer mehr ins Wanken, und 1466 muß der Orden im zweiten Thorner Frieden die Stadt Christburg an Polen abtreten. Der weitaus größte Teil des Komtureibezirkes bleibt aber bei Ostpreußen. Während vorher die Kampfkraft des Deutschtums durch den Ordensschild gedeckt wird, so geht jetzt im Behauptungskampfe die Führung auf preußische Landesritter über, und man kann nur mit Achtung von den Taten des Achatius von Zehmen sprechen. In den Händen dieser Familie befand sich der Besitz der Starostei dann generationenlang. 306 Jahre Polenherrschaft haben der Stadt Christburg ihr deutsches Wesen nicht nehmen können, allein die Weiterentwicklung des Städtchens war abgebrochen. 1638, 1647, 1698 und 1730 zerstörten vier gewaltige Brände die immer wieder mit neuem Mute aufgebaute Stadt. Ein wichtiges Ereignis fällt dennoch in die Polenzeit; es ist die 1678 erfolgte Erbauung des Franziskanerklosters, dessen Steine größtenteils dem Ordensschlosse entnommen wurden.

Ein großer Tag war für die Stadt gekommen, als am 14.09.1772 eine preußische Kommission erschien und nach Übergabe des Besitzergreifungspatents an den Toren Christburgs den schwarzen Adler anheftete. Die Heimat war wieder deutsch geworden, und die Starosteiverfassung fand ihr Ende. Neues Leben begann zu pulsieren, denn der Große König siedelte eine Menge Handwerker an und förderte alles, was nützlich war. Die 1935 3.500 Einwohner zählende Stadt wurde 1893 an ein Eisenbahnnetz angeschlossen, wobei man den Bahnhof möglichst weit weg wünschte. 1904 wurden Gasanstalt und Krankenhaus eingeweiht.

Wir erinnern uns auch daran, daß die Abstimmungsfeier auf dem Marktplatz von Polen zu stören versucht wurde, die mit einem Personenwagen herbeigeeilt kamen und mit den größten Hoffnungen in diese Volksabstimmung hineingegangen waren. Das Ergebnis fiel dann so aus, daß nicht einmal Gr. Waplitiz, der Sitz des Grafen von Sierakowski, eine polnische Mehrheit erringen konnte. Aber auch im ganzen Kreise Stuhm, der 1935 eine Einwohnerzahl von 40.000 Menschen hatte, erwiesen sich die überschwenglichen Hoffnungen der Polen als stark übertrieben, und nur 4904 Stimmen wurden für Polen namentlich auf der Stuhmer Höhe abgegeben. Verfolgen wir die Zahl der Kreiseinwohner, denen es erlaubt war, sich offen als Polen zu bekennen, und wir wiederholen immer wieder - erlaubt war -, so müssen wir feststellen, daß sich diese Zahl in 7 Wahlen langsam aber beständig verminderte, so daß bei der Reichstagswahl am 6. November 1932 nur noch 981 polnische Stimmen zu verzeichnen waren. Auf Grund von 981 Stimmen aber vom deutschen Mutterboden einen Landstrich losreißen, das kann nur ein Volk, dessen Staatsethos auf bedenklichen Wegen wandelt.

Wir erinnern weiter daran, daß namentlich in der Seelsorge, selbst im kerndeutschen Christburg bis zum letzten Tage Predigten in polnischer Sprache gestattet waren, und wir überlassen es der Welt zu urteilen, ob wir Bürger des Stuhmer Heimatkreises europäisch dachten oder nicht. Selbst als am 1. September 1939 im Osten die Kriegsfurie zu rasen begann, benahmen wir uns im Stuhmer Kreise der winzigen polnischen Minderheit gegenüber kulant. Und wir wollen es hoffen, daß bei der friedlichen Endabgleichung die Tatsache, daß auf unserer Seite kein Bromber-

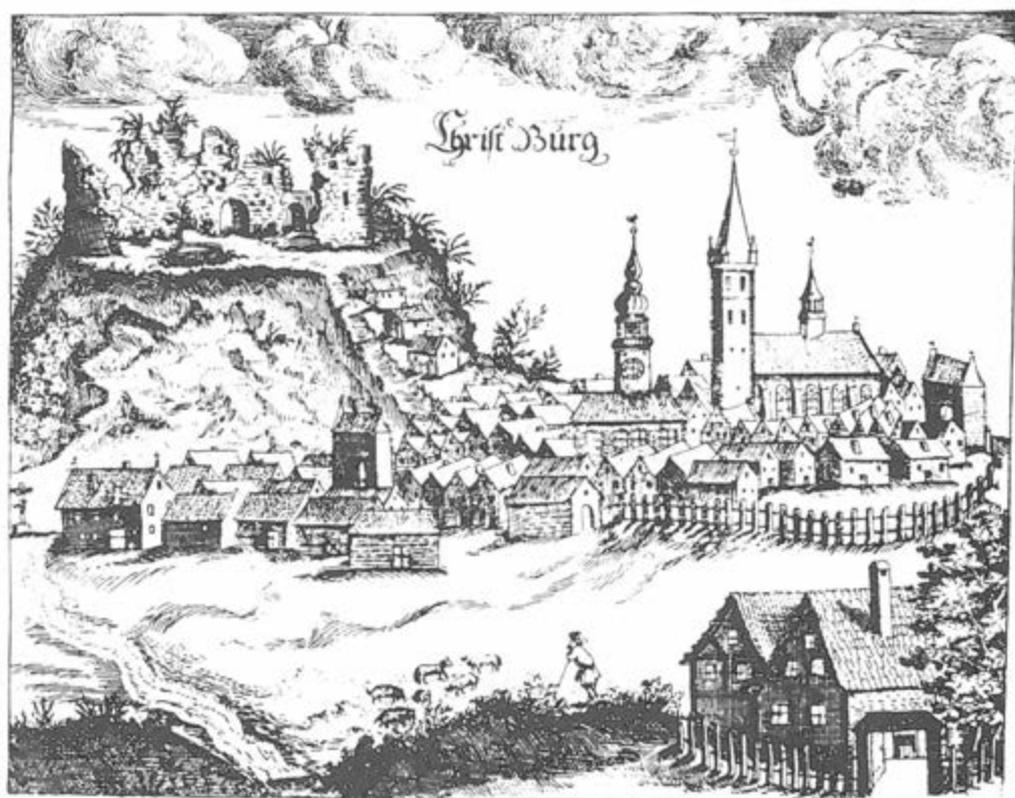
ger Blutsontag als Manko dasteht, den Einwohnern gerade unseres Heimatkreises als Plus angerechnet wird.

Die Heimatstadt war im Aufblühen begriffen, als sich 1920 nach dem verlorenen ersten Weltkrieg eine schwere Gefahr am Horizont zeigte, die aber in einmaligem Gebrauch des Selbstbestimmungsrechtes der Völker glücklich abgewendet wurde. Am 11. Juli 1920 stimmte Christburg unter interalliiierter Aufsicht mit 2.571 gegen 13 Stimmen für den Verbleib bei Deutschland. Viele Christburger werden sich mit mir dieses denkwürdigen Tages erinnern können, an dem sich ein Festumzug mit voranreitendem Herold und Ordensrittern durch die festlich geschmückten Straßen der Stadt bewegte. In den folgenden zwei Jahrzehnten vollendete sich unser Christburg zu einer wohlhabenden Kleinstadt, der es eigentlich an nichts fehlte. Energie- und Wasserversorgung wurden bestens modernisiert. Die Stadt erhielt 1927 eine neue Stadtschule, ein Kreisaltersheim, Kanalisation, einen Sportplatz mit Badeanstalt und, was für viele Christburger brennend wichtig war, drei aufgelockerte Siedlungsblocks. Das Pennersche Kieswerk und große Pferdemärkte hielten Christburgs guten Ruf in Ost- und Westpreußen aufrecht. Pfarrer Hassenstein hatte uns die Christburger Chronik in ihrer ersten Ausgabe geschenkt.

So war eine neue Zeit herangekommen, und dennoch war diese westpreußische Kleinstadt im Gegensatz zu den Großstädten des Westens im Kerne gesund geblieben. Wir hatten Bürgermeister, die wir nicht nur vom Ansehen kannten, und die Lebensläufe unserer Stadtväter waren tausendmal durchgehechelt. Jeder stand bei uns unter der Kontrolle des anderen. Jeder wußte, wo die Stadtgemarkung aufhörte, wem die Felder gehörten, was sich hier und dort ereignet hatte. Alle hatten wochenlang das gleiche und unerschöpfliche Gesprächsthema, wenn es in Christburg etwas Neues gab. Wenn wir einen Toten begruben, so war er uns allen gestorben und wenn das Kinderfest mit Girlanden und hellen Kleidern unter Vorzug der Paulschen Stadtkapelle im Stanauer Grunde stieg, so war das zugleich unser aller Fest. Da wurde, wenn in Christburg Sängertreffen war, das Lied unter Konrektor Kreuzberger zum Beherrscher der Stunde und wenn unser Männer-Turnverein auf der Aschenbahn des Sportplatzes marschierte, seine federnde Kraft das Erlebnis des Tages. Noch heute sind mir die Sportkämpfe zwischen Stuhm und Christburg, hier Ross, Albat und Korff, dort die Ratzas, liebe Erinnerungen unruhiger Jugendtage. Der Turnverein errang den Sieg im 3.000 m Lauf nicht nur für sich, sondern für unsere ganze Stadt, wie das gebührend in der Christburger Zeitung zu lesen war, die wir ohne Unterschied alle hielten. Die im Kriege gefallenen Söhne waren uns allen genommen, und wir trugen den Verlust wie die stille Erhabenheit des gebrachten Opfers gemeinsam. Wir wußten immer genau, was aus diesem oder jenem geworden ist, und bei uns blieb keiner seinem Schicksal so gänzlich überlassen. Wir hatten in unserer kleinen Stadt noch ein Gefühl dafür, daß unser aller Werden und Vergehen in den großen, ewigen Kreislauf einbezogen ist, weil wir eben noch mit der Scholle verbunden waren und nicht wurzellos in der Welt umherirrten. Das waren die aufgezeichneten gesunden Bindungen, deren glücklichen Besitz wir eigentlich noch nicht ganz schätzen konnten, als uns das Schicksal in jenen letzten Januartagen des Jahres 1945 alle zusammen in alle Winde zerstreute und mit eisigem Griff in das Nichts schleuderte. Mühevoll Arbeit unserer Väter wurde zertreten, und die deutsche Geschichte der Stadt Christburg endete im roten Glanz von Flammen, Blut und Tränen. So ist Ihnen, meine heimatvertriebenen Christburger und Stuhmer Nachbarn, der dornengekrönte Schicksalsweg unserer westpreußischen Heimatstadt Christburg über ihre glanzvolle Größe in der Ordenszeit, die dunklen Tage des ausgehenden Mittelalters hinweg zu dem friedlichen Ergehen der neueren Zeit in den abgründtie-

fen Sturz der jüngsten Tage aufgezeichnet worden. Es ist Ihnen aber auch dargelegt worden, welche Vitalität in unseren westpreußischen Kleinstädten zutage getreten ist und zu welcher Pioniertat die schöpferische Kraft des deutschen Gemütes auch nach schwersten Rückschlägen unsere Vorfahren immer wieder befähigen konnte, wenn es hieß - an's Werk zu gehen!

In dieser Stunde des rückschauenden Gedenkens aber grüßen wir über alle Grenzen der Gewalt hinweg die Türme und kahlen Ruinen, den Sorgefluß, den umstürzten Schloßberg und die verlassenenen Gräber unserer geschändeten Heimatstadt als die rechtmäßig eingesessenen und wider allem Menschenrecht vertriebenen Einwohner dieser einstmals blühenden ostdeutschen Kleinstadt im Glauben an ein Wiedersehen.



Panorama Christburgs von 1684 aus Hartknochs „Altes und Neues Preußen“.

Nachkriegsfotos aus Christburg



Ansicht des Franziskaner-
klosters von Südwesten



Gerhardsche Villa in der
Bahnhofstraße



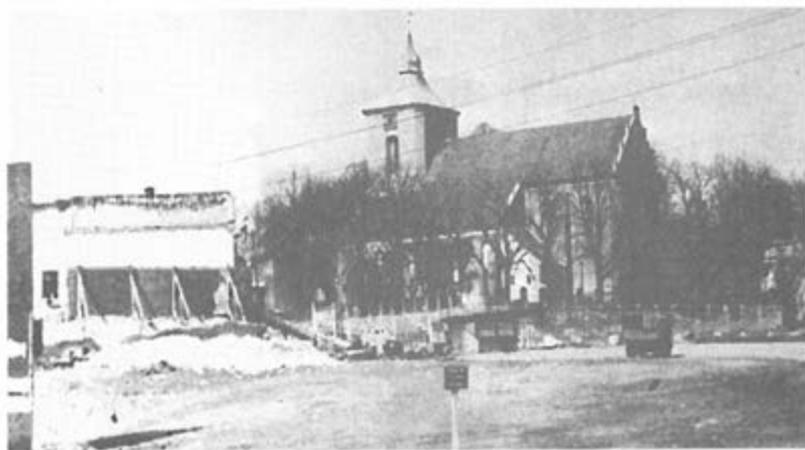
Fachwerkhaus in der Nähe
Vorstadt



Schleuse an der
Weisnerschen Mühle

Bildtafel II

Blick auf die Katholische St. Katharinen Kirche



von Südosten



von Osten



von Süden

Mein Christburg!

*Wenn vom Schloßberg Deine Blicke
schweifen über Tal und Höh'n,
kannst in grünen Grundes Mitte
das Städtchen Christburg liegen seh'n.*

*Christburg, - ach Du Fleckchen Erde,
Weitgereisten unbekannt,
dafür aber unser aller
schönste Stadt im Heimatland.*

*Schönste Stadt im Heimatlande,
bergumsäumt und waldumrauscht.
Hab' oftmals unter Deinen Buchen
Klängen ferner Zeit gelauscht.*

*Ferne Zeiten hör ich raunen,
tote Kaiser werden wach
in den Prökelwitzer Forsten
unter ihrem Rauschedach.*

*Und du Turm hoch auf dem Schloßberg
wo vereinigt alt und jung.
Wer in Deinem Bannkreis weilte
träumt noch in Erinnerung.*

*Kirchtürme, Heldendenkmal
schmiegen sich an Berges Fuß.
Fernen Brüdern, fernen Zeiten
gilt mein Denken, gilt mein Gruß.*

*Seh' ich Euch, Ihr grünen Wiesen
leis' durchfurcht vom Sorgefluß,
denk ich oft an meine Jugend,
singt und klingt's mir in der Brust.*

*Durch das tausendfache Klingen
zieht sich hin ein traurig Wort:
Ach wie gern wär ich geblieben
in der Heimat immerfort.*

*Du lieber Gott - dort oben in dem Himmel,
erhör' mein Bitten, erhör' mein Flehn'
und lasse mich die liebe, alte Heimat
noch einmal, noch einmal wiedersehn'.*

Ernst Böhm - Lichtfelde, Kreis Stuhm/Westpr.

Bildtafel III

Christburg - Vorkriegsaufnahmen

Christburg

Lauben



Die Lauben mit Kriegerdenkmal im Vordergrund



Die Lauben mit Blick auf die Marienburger Straße



Totalansicht von Osten

—
Alle Aufnahmen aus Archiv Heimatkreis

Des Stuhmer Bürgermeisters Peter Mogge von ihm selbst aufgesetzter Lebenslauf * 1650 † 1716

mitgeteilt von R. v. Flanß

Ich, Peter Mogge, übergebe mich, wie bis hieher, also auch ferner, bis zum letzten Lebensschluß dem Dreyeinigen Gott, dem Vater, der mich zu seinem Ebenbilde erschaffen, dem Sohn, der mich mit seinem Blut erlöset, und dem Heil. Geiste, der über mich in der Heil. Taufe reichlich ausgegossen worden, zu dessen Dienst und in desselben allerheiligsten Willen, und bin dessen in guter Zuversicht, daß, der in mir angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen bis auf den Tag Jesu Christi, meines Heilandes. Damit aber auch meine hinterbleibenden Blutsverwandten sichere Nachricht haben mögen, wer ich gewesen, wie ich mein Leben geführt und, wie ich zu Gott hoffe, daß um des theuren Verdienstes meines Herrn Jesu mein Lebensschluß nicht anders, als selig sein könne, so bin ich zu folgendes schriftlich aufzusetzen, veranlaßt worden:

Anno 1650 dem Dienstag vor Martini, war der 10. November, bin ich von christlichen Deutschen, freien und ehrlichen Eltern auf diese Welt gezeugt und geboren worden. Mein sel. Vater war der Weiland Ehrenfeste Peter Mogge, Frei- und Lehnschulz zu Knacksee, im Neustettinischen Amte gelegen; die sel. Frau Mutter war die viel ehr- und tugendsame Frau Katharina geborene Lentz. In der Zahl meiner Geschwister bin ich der neunte gewesen. So bald ich durch die Barmherzigkeit meines Gottes gesund an dieses Weltlicht gekommen, hielten meine christlichen lieben Eltern für das Nothwendigste zu sein, mich dahin zu befördern, wohin sie durch die Gnade des heil. Geistes gediehen waren, damit ihr Kind dermaleins auch mit ihnen der ewigen Seligkeit theilhaftig werden möchte. Ich ward in der Knackseeischen Kirche bei meiner Taufe in das Buch des Lebens mit dem Namen Peter eingeschrieben. Dessen sind meine Paten, unter denen die beiden ehrwürdigen Herr Lerienius, Pfarrer zu Alt Plitznitz, und Herr Johann Neuknappius, Pfarrer zu Zamborst, Taufzeugen waren. Bei zunehmenden Alter ließen ferner meine geliebten Eltern es ihnen angelegen sein, mich zu einem gottseligen Wandel anzuführen, als denen wohl wissend, daß, ob ich gleich durch die Wiedergeburt zu einem Kinde der Seligkeit wäre aufgenommen, dennoch zur Befestigung derselben, ein gottseliges Leben erfordert wäre. Ihr aufrichtiger Wandel vor Gott war mir ein Exempel-Licht der Folge und ihre andächtigen Gebete zündeten mein tugendliches Herz an, dergleichen vorzunehmen. Hiermit fuhren sie solange fort, bis ich in der Schule meinen Gott erkennen lernte und angewiesen ward, wie ich mich Ihm täglich ergeben und allmählig nach seinem Befehl züchtig, gerecht und gottselig meinen Wandel einrichten und endlich durch einen seligen Tod zu Ihm kommen sollte. Es ward nicht unterlassen, mich im Schreiben, Rechnen und dergleichen zu einem bürgerlichen Leben erfordernden Wissenschaften anzuweisen. So wuchs ich durch die Gnade meines Gottes zu einem unbefleckten Alter auf und nahm zu an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen. Meine damalige Jugend war glücklich, weil ich beides, des Gebetes, auch der Verpflegung meiner beiden geliebten Eltern genoß. Allein mein Gott wollte mich frühzeitig zur Geduld und derselben Ausübung anweisen lassen; daher würdigte er mich eines und zwar für meine zarte Jugend ausnehmenden Kreuzes. Mein lieber Vater starb mir frühzeitig ab und ich mußte daher als eine vaterlose Waise eines vielen entbehren, was vermuthlich zu meinem bessern Aufnehmen mir hätte dienen können. Niemals aber legt der liebevolle Vater im Himmel den Seinigen eine Last

auf, daß er auch dieselbe nicht tragen sollte helfen. So machte es auch der Herr mit mir. Was mir durch den schmerzlichen Verlust meines sel. Vaters abging, ersetzte die Gnade Gottes in meiner sel. Mutter Bruder, dem weiland edlen und ehrenfesten Jakob Lentz, ihre churfürstl. Durchlaucht zu Brandenburg damaliger Zeit wohlbestallten Rentmeister und Zolleinnehmer der beiden Aemter Köslin und Belgard. Ich genoß dessen väterliche Aufnehmung, Verpflegung und Anweisung zum Rechnen und anderen zu meinem künftigen Glück dienlichen Bequemlichkeit, fast auf zwei Jahre. Welches ich oft mit herzlichem Dank und der Erbittung tausendfachen Segens erkannt hatte. In wärender Zeit bewies sich bei mir eine sonderbare Inclination zur polnischen Sprache und, weil in Polen zwei meiner Anverwandten sich befanden, begab ich mich dahin und ward von ihnen wohl aufgenommen. Unter andern Wohltaten trugen sie Vorsorge, den Kaufhandel mir bekanntzumachen. Bis ins vierte Jahr servierte ich bei einem gewissen Kaufmanne, wo selbst ich zugleich zur Wirtschaft angeführt worden, so daß, wenn es meinem Gott beliebt, ich durch den Handel in künftigen Zeiten mich wohl hätte durch die Welt bringen können. Allein mein lieber Gott wollte mir andere Wege weisen, auf welchen ich sollte fortgebracht werden. Der erlauchte, hochwohlgeborene Herr Christoph Grzymalowski, Woiwode von Posen, und dessen erlauchte Gemahlin Alexandra Leßczynska hatten eine unverdiente Gnade auf mich geworfen und nahmen mich anfangs zu ihrem Schreiber, nachgehends zu ihrem Amtsschreiber auf. Die zehn Jahre, die ich bei dieser hohen Herrschaft, nämlich sieben Jahre in Großpolen und drei Jahre in Stuhm zugebracht, sind mir rechte Gnadenjahre gewesen. Meine geringen, aber getreuen Dienste hatten selbe mir zu einer recht gnädigen Herrschaft gemacht, und ich muß bekennen, daß ich an ihnen väterliche Liebe und Gewogenheit genossen. Der HERR sei für ewig ihr Vergelter. Anno 1678 den 15. Mai ward die Stuhmer Starostei an den erlauchten, hochgeborenen Herrn Kraszynski, jetzigen Woiwoden von Plocko, abgetreten und ich resolvierte auf Anhalten Sr. Excellenz bei dem Amtsschreiberamte zu verbleiben. Desto besser nun mein Amt zu verwalten, wollte Gott und die Zeit mir anweisen, den ledigen mit dem verhehelichten Stande zu verwechseln und die Einsamkeit durch eine Gehilfin zu unterbrechen. Hierzu verursachte mich desto mehr eine fast tödliche Krankheit und, damit ich bei dergl. abermal von Gott verhängten Zufällen mich auf eine Person, die mir Gott anweisen würde, desto sicherer verlassen und deren treue Beihilfe versichern könnte, entschloß ich mich zu heiraten. Auf fleißiges Gebet und Beirath meiner geliebten, nunmehr seligen Frau Mutter ward ich durch Gottes heilige Direction dahin vermocht, die damalige vielehr- und tugendreiche Frau Maria Barbara Schristiani, des weiland ehrwürdigen Herrn Johann Reimers, gewesenen evangelischen Predigern in Stuhm nachgelassene Frau Witwe, zu ehelichen. Anno 1680 den 15. Mai ward ich in dem evangel. Gotteshause der Stadt copuliert. Ich genoß daher eine friedliche und gesegnete Ehe. Der segensreiche Gott beseligte unsere vergnügte Ehe mit drei Söhnen und zwei Töchtern. Ich schätzte mich glücklich, weil mein Gott meine Einkünfte und meine Familie vervielfältigte: allein, weil nichts in der Welt beständig ist und alles seine Abwechselung haben muß, so wußte mein Gott mir das zeitliche Vergnügen mit unterschiedlichen Betrübnissen zu mäßigen. Unter denen war wohl die schwerste, daß ich nach und nach meiner geliebten Kinder durch den zeitlichen Tod beraubt worden und dadurch aller von ihrer in der Jugend sich beweisenden Geschicklichkeit gehofften Freude verlustig ging. Anno 1695 ward ich durch einhellige Wahl des Raths und der Bürgerschaft der Stadt Stuhm zum Bürgermeister erkoren. Wie ich dieses Amt mit aller Treue und Aufrichtigkeit, auch oftmaligen Hintansetzung aller mir gedrohten Feindseligkeiten verwaltet habe, ist Gott und Menschen bekannt.

Anno 1697 ward mir von der gnädigen Herrschaft aufgetragen, Burggraf im Schloß zu sein. Anno 1699 arendierte ich die Starostei Stuhm und administrierte die zugleich bis anno 1703 pp. Das bürgermeisterliche Amt, so ich durch Gottes Gnade allbereit in das 24. Jahr verwaltet, zog bei den Kriegs-Troublen mir manche Gefahr zu, bis ich mich gar gedrungen fand, anno 1706 meine bisherige häusliche Wohnung zu verändern und mußte eine Weile, um der Zeit zu weichen, alles meine mit dem Rücken ansehen. Ich unterließ dennoch nicht, meiner Bürgerschaft mit Rath und That Beistand zu erweisen; und ob ich dem Ort gleich entzogen, sorgte und wachte ich doch für der Stadt Wohlfahrt, soviel ich konnte. Bis hieher schien das mir auferlegte Kreuzchen zu tragen zwar schwer, aber dennoch leidlich zu sein, dieweil ich mich allezeit dem Willen meines gnädigen Gottes ergab und wußte, ER würde es wohl machen. Als aber dem Willen meines allergnädigsten Gottes gefiel, mir meine getreue Ehegattin und Gehilfin von der Seite zu nehmen und mich anno 1709 in den betrübten Witwenstand zu setzen, war das meinem zunehmenden Alter das allerschwerste. Mit der ich in vergnügter Ehe 29 Jahre gelebt, die in meinem Hauswesen wie eine fleißige Wirtin recht häuslich vorgestanden, deren Pflege, tröstlichen Zuspruch und klugen Aufführung bei den Vielfältigkeiten meiner Geschäfte, Sorgen, auch zuweil nicht geringen Lebensgefährlichkeiten genossen, die ward mir genommen. Ihre Seele lebet bei Gott, ich aber mußte doch nach dem Willen meines guten Gottes ohne ihre Gegenwart in der Zeit leben, bis meinem gnädigen Gott gefallen wird, mich dahin nachzuholen, wo ich, gleich wie sie, bei unserem JESU ewig leben werde. Gottes Wege sind wunderbarlich und er führt es dennoch herrlich hinaus. Das sehe ich unter andern auch daher, weil Gott sie der Zeit, die die gefährlichste war, entriß, damit sie nicht die Strafe der Pestilenz sehen möchte. Diese zwang mich, wie die Plage nebst anderen Orten auch die Stadt Riesenburg ergriff, daß ich anno 1710 mich derselben begeben und nach Stuhm wieder umkehren mußte, wo ich auf eine Zeitlang meine Sicherheit auf eine zulässige Art zu finden meinte. Allein wie ich hieselbst meine Erhaltung vor der Seuche fand, fand mich doch mein Gott durch eine andere Art heimzusuchen. Die Verfolgung nötigte mich abermals, meine Erhaltung daselbst zu suchen, wo ich vor dem meine Bedrängung fühlte. Ich kehrte wiederum nach Riesenburg, damit ich vor Menschen möchte gesichert sein. Bis hieher rühmte ich meines treuen Gottes geheiligte Schicksale.

Dieser Lebenslauf findet sich in einer 4 Folioblätter enthaltenen Druckschrift, die den Titel führt: „Das Gedächtnis des Gerechten wollten bey sehr Folgeichem und Hochansehnlichem Begräbnis der Weiland edle, Wol-Ehrenfeste und Wolweise Herr, Herr Peter Mogge, Hochverdienter 31jähriger Bürgermeister der Stadt, auch gewesen wohlgesehener Arrendator und Administrator der Starostei Stuhm, in der Marienburger Woywodschaft gelegen, den 15. September des 1716. Heils-Jahrs mit Christüblichen Ceremonien zur Ruhestätte gebracht worden, unter sich, theils zur Dankbarkeit, theils aus respect gegen Ihren respective Woltäter und Blutsfreund, erhalten wissen des seelig entseelten Herrn Bürger-Meisters nahe Anverwandte und Freunde. - Dantzig, gedruckt bei Israel Müllern.“

Dem Lebenslauf geht voran eine über zwei Folioseiten füllende Auslegung des 7. Verses im 10. Kapitel der Sprüche Salomons „Das Gedächtnis des Gerechten bleibet im Segen“ in deutscher Sprache, jedoch nicht ohne lateinische, griechische und hebräische Anführungen und unter steter Anwendung auf den Verstorbenen. Zuletzt folgt eine längere Beschreibung seines gottseligen Verhaltens in seinem Witwenstande. Wie er selbst Gebete aufsetzte zu seiner Andacht, so dichtete er auch etliche Lieder, die er morgens und abends brauchte. Unter seinen Wohltaten wird erwähnt, die gegen die evangelische Kirche und Schule in Stuhm: „er hat auf dem



Peter Mogge-Schule

Rathause in Danzig ein ansehnliches Kapital niedergelegt und bestimmt, daß von den jährlichen Zinsen die Kirche 50 fl., der Pfarrer 100 fl., der Schulbediente 50 fl., das von ihm gestiftete Hospital 180 fl. erhalten sollte und daß 8 fl. alle Jahre zum Brückenbau verwendet werden sollten."

Peter Mogge brachte sein Leben auf 66 J. 2 Monate, lebte im Ehestande 29 Jahre, im Witwenstande 7 J., war Vater von fünf Kindern.

Es ist noch des Leichenprozesses zu gedenken. „Den 14. September anno 1716 nachmittags ward der Leichnam so in Violetta-Taft angekleidet, in einem mit schwarzem Tuch umzogenen und damit verzinnnten Beschlag gezierten Sarg von Riesenburg unter dem Gesang der Schuljugend und Glockengeläut bis vor das Thor hinausgetragen. Hieselbst hielt es Se. Hochehrwürden der Herr Erzpriester Siegmund Schimmelpfennig eine Parentation, dann war die Leiche auf einen Wagen gesetzt und vom Herrn Bürgermeister Jakob Blivernitz, jetziger Vizepräsident der Stadt Marienburg, und von Herrn Moggen Kaufmann selbiger Stadt, ferner nach Stuhm gebracht. Den 15. September fanden sich nach vorgängiger Invitation daselbst im Trauerhause unterschiedliche, sowohl geistlichen, als weltlichen Standes vornehme Personen ein, theils die Herrschaft des Schlosses, theils benachbarte Herren von Adel, theils obrigkeitliche Personen von unterschiedlichen umliegenden Städten, auch verschiedene Herren Prediger und Hochadliges und ander vornehmes Frauenzimmer ein. In Gegenwart dieser hochansehnlichen Trauer-Gesellschaft ward ein Leich-Sermon in polnischer Sprache von Ihro Ehrwürden, Herrn Johann Lehmann, des Orts Ordinario, gehalten. Hierauf ward die Leiche in die evangelische Kirche getragen, vor den Altar gesetzt und eine Vokal- und Instrumental-Musik gehört. Die Leich-Predigt verrichtete der Wol-Ehrwürdige Herr Ephraim Fromm ev. Prediger der Stadt Marienburg und ward der Gottesdienst mit einer abermaligen Music und Se-

gen-Ertheilung vor dem Altar geendigt. Die Leiche ward wieder hinaus und auf den vor dem Thor liegenden Gottesacker getragen. Es folgten alle Hochadlige, so Herren, als Frauenzimmer, und andere vornehm anwesende. Daselbst ward wiederum eine Parentation von Ihro Ehrwürdigen, Herrn Johann Albrecht Zimmermann, Diacomo zu Riesenburg, gehalten und nach Endigung derselben die Leiche in die Erde gesenket. Unter dem Gesang der Schuljugend, worauf ein von dem sel. Herrn Bürgermeister und seinem sel. Tode angeschaffter, mit allerhand Sprüchen, Sinnbildern, auch eigner und Derseinigen Abbildung gezielter Leichenstein gedecket worden. Der ganze Leichenconduct ward mit einem ansehnlichen Trauermahl, worauf bis zu 150 Personen tractiert worden, beschlossen.

Wenn kleine Dinge der Welt mit den großen mögen verglichen werden, könnte man von unserem seligen Herrn Bürgermeister dasjenige sagen, was von den Agesilao bei dem Xenophon stehet:

Seine Verwandten nannten Ihn: liebeifrig gegen die Seinigen; die, so seiner Hilfe brauchten, nannten Ihn: dienst freundlich; die Ihm gutes erwiesen, nannten Ihn: der Wohlthat eingedenk; die unrechtmäßig beleidigten nannten Ihn: einen Helfer; die in Gefahr, nannten Ihn nächst Gott: ihren Erhalter.



Peter Mogge Schule in Stuhm 1990

Peter Mogge Schule in Stuhm 1990

Gisela Brandes Federzeichnung 1992

**Gisela Brandes
Federzeichnung 1992**

Beschreibungen zu den Abbildungen in Farbe auf den folgenden vier Seiten

IV. Abbildungen aus dem Kreis Stuhm/Westpr.

IV.1 Straße Christburg-Altmark

Hohe Laubbäume säumen rechts und links diese Straße, die dadurch wie eine Allee wirkt.

Im Kreis Stuhm gab es mehrere solcher Straßen.

IV.2 Ordenskirche St. Michael in Pestlin

Nach der Eroberung der Preußenburg Postelin im Jahre 1236 ließ der deutsche Orden sogleich eine „Parochie Postoline“ gründen. In den darauffolgenden Kämpfen mit den Preußen wurde die Kirche zerstört. Im Friedensvertrag vom 7. Februar 1249 gehört Postelina (Pestlin) zu den Orten, in denen die Pomesaner Kirchen bauen sollen.

1647 hatte die gemauerte Kirche noch einen hölzernen Turm.

1867 bis 1869 wurde die gemauerte Kirche umfassend wiederhergestellt und erhielt den weithin sichtbaren 45 m hohen Turm mit einem klangvollen Drei-Glocken-Geläut.

IV.3 Ordenskirche in Neumark

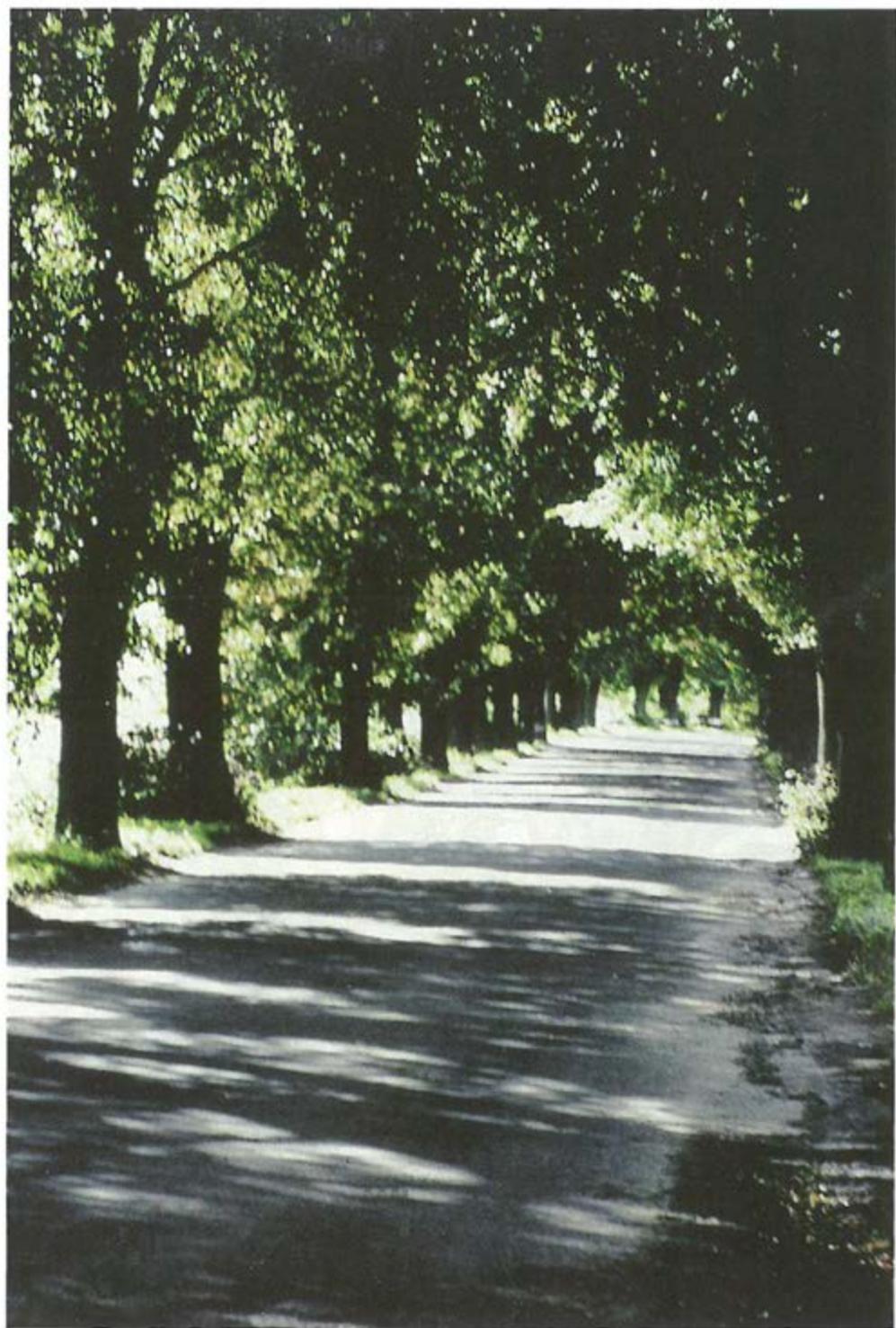
Die katholische Kirche in Neumark wurde 1336 gegründet und allen Heiligen geweiht. Sie ist eine Filialkirche von Altmark. 1647 wird in einer Beschreibung ein hölzerner Glockenturm erwähnt. Dieser wurde später durch einen verputzten Ziegelbau mit einem Zeltdach ersetzt.

Das Gebäude besteht nur aus einem Schiff von 8,35 m Breite und 20 m Länge und ist unter Verwendung von Findlings-Granit erbaut. Für die Fensterlaibungen und Giebel wurden Ziegelsteine verwendet.

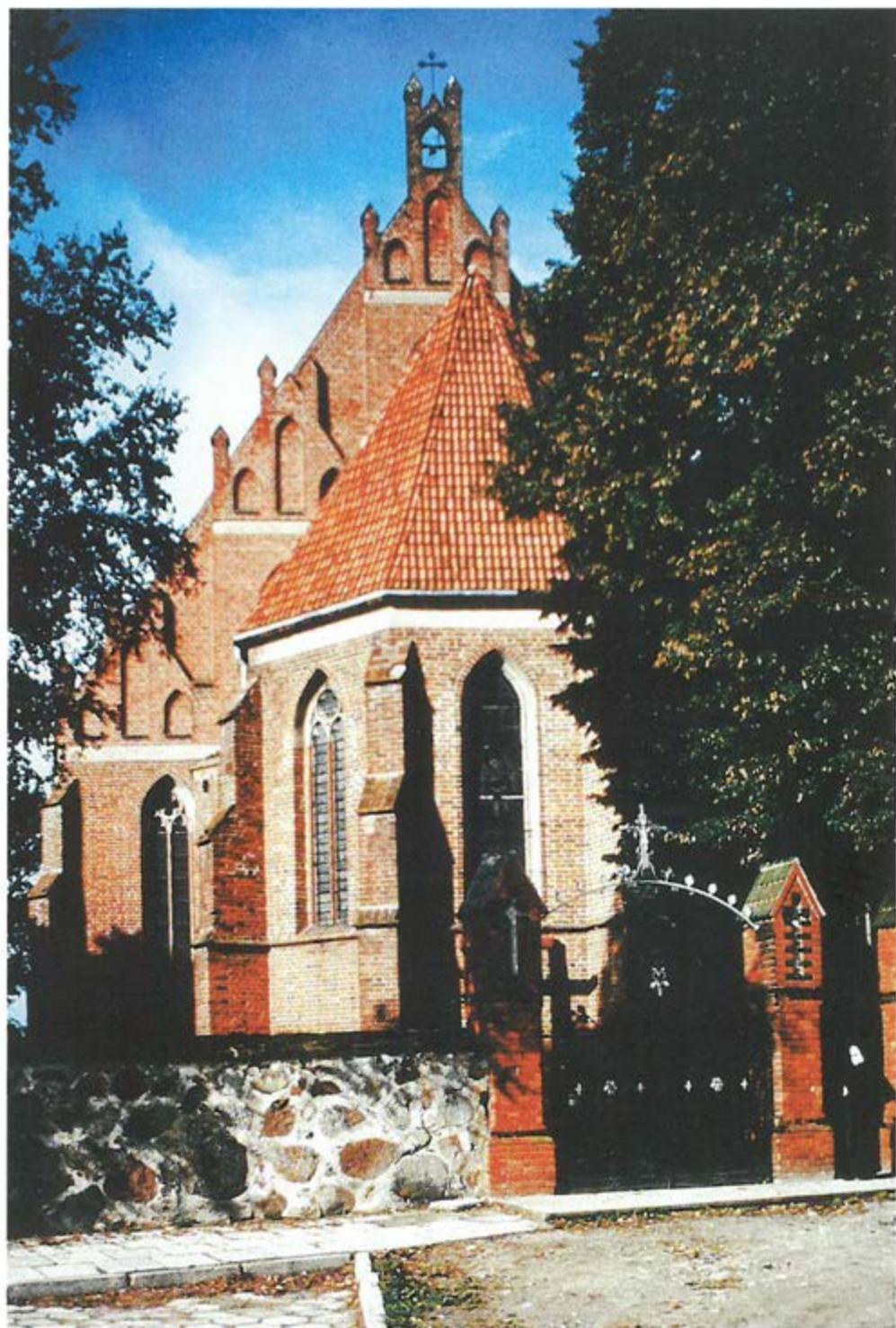
IV.4 Kätnerhaus in Neumark

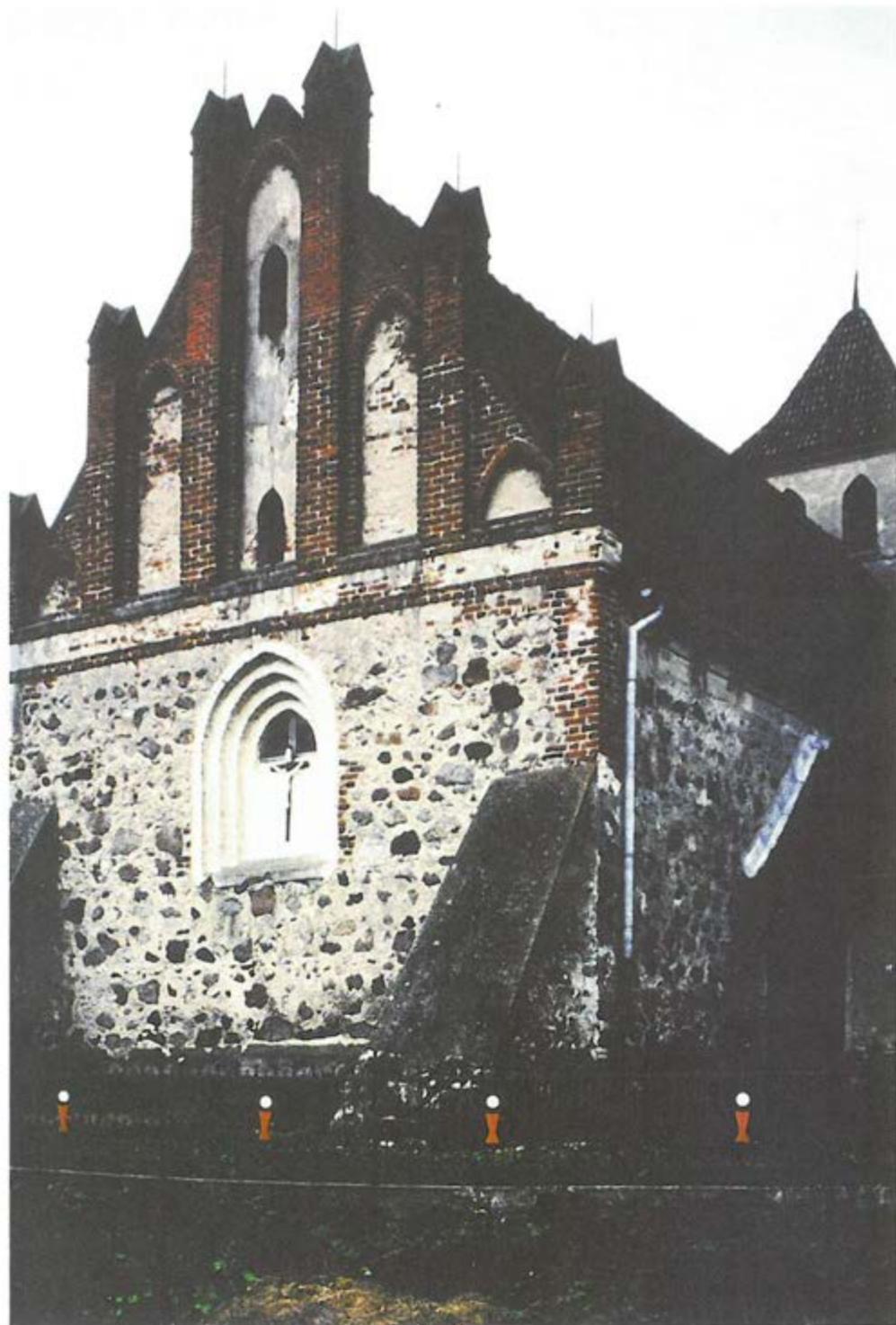
Es ist ein landschaftlich typisches Haus in Dörfern. Ein Kätner ist Eigentümer seines Hauses, er besitzt etwas Land, hält Kuh, Schwein und Federvieh.

*Farbaufnahmen: Ernst Logemann, Bremervörde
Texte: Heinz Richert, Menthen*



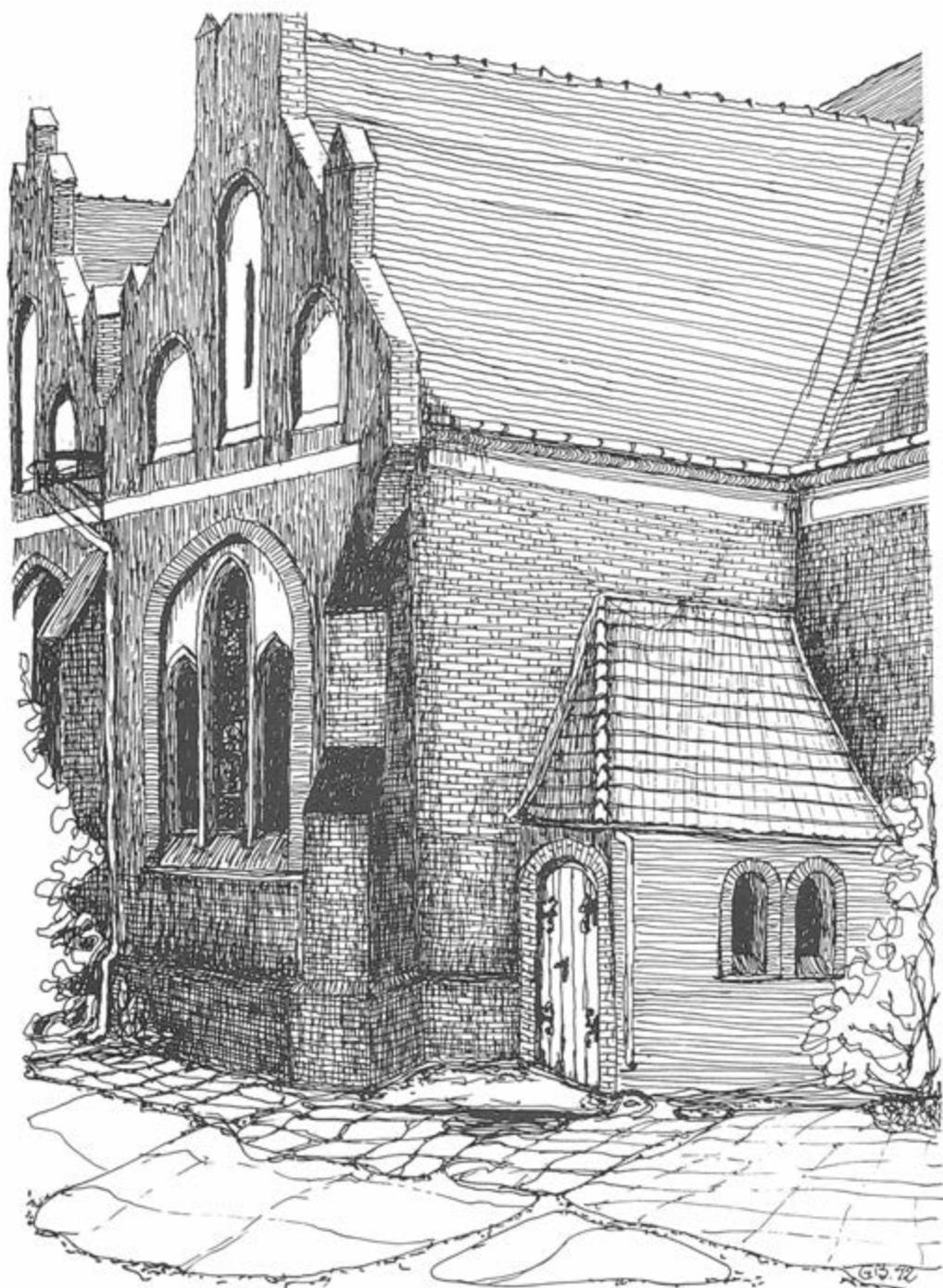
Straße Christburg-Altmark





Ordenskirche in Neumark





Katholische Kirche, Südseite
Stuhm/Westpreußen, Juni 1990

Gisela Brandes
Federzeichnung 1992

Katholische Kirche, Südseite
Stuhm/Westpreußen 1990

Gisela Brandes
Federzeichnung 1992

* Kleine musikalische Reise durch Westpreußen *

von Irmgard Prill, Marienburg

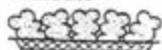
Melodie: Mein Herz ist im Hochland...

Höhen



bei Karthaus

Thorner



Kathrinchen



Schloß Graudenz



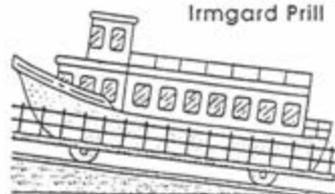
Kulm ev. Kirche



Marienwerder



Vorlaubenhaus



Rollberge

Mein Herz ist im Osten, im schönen Weichselland,
mein Herz liebt den Osten, das Westpreußenland:
Die Heide bei Tuchel, bei Karthaus die Höh'n,
die Gestade der Ostsee, Feld, Wälder und Seen.

Die untere Weichsel durchströmet das Land.
Die Thorner Kathrinchen sind weltweit bekannt.
Per Zug dann Kulmsee, Graudenz, Marienwerder und Stuhm
bis zur Pracht der Marienburg; dort bin ich gebor'n.

Übers fruchtbare Werder ging weit dort unser Blick
bis zur Dirschauer Brücke; gern denk' ich zurück.
Zur Nehrung, der " Frischen ", in Elbing war der Start,
mit Kind und mit Kegel per Schiff ging die Fahrt.

Wir sah'n auch Cadinen, wo Schönes ward gebrannt,
viele Teller und Tassen von fachkund'ger Hand.
Und Schiffe, sie rollten bei uns übers Land,
über Berge, durch Seen, gebaut mit Verstand.

Auf den Märkten viel Fische und Gutes vom Land,
viele Pilze und Beeren aus fleißiger Hand.
Der Quark, der hieß Glumse, die Sahne hieß Schmand,
Auch Marjellchens und Lorbaß, die sei'n hier genannt.

Im Winter ertönte dann Schlittengeläut,
viel Rodeln und Eislauf uns alle erfreut.
Die Brummtöpfe kamen zur lieben Weihnachtszeit.
Zu Ostern schmackostern und stiepern die Leut'.

Unser Vater, der sagte, ich weiß, was ich weiß,
wie schön ist doch Schöneck im Berenter Kreis!
Und Muffchen aus Kreis Konitz, die Brahe war so klar!
An der Drewenz in Strasburg drei Schwestern sie gear.

Wie liebte ich Bromberg, das Christburger Land,
die Dobriner Leute! Sie grüßt meine Hand.
Viel Burgen, Tore, Türme und Glockengeläut,
es rufet zur Andacht in Freude und Leid.

Unser Herz ist im Osten, im schönen Weichselland.
Unser Herz liebt den Osten, das Westpreußenland.
Wir woll'n unsere Sehnsucht dem Himmel anvertrau'n,
Herr, hilf uns, ein neues Europa zu bau'n!

Bremervörde-Elm, im April 1996
Irmgard Prill



an der Ostsee



Elbing



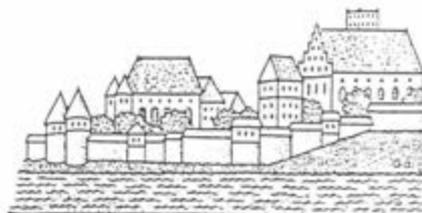
Cadinen



Stuhm ev. Kirche



Rathaus Konitz



Marienburg

Gemeinschaftsfahrten in die Heimat

Der Heimatkreis Stuhm betrachtet seine Bemühungen um die Stärkung und Pflege der Heimatverbundenheit seiner Landsleute als hochrangige Aufgabe in seiner Arbeit. Unter diesen Gesichtspunkt fällt auch das Angebot gemeinsamer Busfahrten in die Heimat seit nunmehr acht Jahren. Viele ehemalige Kreisbewohner hatten sich bereits damit abgefunden, die Stätten ihrer Kindheit nicht mehr wiederzusehen. Insbesondere ältere Landsleute fanden nicht mehr den Mut, die Strapazen einer solchen Reise auf sich zu nehmen, gilt es doch, mehr als tausend Kilometer zu überwinden. Andererseits plagt viele doch im Innern das Heimweh auch heute noch nach über 50 Jahren. Somit kam diese Möglichkeit, eine Gemeinschaftsfahrt per Bus zu buchen, gerade noch zur rechten Zeit.

Zwar ist das Angebot, mit diversen Reiseunternehmen in die Heimat zu fahren, bei steigender Tendenz breit gefächert; dem Heimatkreis Stuhm liegt es jedoch fern, einen kommerziellen Heimwehtourismus anzubieten. Vielmehr liegt diesem Fahrtenangebot der Gedanke zugrunde, unseren noch heimatverbundenen Landsleuten die Erinnerung, aus der sie gottlob nicht vertrieben werden können, durch das gemeinsame Erlebnis mit Gleichgesinnten zu stärken. Für manchen ehemaligen Kreisbewohner ist es vielleicht die erste und letzte Fahrt. Andere benötigen eine gewisse Verkräftung und Aufarbeitung des „Wiedersehens“. Sie haben die Heimat - wenn auch aus anderer Perspektive - wiederentdeckt und kehren immer wieder heim. Desweiteren wird mit diesem Fahrtenangebot aber auch die Absicht gehegt, auch der jüngeren Generation die Möglichkeit zu bieten, die Heimat ihrer Eltern und Großeltern kennenzulernen. Demzufolge ist auch der Schwerpunkt des einwöchigen Reiseprogramms dem ehemaligen Kreisbereich gewidmet. Jeder Teilnehmer kann jedoch in eigener Regie den Aufenthalt bestimmen.

Mit dem Besuch der alten Heimat ist aber auch der Besuch der dort verbliebenen Landsleute verbunden, die seit einigen Jahren Gemeinschaften bilden können. Gemeinsame Besuchsveranstaltungen während des dortigen Aufenthaltes knüpfen Kontakte und stärken die Gemeinschaft. Sie unterstützen die Bemühungen unserer Landsleute um die Verbesserung des geistig-kulturellen Lebens in der Minderheit. Aber auch für materielle Unterstützung kommt bei den Empfängern Freude und Dank auf; es gilt somit, jeden zur Verfügung stehenden Stauraum im Bus zu nutzen. Somit erfüllen diese Fahrten auch eine gewisse Brückenfunktion zu unseren Landsleuten.

Ein weiterer wichtiger Aspekt sollte nicht unerwähnt bleiben. Nicht zuletzt tragen die Fahrten in den Heimatkreis wesentlich zu besseren Beziehungen mit den jetzigen polnischen Bewohnern bei. Polen und Deutsche gehen wieder freundlicher aufeinander zu. Die Verständigungsbemühungen auf höherer politischer Ebene sind oft von Zurückhaltung und Mißverständnissen geprägt. Wesentlich bessere Erfolge sind durch persönliche Kontakte, die während der Besuchsfahrten entstehen, zu verzeichnen.

Unser Partnerkreis Rotenburg (Wümme) befürwortet und unterstützt nicht nur unsere Bemühungen zur Pflege und Bewahrung deutschen Kulturgutes sondern auch die Unternehmungen, die der Kontaktpflege und der Betreuung unserer in der Heimat lebenden Landsleute dienen und zur Verständigung mit den jetzt in unserer Heimat lebenden Bewohnern führen können.

So wurde eine zusätzliche gemeinsame Busfahrt mit Vertretern des Patenkreises Rotenburg und des Heimatkreises Stuhm zu Gesprächen mit dem Kommunalvertretern von Stuhm (Sztum) und Christburg (Dzierzgon) genutzt.

Aus gemeinsamen Gesprächen, Besuchen und Gegenbesuchen sind bereits gute Kontakte entstanden. Die Bildung einer Städtepartnerschaft zwischen Sittensen und Christburg läßt erste Erfolge bei dem Bemühen um Verständigung erkennen.

Alfons Targan



Reisegruppe unter der 1000jährigen Eiche in Cadinen, Sommer 1990



Gruppenfoto vor der Marienburg, Sommer 1994

Meine Reise in die Heimat nach 50 Jahren

von *Brigitta Keckert*

Es ist schon eine große Sache, wenn man nach 50 Jahren zum ersten Mal in die Heimat fährt, in der man eine glückliche Kindheit und Jugendzeit verlebt hat. Von den Gefühlen überwältigt, Lachen und Tränen sind eng beieinander. Trotzdem war die ganze Reise, über die ich nun berichten will, unbeschreiblich schön.

Mit der Bahn fuhr ich von Neinstedt über Magdeburg nach Hannover, und so stand ich am **23.07.1995** gegen 11.00 Uhr auf dem ZOB am Hauptbahnhof. In kleinen Gruppen standen einige Leute wartend herum. Nach kurzer Überlegung ging ich auf die älteren Menschen mit größerem Gepäck zu, und ehe ich etwas sagen konnte, hörte ich schon die Frage: „Auch nach Marienburg?“ Sofort war ein Gespräch mit vielen Fragen hin und her im Gang. Dann kam auch bald der erwartete Bus, groß, modern und bequem, mit einem Schild „Marienburg - Stuhm“, welches bei mir die erste Erregung auslöste. Seit 50 Jahren hatte ich die beiden Städtenamen nicht mehr in der Öffentlichkeit gelesen.

Herr Targan stieg aus, kam auf uns zu, verteilte die Sitzpläne, unsere Koffer wurden verladen, und wir stiegen ein. Die Teilnehmerliste hatten wir schon vor Reisebeginn zugeschickt bekommen, und zusammen mit dem Sitzplan wurde uns dadurch das Kennenlernen sehr erleichtert.

Nun ging die große Fahrt los. Bald waren wir auf der Autobahn in Richtung Berlin. Von weitem sah ich noch mal die Türme von Magdeburg, und kurz vor Berlin, an der Raststätte Michendorf, machten wir Halt und Mittagspause. Als wir wieder eingestiegen waren, teilte uns Herr Nadolny, der Juniorchef des Busunternehmens, mit, daß er mit uns durch Berlin fahren werde. So fuhren wir dann auf die Avus, vorbei am Funkturm, auf dem Kaiserdamm zur Siegestsäule, durch das „Brandenburger Tor“, „Unter den Linden“, Alexanderplatz usw. immer in Richtung Osten, denn unser Tagesziel war Stettin. Die Fahrt durch Berlin, besonders aber die Fahrt durch das „Brandenburger Tor“, empfand ich als würdigen Auftakt für unsere Reise.

Gegen 18.30 Uhr hatten wir die polnische Grenze erreicht. Die Abfertigung war unkompliziert, ein bißchen Wartezeit, und nach 30 Minuten konnten wir weiterfahren. Nach kurzer Fahrt durch die Stadt erreichten wir das ganz neue und elegante Hotel „Radisson“. Kofferausladen und Zimmerverteilung gingen sehr schnell. Frisch machen, umziehen, ein Blick durch das Fenster, und um 20.30 Uhr trafen wir uns im Speiseraum zum sehr reichlichen und gutschmeckenden Abendessen. Hier erwartete uns Frau Jadwiga-Papies, die in Polen unsere Reiseleiterin war. Nach dem Abendessen schauten wir uns noch ein wenig das Hotel an, gingen dann aber recht bald sehr müde zu Bett.

Als ich am 24.07. aufwachte, schien wieder die Sonne. Herrliches Sommerwetter! Nach einem reichlichen, guten Frühstück und kurzer Stadtbesichtigung verließen wir um 10.00 Uhr Stettin zur Weiterfahrt nach Marienburg. Eine Autobahn gab es nun nicht mehr, aber auf der großen Hauptverkehrsstraße erreichten wir die Städte Naugard, Köslin, Stolp. Auf einem Parkplatz im Wald wurde eine Mittagspause gemacht. Würstchen und Getränke (Kaffee, Bier, Wasser, Fruchtsaft) waren im Bus zu haben. In 10 Minuten hatte Herr Nadolny die ersten Würstchen warmgemacht, Frau Jadwiga schenkte Kaffee ein, alles ging schnell und war gemütlich. Wir unterhielten uns, lernten uns kennen, und heimatliche Ausdrücke förderten die Vertrautheit untereinander.

Hinter Stolp haben wir die Hauptstraße bald verlassen und fuhren auf Nebenstraßen durch die Kaschubei. Ist das ein herrliches Stückchen Erde! Sanfte Hügel, Felder, Wald und Wasser, dazwischen einsame Bauernhäuser.



Blick über Danzig mit Marienkirche und Rathaus

Kleine Ortschaften, erntereife Roggenfelder, Wiesen, auf denen das letzte Heu geerntet wurde, und da war auch der Storch, der hinter einer Hungerharke herging und seine Nahrung fand. Dieser Anblick hat mich sehr beeindruckt, denn auf unserer alten Strohdachscheune war auch ein Storchennest, und so sind wir Kinder mit Störchen aufgewachsen.

Am Nachmittag erreichten wir Karthaus und besichtigten dort unter Führung von Hochw. Dr. Heinrich Orminski die Klosterkirche, sehr interessante neue Eindrücke für mich. Nach der Führung erwartete uns am Bus Kaffee und Kuchen. Ich hatte das noch nicht erlebt und traute meinen Augen nicht. Den Kuchen hatte Mutter Nadolny für uns gebacken und mitgegeben. Kaffeedurst hatten wir, es war ein Hochgenuß! Gut gestärkt ging unsere Fahrt weiter, und nach Marienburg war es nicht mehr weit. Meine Erwartung und Aufregung steigerten sich, die liebliche „Kaschubische Schweiz“ lag hinter uns, und wir befanden uns in der Weichselniederung. Um 18.30 Uhr fuhren wir über die lange Weichselbrücke bei Dirschau, unter uns die mächtige, breite Weichsel, kleine Wellen hatten Schaumköpfe. Jetzt waren wir im Danziger Werder. Herr Targan hatte nun das Mikrophon, erklärte uns unsere engste Heimat, sah bald in der Ferne die mächtige Marienburg, und wir sahen sie dann auch. Immer näher kamen wir an die Burganlage, und nun war nur noch die Nogatbrücke zu überfahren, dann eine kurze Fahrt durch die Stadt Marienburg, und schon waren wir dicht an der Burg, fuhren auf den Burghof mit Parkplatz und hielten vor dem Burghotel, in dem wir sechs Nächte schlafen durften und bestens betreut wurden.

Nach dem Abendessen gingen wir noch bis 22.30 Uhr an der Nogat spazieren. Zuerst über die Fußgängerbrücke hin und zurück, ließen den Anblick der mächtigen, altbekannten Burg auf uns wirken, sahen die Züge über die Eisenbahnbrücke rattern und gingen auch noch ein Stückchen am Nogatufer entlang. Dann war es Zeit, zu Bett zu gehen. Schön, daß Frau Boldt mit mir im Zimmer wohnte.

Als ich am 25.07. morgens erwachte, schien die Sonne durch unser kleines Burgfenster. Es war 5.30 Uhr, ich hatte gut ausgeschlafen, kaum zu glauben, daß ich in Marienburg war, aber es stimmte. Um 7.00 Uhr trafen wir uns alle im Frühstücks-

raum, und um 8.00 Uhr standen wir am Bus, fertig zur Abfahrt nach Danzig. Die Fahrt ging durch das Danziger Werder, die Ebene mit dem flachen, fruchtbaren Ackerland. Getreidefelder fast erntereif, Zuckerrüben, Wiesen, alles sah recht ordentlich aus, dazwischen die Entwässerungsgräben, aber etwas zugewachsen. Die Bauernhöfe einsam, mitten in ihrem dazugehörenden Land, geschützt von alten, hohen Baumgruppen. Einige schöne, alte Vorlaubenhäuser gab es auch, die aber alle sehr renovierungsbedürftig waren. Auch Storchennester gab es hier wieder. Die jungen Störche waren schon ausgewachsen, und oft standen 3 bis 4 Störche im Nest. Auf einer Wiese sahen wir einmal acht Störche, entdeckt von Frau Jadwiga.

Bald waren wir in Danzig, fuhren am sehr schön restaurierten Hauptbahnhof vorbei in Richtung Zoppot. In Langfuhr glaubte ich den Weg zu erkennen, den ich immer zum Institut gegangen war. In Zoppot machten wir Halt und hatten Zeit, auf den schönen, langen Seesteg zu gehen. Auch hier wurden Erinnerungen wach, und der Sand an dem breiten Strand war noch immer so schön fein und weiß wie vor 50 Jahren. In der Ferne konnte man das Ende der Halbinsel Hela sehen (oder ahnen?).

Doch weiter ging unsere Fahrt, jetzt nach Oliva, wo wir durch den schönen, gepflegten Park gingen und dann in der Kathedrale ein Orgelkonzert hörten, so richtig zu unserer Stimmung passend. Danach stand auch schon wieder unser Bus am Ausgang. Schnell stiegen wir ein, fuhren zurück nach Danzig und hielten in der Nähe der Innenstadt. Dort wartete ein Stadtführer auf uns, und nach einem kurzen Gang waren wir mitten in dieser schönen alten Stadt, als ob sie keinen Krieg erlebt hätte. Die bekannten Straßen mit ihren Wahrzeichen. Langgasse, Langer Markt, Rathaus, Neptunbrunnen, das Krantor an der Mottlau, die Frauengasse mit ihren aparten Beischlägen vor den Häusern, und immer, ganz in der Nähe, die gewaltige Marienkirche, die schön und mächtig die Stadt überragt, alles ist wieder vorhanden. Mit viel Fleiß und Geschick haben polnische Handwerker diese schöne, alte Stadt wieder aufgebaut.

Inzwischen war es Mittagszeit geworden, und für uns hatte man das Mittagessen in dem alten, historischen Restaurant „Der Lachs“ bestellt. Berühmt wurde dieses Restaurant durch die Erzeugung des „Danziger Goldwassers“, dessen Rezeptur immer noch streng geheim ist. Hier im „Lachs“ bekamen wir ein sehr schmackhaftes Mittagessen. Danach hatten wir noch etwas Zeit, und Frau Jadwiga zeigte uns eine kleine Bernsteinschleiferei. Wir durften in die Werkstatt, sahen größere und kleinere Rohlinge, sahen auch beim Schleifen zu, und der junge Mann erklärte uns seine Arbeitsgänge. Nebenan im Geschäft hingen schöne Ketten in allen Größen, und auch anderer Bernsteinschmuck war ausgestellt. Uns gingen die Augen über, und ich glaube, die beiden Frauen hatten an dem Nachmittag einen guten Umsatz in ihrem kleinen Laden. Frau Boldt und ich gingen dann noch zum „Danziger Bowke“, einem Geschäft mit Reiseandenken an der „Langen Brücke“. Der nette Geschäftsinhaber redete deutsch mit uns. Wir kamen sehr ins Gespräch, und zum Schluß spendierte er uns noch das berühmte „Danziger Goldwasser“.

Noch einmal gingen wir sehr bewußt durch die so schönen, alten Gassen, vorbei am Krantor, und waren dann um 17.00 Uhr am Bus, der zur Abfahrt bereitstand. Bei dem schönen Wetter wieder ein herrlicher Tag.

Am 26.07.95 war es nun endlich soweit, wir alle fuhren in unsere nächste Heimat. 8.30 Uhr Abfahrt nach Stuhm war angesagt, pünktlich fuhren wir in Marienburg, bei herrlichem Sonnenschein, ab. Ich war sehr aufgeregt. Wie würde der Tagesverlauf sein? Marienburg ist nicht mehr die Stadt, die ich kannte. Die schönen Geschäftshäuser mit den Laubengängen gibt es nicht mehr. Dafür stehen dort überall graue Betonblockhäuser, alles sieht anders aus, ist fremd für mich. Doch bald hatten wir



Die Marienburg seit 1309 Sitz des Hochmeisters des deutschen Ordens

die Stadt verlassen. Kleine Häuser an der Ausgangsstraße nach Stuhm waren wohl noch aus alter Zeit, neu dafür je ein großer britischer und sowjetischer Soldatenfriedhof auf der linken Straßenseite. Nun hatte Herr Targan das Mikrophon und erklärte uns alles, was wir wissen wollten. Rechts die Hügel des Segelfluggeländes, dann Ackerflächen, der Roggen war erntereif. Rechts der Wald in der Nähe der Nogat und zwischen den lieblichen Hügeln ein kleiner See. Die Schönheit der heimatischen Landschaft wurde mir jetzt erst so richtig bewußt. Dann waren wir auch schon kurz vor Stuhm. Am Stadtrand sind neue Wohnsiedlungen entstanden. Einfamilienhäuser und Reihenhäuser in schöner Anordnung und Ausführung, die sich sehr gut in das Landschaftsbild einfügen. Ein schöner Anblick! An der Zufahrtsstraße zum Markt stehen noch viele Häuser, die ich kannte. Doch als wir auf dem Markt hielten, war ich recht enttäuscht. Alles sieht dort anders und durcheinander aus. Ich fand keinen alten Anhaltspunkt. Dazu war ja auch keine Zeit, denn wir stiegen aus und wollten ja nun in unsere Heimatorte. Herr Targan hatte alles prima organisiert und versucht, all unseren Wünschen gerecht zu werden, was ihm auch sehr gut gelungen ist. Für mich stand Herr Spinner mit seinem Auto bereit, um mit mir nach Schulzenweide, Bönhof und Weißenberg zu fahren. Herr Spinner spricht gut deutsch und gehört zur „Deutschen Minderheit“, die auch in Stuhm vorhanden ist. Für meine Fahrt hatte Herr Spinner etwa bis 13.00 Uhr Zeit, um am Nachmittag mit Frau Boldt nach Kiesling, in die andere Richtung des Kreises Stuhm, zu fahren. Frau Boldt kam mit, und ich fuhr am Nachmittag auch mit nach Kiesling.

Wir waren uns schnell einig, und Herr Spinner machte gleich den Vorschlag, über Stuhmsdorf, Rehhof nach Schulzenweide zu fahren. Darüber war ich hochofrennt, sah ich so doch noch mehr von meiner Heimat wieder. Rehhof war unsere Bahnstation, wenn wir nach Marienwerder fahren wollten. Die Fahrt war herrlich, wieder die schöne Landschaft, der Wald vor Rehhof, dann der Ort, der bekannte Bahnhof hinter Rehhof, die Molkerei, an der wir rechts abbiegen mußten. An der Straße Richtung Bönhof erkannte ich vieles wieder, aber der Baumbewuchs war größer und umfangreicher geworden und veränderte dadurch die Landschaft. Auch der Wald an der

Einfahrt zu unserem Grundstück hatte sich verändert. Sicherheit gaben mir das Wohnhaus unseres Nachbarn und das Transformatorenhaus auf unserer Wiese. Nun war es noch ein kurzer Weg, und wir waren am Ziel. Die alte Strohdachscheune gibt es nicht mehr, dafür ein Stall-/Scheunengebäude, auch am Wohnhaus bauliche Veränderungen, und das ganze Grundstück war umzäunt. Nachdem wir geklingelt hatten, kam der Besitzer, hörte von Herrn Spinner, was wir wollten, und wir wurden auf den Hof gelassen. Ich erzählte dann, daß mein Bruder schon mal vor 20 Jahren bei ihnen war, und daran konnte er sich gut erinnern.

Seine Frau kam auch auf uns zu, und „das Eis war gebrochen“. Wir wurden eingeladen, in das Haus zu kommen, Kaffee wurde gekocht, man zeigte mir die ganze Wohnung, und als ich in meinem Zimmer stand, sagte ich: „Und hier hat mein Bett gestanden“. Alle Räume sahen sehr sauber und ordentlich aus. Wir tranken Kaffee. Danach ging ich draußen noch einmal um das Haus, und dabei stellte ich fest, daß auf dem Telegraphenmast, gleich hinter dem Grundstück, ein Storchennest war, in dem zwei Störche standen. Da haben doch die Störche, die an unsere alte Scheune gewöhnt waren, in der Nähe wieder einen Nistplatz gefunden. Wie schön!

Die Zeit drängte, herzliche Verabschiedung, Dank und gute Wünsche, wir fuhren weiter über Bönhof. Hier hielten wir an der katholischen Kirche, fuhren langsam weiter, sahen die früher so gut aussehende Bäckerei Schröder (jetzt leerstehend und dem Verfall überlassen), in der wir uns manchmal eine Schnecke als Pausenbrot kaufen durften. Gleich hinter Schröders stehen auch jetzt noch am Wald die alte und die neue Schule. Wir fuhren weiter, kamen in den Wald, und dort erst war die Försterei Ehrlichruh, die früher am Waldrand lag. Auf dieser Straße durch den Wald mußten wir bald links abbiegen, noch ein paar Kilometer, der Wald war zu Ende, und wir hatten Weißenberg erreicht, waren schon im Ort und auch gleich an der damals sehr gut gehenden und bekannten Gastwirtschaft Groddeck. Jetzt ist dort wohl kein Betrieb, sie steht leer und einsam an dem schönen Ort. Gleich waren wir an der Schleuse, sahen die Nogat, die Weichsel, die ehemalige Dreiländerecke und den Weichseldamm, auf dem ich mit meiner Mutti so gerne spazieren ging, wenn ich in meiner Lehrzeit besuchsweise nach Hause kam. Nun ist das Gras auf dem Damm recht hoch, ein Weg ist nicht mehr zu sehen. Ob dort keine Spaziergänger mehr sind? Gerne hätte ich noch die Jugendherberge mit der alten Mühle und die Grenzlandschule, in der wir zuletzt wohnten, aufgesucht, doch dazu hatte ich ein paar Tage später noch Gelegenheit.

Wir fuhren zurück nach Stuhm und in die andere Richtung nach Kiesling, die landschaftlich auch sehr schön war, besonders am Damerauer See. Um 18.00 Uhr mußten wir wieder in Stuhm sein, um mit unserem Bus nach Marienburg zu fahren.

Als ich am 27.07.95 aufwachte, habe ich dieses erste Wiedersehen mit meiner engeren Heimat natürlich noch einmal durchdacht. Alles war so schön, ich empfand tiefe Zufriedenheit und war glücklich. Beim Frühstück wurden Erlebnisse ausgetauscht, und die gute Gemeinschaft war wohltuend.

Für 8.30 Uhr war die Besichtigung der Marienburg vorgesehen. Unter sachkundiger Leitung waren wir drei Stunden in der mächtigen Burg. Einige Räume erkannte ich wieder, denn wir hatten als Schüler mal eine Fahrt nach Marienburg, mit Burgbesichtigung, gemacht. Erschüttert hat mich das große Foto, auf dem die zerstörte Marienburg von 1945 zu sehen war. Große Leistungen hat man beim Aufbau der Burg vollbracht, an der immer noch gebaut wird. Sicher wird eines Tages an der Ostwand des Chores das noch fehlende Marienbild wieder seinen Platz finden.

Weil es das Wetter so gut mit uns meinte, fuhr unser Bus mit uns am Nachmittag an die Ostsee nach Steegen. Dort am Strand war Hochbetrieb, keine Strandkörbe, alles



Vom Vorschloß aus Einfahrt nach Stuhm, links ein Rest der Burg

lag durcheinander im schönen, weißen Sand. Es wehte ein angenehmer, frischer Wind, die Wellen hatten weiße Schaumköpfe. Wer Badezeug mit hatte, ging ins Wasser. Wir, eine gemütliche, fröhliche Frauenrunde, zogen die Schuhe aus, hielten die Röcke fest und machten eine Strandwanderung, bei der uns die Wellen doch manchmal ein bißchen zu sehr erwischten. Doch bis zur Abfahrt war alles wieder trocken, und wir hatten viel Spaß miteinander. Als wir in Marienburg ankamen, war bis zum Abendessen noch etwas Zeit. Deshalb sind einige von uns an der Fußgängerbrücke der Nogat ausgestiegen. Frau Boldt und ich taten das auch, machten einen schönen Spaziergang am Nogatufer, dorthin, wo der Dampfer „Weißenberg“ seine Anlegestelle hatte, und gingen die noch erhaltenen Treppenstufen hoch, wie vor 50 Jahren, wenn zum Einkauf nach Marienburg gefahren wurde. Nach dem Abendessen noch mal an die Nogat zum Sonnenuntergang.

Immer noch haben wir bestes Sommerwetter. Die Sonne scheint morgens in unser kleines, gemütliches Hotelzimmer, es sollen 28°C werden.

Heute ist der 28.07.95, es ist noch einmal eine Fahrt nach Stuhm vorgesehen. Wir haben Spenden mitgebracht, die den Vertretern der deutschen Minderheit abgegeben werden sollen. Pünktlich um 8.00 Uhr fahren wir los. Noch einmal nach Stuhm, und dort warten auch schon die beiden Vertreter der deutschen Minderheit, Herr Zajdowski und Herr Spinner. Begrüßung, kurze Gespräche, Spendenübergabe, und die Fahrt geht weiter, für mich noch einmal, Ziel: Dreiländerecke in Weißenberg. Wieder fuhren wir in Richtung Stuhmsdorf aus der Stadt. Wie schön die Landschaft doch ist. Große, reife Roggenfelder auf sanften Hügeln. Zu beiden Seiten der wohl wenig befahrenen Nebenstraße mächtiger, alter Baumbestand. Etwas abseits zwischen den großen Feldern ein Gut (ich glaube Louisenwalde), dahinter der Rehhofer Forst, den wir dann durchfahren. In Rehnhof kurzer Halt, dann Weiterfahrt auf der Straße nach Bönhof. Nun gibt Herr Targan mir das Mikrophon, ich sitze vorne und erkläre alles, was ich über diese Gegend weiß und wiedererkenne. Auch Herr Lehner, der aus Rehnhof stammt, ist vorne im Bus und hilft dabei, besonders in Tragheimerweide, wo er im Gasthaus Fröse kaufmännischer Lehrling war. Von der Straße sehe ich noch einmal unser Grundstück, wir fahren langsam durch Bönhof und weiter durch den Wald nach Weißenberg. Mit Frau Boldt steige ich in Weißenberg bei Grodeck aus. Der Bus fährt weiter zur Dreiländerecke. Ich gehe den schmalen Weg zur Grenzlandschule und sehe auch schon das dunkle Holzhaus mit den wei-

ßen Fenstern, fast von Wald umgeben. Im Wald stand ein Mann, der auf mich aufmerksam geworden war. Da ging ich auf ihn zu, grüßte ihn auf polnisch, schrieb 1945 in den Sandweg und zeigte auf das Haus. Da sagte er auf deutsch: „Hier hat doch der Unrau gewohnt“, worauf ich antwortete: „Und ich bin seine Tochter“. Nun erfuhr ich, daß jetzt fünf Familien in dem großen Haus wohnen. Die Raumeinteilung wurde verändert, und er wohnt mit seiner Frau, die inzwischen auch bei uns stand, im ehemaligen Speiseraum. Im Haus war ich nicht, aber außen herum ist es älter geworden. Garten, Blumen und Hofpflege fehlen, genau wie in Schulzenweide. Mit Blumengärten hat man in Polen wohl nicht viel im Sinn.

Eine Holländerin, die uns kurz nach dem Aussteigen bei Grodeck angesprochen hatte, kam mit ihrem Auto auch zur ehemaligen Grenzlandschule, nahm Frau Boldt und mich mit und fuhr mit uns zur Dreiländerecke, wo unser Bus stand. Die Holländerin hatte ihre Kindheit in Weißenberg verlebt und machte jetzt dort Urlaub. Schade, daß die Zeit so sehr eingeteilt war. Wir mußten mittags wieder in Marienburg sein. Gleich nach dem Mittagessen fuhr der größte Teil unserer Reisegruppe mit zum Oberländischen Kanal, zur Schiffsfahrt über die Rollberge. Das war auch ein tolles Erlebnis und Erinnerung an die Jugendzeit. In der Gegend war ich 1940 landwirtschaftlicher Lehrling, und an einem Sonntag fuhren wir mal per Rad an den Kanal und schauten uns die Rollberge an. Nun brachte uns unser Bus an den Kanal, es kam ein Schiff, wir stiegen ein, und los ging die Fahrt. Wir fuhren in Richtung Elbing, und es waren fünf Berge zu überwinden. Das Schiff wurde immer in einem Schienenwagen über den Berg gezogen und fuhr dann auf der anderen Seite wieder im Kanal weiter. Die Kraft für diesen Vorgang lieferte an jedem Berg ein Wasserkraftwerk. Wir hatten viel Spaß auf dieser Fahrt.

Als der letzte Berg überwunden war, hatten wir den großen Drausensee vor uns, ein Erlebnis ganz besonderer Art. Die Oberfläche des Sees ist zum großen Teil mit Teichmummeln, Seerosen und kleineren Wasserpflanzen bedeckt. Das Schiff fuhr langsam und ruhig die Fahrrinne entlang, um die zahlreichen Wasservögel nicht zu stören. Trotzdem flogen Reiher, Möwen, Kormorane, Bleißhühner usw. vor uns auf. Auch zwei Seeadler brachten sich in Sicherheit. Auf dieser Fahrt durch das Naturschutzgebiet Drausensee haben wir es nicht gewagt, uns hinzusetzen. Alles wollten wir genau sehen und beobachten. Dann wurde der See schmal, und nach kurzer Fahrt waren wir im Hafen von Elbing, wo wir schon von weitem unseren Bus sehen konnten, der uns zurück nach Marienburg brachte.

Der Tag war sehr erlebnisreich, und entsprechend müde bin ich dann nach dem Abendessen, das immer aus Vorspeise, Hauptgericht und Nachspeise (meistens ein Stück Kuchen und eine Tasse Kaffee) bestand, recht bald zu Bett gegangen und sofort eingeschlafen.

Es ist Sonnabend, der 29.07.95, und immer noch meint es die Sonne sehr gut, doch die Klimaanlage im Bus leistet uns gute Dienste. Für 8.00 Uhr ist die Abfahrt angesagt. Wir fahren zunächst bis Elbing und haben dort eine kurze Besichtigung. 95 % der Stadt waren 1945 zerstört. Doch nun wird sie seit etwa vier Jahren wieder aufgebaut, ähnlich wie in Danzig im alten Stil, aber moderner. In einer Straße in Hafennähe sah eine Häuserreihe sehr schön aus. Doch viele unkrautbewachsene Flächen sind noch überall zu sehen.

Dann fuhren wir nach Cadinen. Dort stiegen wir an der 1000jährigen Eiche aus. Als Schülerin hatte ich diesen mächtigen Baum bei einem Ausflug auch schon gesehen. Damals bildeten wir Schüler einen Kreis um die Eiche. Ich glaube, 15 oder 16 Kinder waren notwendig, die Eiche zu umfassen. Jetzt ist der Stamm schon tüchtig hohl. Wir gingen weiter zur ehemaligen Sommerresidenz Kaiser Wilhelms II., die jetzt zum



Blick auf Nogat u. Weichsel vom früheren Standort des Grenzsteines am Dreiländereck

Teil ein Hotel ist. In den erhaltenen Wirtschafts- und Stallgebäuden ist ein Zuchtgestüt mit über 100 Pferden. Ob es das verlorene Trakehnen werden soll? Für mich wieder sehr erfreulich, das große Storchennest auf dem Stalldach.

Unsere Fahrt ging weiter die landschaftlich wunderschöne Straße am Frischen Haff entlang nach Frauenburg. Als wir durch ein Tor auf den Vorhof zum Dom kamen, begrüßten uns die Störche mit Klappern und Flügelschlagen, die in ihrem Nest auf einem Nebengebäude standen. Für mich wieder Heimatklänge! - Dann besichtigten wir den prunkvollen Dom der Ermländer Bischöfe. Auch die Besteigung des Aussichtsturmes machte ich mit. War das ein herrlicher Blick! Haff, die Frische Nehrung. Wir meinten fast, die Samlandküste zu sehen. Und dann konnten wir von oben in das Storchennest schauen. Der Storch flog los und kreiste ganz nahe um unseren Turm. Wie schön!

Bis zur Weiterfahrt war noch etwas Zeit. Natürlich gingen wir in Richtung Haff und genossen auf der recht langen Mole dort den frischen Wind. Einen kurzen Halt machten wir auch am Kopernikus-Denkmal. An diesem Tag bekamen wir das Mittagessen unterwegs. Auf einem schön gelegenen Parkplatz gab es Würstchen und Kaffee am Bus, eine sehr praktische, zeitsparende Einrichtung. Wir kamen nicht zu spät in Marienburg an und hatten noch Zeit für einen letzten Spaziergang und Abschiednehmen auf einer Bank an der Nogat. Doch am Abend erlebten wir noch eine schöne Überraschung.

Um 19.30 Uhr sollten wir zum Abendessen nach „Art der Ritter“ in einem Rittersaal erscheinen. Am Eingang standen Frau Jadwiga und ein Herr aus unserer Gruppe in Ritterkleidung mit Schwert. Wir mußten uns hinknien und wurden zum Ritter geschlagen. Danach durften wir am langen Tisch (Hufeisenanordnung) Platz nehmen. An jedem Platz stand eine mittelgroße, braune Steingutschüssel, daneben lag ein Holzlöffel, aber auch eine Serviette. Beleuchtung nur Kerzen, aber auch „ritterliche Tafelmusik“. Junge Männer in Ritterkleidung bedienten uns. Es gab zuerst eine klare Brühe mit gutschmeckenden Fleischstücken drin. Doch wir hatten große Mühe, die Suppe mit dem recht flachen Löffel aus der tiefen Schüssel zu bekommen. So nah-

men wir notgedrungen die Schüssel in die Hand und tranken sie leer, natürlich mit viel Gelächter.

Inzwischen standen schon große Platten und Schüsseln mit Grütze, Sauerkohl, roten Rüben, Gurken, verschiedenen Fleischsorten, gebratenen Geflügelkeulen, gebratenen Zwiebeln, Äpfeln usw. auf unserer Rittertafel. Nur mit dem Holzlöffel war das Essen nicht zu bewältigen, wir mußten schon mit den Händen zufassen, besonders beim Fleisch. Nur gut, daß wir eine Serviette benutzen konnten. Ab und zu nahmen wir einen Schluck Wein aus dem Becher, der zum Mahl gehörte. Die Musik wurde flotter und wir vergnügt. Zur Unterhaltung haben wir, Frau Boldt und ich, dann noch ein lustiges Zwiegespräch vorgelesen. Frau Jadwiga hatte uns kurz vor diesem Abendessen dazu überredet. In unserem Hotelzimmer hatten wir nur knapp Zeit, uns dieses Gespräch einmal durchzulesen. Dabei gab es in unserem Zimmer natürlich viel Spaß, und wir haben herzlich gelacht.

Gemütlich und bei guter Stimmung ging dieses besondere Abendessen zu Ende. Worte des Dankes an die Hotelchefin und all ihre Mitarbeiter wurden gesprochen, und als wir am nächsten Morgen abfuhren, standen sie alle vor dem schönen Burghotel und winkten. Wir natürlich auch!

Unsere Fahrt ging weiter, nun in Richtung Masuren. Die Koffer wurden verladen, dann noch einmal gut und gemütlich gefrühstückt, und pünktlich um 9.00 Uhr haben wir Marienburg verlassen. Es war Sonntag, der 30.07.95, unser Tagesziel war Sensburg. Wir fuhren über Mohrunen nach Allenstein. Die Gegend hinter Marienburg habe ich mir ganz genau angesehen. Hier war meine Lehrwirtschaft, auf der ich den ersten Teil meiner Landwirtschaftslehre machte. Meine Bahnstation damals war Altfelde. Als bei der Weiterfahrt gesagt wurde: „Dort hinten ist der Kirchturm von Preußisch Holland“, wurde ich wieder sehr aufmerksam, denn Gut Marienhof im Kreis Pr. Holland war meine zweite Lehrstelle. Die Gegend kam mir recht bekannt vor, und ich bildete mir ein, von weitem das Gut erkannt zu haben.

Inzwischen hatte die Getreideernte begonnen, Mähdrescher waren im Einsatz. Die Felder sahen dort gut aus. Die Landschaft hat wieder sanfte Hügel, Wälder, Seen und ist sehr reizvoll. In Mohrunen machen wir Halt. Hier ist der Dichter Johann Gottfried Herder geboren (1744-1803). Wir nutzen die Pause und schauen uns das dortige Museum an, das sehr interessant ist. Mittagspause ist wieder im Wald, mit Verpflegung am Bus. Dann fahren wir weiter nach Allenstein. Wieder wird eine Pause eingelegt, wir schauen uns die Innenstadt an, wollen auch kurz in die Jakobikirche gehen, aber es ist Sonntag, und die Kirche ist voller gläubiger Menschen. Nur kurz stellen wir uns dazu. Über Bischofsburg, mit Kaffeepause in Sorquitten, kommen wir um 17.30 Uhr in Sensburg an. Das Hotel ist ein Flachbau, sehr groß, und liegt zwischen Wald und einem schönen, großen See. Hier werden wir zwei Nächte schlafen.

Zimmerverteilung, Kofferausladen, Duschen, Umziehen und dann wie immer ein sehr gutes Abendessen. Wir sind reichlich müde. Ich freue mich auf einen erholsamen Schlaf, doch daraus wurde nichts. Die Stadt feierte an dem Sonntag ein Fest. Bei der Durchfahrt sahen wir sehr viele junge Leute, Straßen und Marktplatz waren voll. Im Hotel wurde bis 1.30 Uhr getanzt, und mein Zimmer war in der Nähe des Tanzsaals. Alles hörte ich mit und sah auch noch das abschließende Feuerwerk. Danach habe ich dann aber doch gut geschlafen.

Als ich am 31.07.95 so gegen 7.00 Uhr aufwachte, war draußen im nahen Wald dicker Nebel. Wo war der Sonnenschein, an den wir uns schon so gewöhnt hatten? Doch nach dem Frühstück um 8.30 Uhr zur Abfahrt nach Nikolaiken hatten wir wieder herrliches Wetter. Nun waren wir im schönsten Masuren. Wälder, Seen, kleine



Reisegruppe am Sockel des Westpreußenkreuzes in Weißenberg

Orte, einzelne Häuschen, teilweise versteckt hinter sanften Hügeln und schützenden Baumgruppen. Wie schön doch dieses Land ist! Um 10.00 Uhr wartete ein Schiff auf uns, und wir waren auch pünktlich an der Anlegestelle. Schnell stiegen wir um, und die Schiffsfahrt, auf die ich mich schon so gefreut hatte, begann. Die frische Luft auf dem Wasser tat uns gut, und viel gab es zu beobachten. Am Ufer kleine Boote, Badestellen und Angler, die man überall am Wasser sieht, besonders zahlreich am Wochenende. Weiter draußen auf dem Spirdingsee waren viele Segelboote, aber die Wasserfläche ist so groß und weit, nichts wirkt beengt und überladen. Wir verließen den Spirdingsee wieder und fuhren weiter nach Rudczanny (Nieden).

Doch bevor wir dort ankamen, hatte Frau Boldt entdeckt, daß es auf dem Schiff auch Bärenfang gab. Na, den tranken wir natürlich, denn er gehört zu Ostpreußen. Angekommen in Rudczanny, stiegen wir wieder um in unseren Reisebus, der uns nach Krutinnen zum Mittagessen brachte. Krutinnen ist ein ganz kleiner Ort und liegt sehr versteckt zwischen Laubwald an dem Flüsschen Krutinna. In dem einzigen Restaurant bekamen wir das traditionelle Menü, bestehend aus: Brennesselsuppe, gebratenem Zander und gebratenen Maränen und als Nachspeise Mohnkuchen und Kaffee. Am Nachmittag erlebten die meisten von uns das Staken auf der Krutinna. Es war der absolute Höhepunkt des Tages und des Restes unserer Reise. Immer 3-4 Personen durften in einen Kahn steigen und wurden gestakt, ähnlich wie im Spreewald. Doch dieses Flüsschen hat glasklares Wasser, ist nicht tief, man kann den sandigen Flußgrund immer sehen, auch die silbrig blitzenden kleinen Fische. Am Rand sind Seerosen und Teichmummeln, blaue Libellen schweben über der Wasseroberfläche. An beiden Seiten stehen mächtige, alte Laubbäume, deren Baumkronen sich teilweise bis ins Wasser neigen. Alles einmalig schön!

Frau Christina, die „Chefin der Staker“, eine ostpreußische „Marjell“, lernten wir schon beim Mittagessen kennen. Sie ist sehr lebhaft, kann interessant erzählen und hat ihre „Truppe“ gut im Griff; ihre drei erwachsenen Kinder gehören auch dazu. Ich nehme an, für sie im Sommer ein zusätzlicher Verdienst.

Es war Nachmittag, wir stiegen wieder in unseren Reisebus und fuhren durch die Johannissburger Heide zurück nach Sensburg. Unterwegs machten wir noch mal Halt am Niedersee an einer schönen, einsamen Badestelle und kühlten uns dort wenigstens die Füße ab, spürten die Einsamkeit der Heide. Auch hier wenig Ortschaften: Wälder, Seen, einsame alte Holzhäuschen, aber an einigen schönen Stellen auch sehr gut angelegte, moderne, in die Landschaft passende Campingplätze.

Nach dem Abendessen haben wir, Frau Boldt und ich, noch ein paar Andenken gekauft, ließen den schönen Tag langsam ausklingen. In dieser Nacht war unser Schlaf ohne Störungen.

Wir haben den 01.08.95, unsere Rückfahrt beginnt. Nach Frühstück und Kofferverladen fahren wir um 9.00 Uhr aus Sensburg ab, über Ortelsburg nach Neidenburg. Dort machen wir Halt, steigen aus und gehen zur Burg. Die Bewegung tut gut. Das Wetter ist wieder schön, die Sonne wärmt. Doch lange halten wir uns nicht auf, fahren weiter und verlassen Ostpreußen.

Über Soldau, Lautenburg, Straßburg geht unsere Fahrt weiter bis zum nächsten Halt in Thorn. Aber auf der Fahrt zwischen Straßburg und besonders kurz vor Thorn habe ich mir die Gegend wieder recht genau angesehen. Östlich von Thorn, in der Nähe von Lubicz (Leibitsch) liegt mein Geburtsort Deutsch Rogau. Auf großen Feldern war man auch hier mit Mähreschern bei der Getreideernte. Die Bauernhöfe lagen verstreut und einsam, sicher mitten im eigenen Land. An einer Stelle wurde das Getreide noch mit dem Selbstbinder gemäht und dann in Hocken aufgestellt. Ein großes Feld daneben war fertig und voller Getreidehocken, schön in geraden Reihen aufgestellt. Eine echte Erinnerung an meine Kindheit. Dort, an einer anderen Stelle, war auch ein Mann mit einer Sense zu sehen.

Dann waren wir bald in Thorn und hielten auf einem großen Parkplatz an der Weichsel. Mächtig breit ist sie dort, aber mit einer großen Sandbank. Es war Mittagszeit, an unserem Reisebus gab es wieder heiße Würstchen und Kaffee, Bier, Wasser oder Saft. Anschließend gingen wir in die Stadt. In den großen, mächtigen Dom kamen wir nicht, weil er zugeschlossen war, aus Sicherheitsgründen. In den Straßen sah es gut aus, es herrschte reges Leben, viele Häuser und Geschäfte machten einen ordentlichen Eindruck. Wir kauften fast alle Thorer Katharinchen, eine Kostprobe für unsere Lieben daheim. Dann gingen wir noch bis zum Rathaus, bestaunten diesen schönen alten Bau und machten natürlich auch dort am Kopernikus-Denkmal halt, denn Kopernikus ist in Thorn geboren.

Inzwischen war es Zeit für die Weiterfahrt nach Bromberg. Als wir dort ankamen, war in der Stadt noch viel Betrieb. Sehr nobel waren wir in dem Hotel Pod Orlem (Zum Adler) untergebracht. Der Adler aus deutscher Zeit ist noch auf dem Hoteldach. Vor dem Abendessen hatten wir etwas Zeit für einen kleinen Stadtbummel. Gute Geschäfte hatten ein reichhaltiges Angebot, besonders geschmackvolle, schöne Damenbekleidung. Nur genügend Geld hat die polnische Bevölkerung nicht.

Nach dem Abendessen, das natürlich wieder sehr gut und reichlich war, gab es noch Abschiedsworte für Frau Jadwiga, die uns auf der ganzen Fahrt durch Polen mit vielen Erläuterungen zur Geschichte, zur Eigenart der Landschaft und zum Leben der Menschen begleitet hat. Dafür bekam sie einen herzlichen Dank von uns.

Am 2.08.95 war Frühaufstehen angesagt. Noch vor dem Frühstück wurden die Koffer verladen, um 7.00 Uhr fuhren wir aus Bromberg ab. Die Reise ging mit langen Schritten dem Ende entgegen. Auf einem Rastplatz, noch in Polen, wurde Halt gemacht. Kurze Erholung, und nach zügiger Weiterfahrt waren wir um 12.00 Uhr am Grenzübergang Frankfurt/Oder. Ohne lange Wartezeit konnten wir weiterfahren, waren bald auf dem Berliner Ring und um 13.30 Uhr, wieder zur Mittagspause - wie auf



Blick auf Kalwe mit der Katholischen Dorfkirche - Feldsteinbau, 1403 geweiht

der Hinfahrt - in Michendorf. Mein Wunsch war es, in der Nähe von Magdeburg aussteigen zu dürfen. So redete ich mit Herrn Targan und Herrn Nadolny, der an der Ausfahrt Magdeburg halten wollte. Das fand ich sehr gut, von dort würde ich schon irgendwie, auch per Taxi, zum Bahnhof kommen. Dieses letzte Stück der Fahrt verging sehr schnell. Dank, Grüße, Wünsche, Wiedersehen wurden ausgetauscht, und dann nahm ich auch schon meine Tasche, bereit zum Aussteigen. Der Reisebus fuhr langsam in die Kurve und hielt noch nicht ganz, als Herr Targan zu mir sagte. „Sehen Sie, dort steht Ihr Taxi.“ Na, das war eine Überraschung! Mir fehlten die Worte. Ich stieg aus, mit mir Herr Targan und Frau Boldt. Herr Nadolny holte meinen Koffer aus dem Reisebus, der Taxifahrer half. Schneller, herzlicher Abschied, es wurde tüchtig gewinkt, und schon fuhr der Reisebus wieder los.

Der nette junge Mann, neben dem ich nun im Taxi saß, war mit mir schnell in Magdeburg am Hauptbahnhof. Dort erreichte ich einen Zug Richtung Thale und war früher zu Hause, als meine Lieben mich erwartet hatten. Freudige Begrüßung!

Nun bin ich wieder hier, bei meiner Familie, in der landschaftlich schönen Harzgegend, die mir inzwischen auch längst zur Heimat geworden ist.

Brigitta Keckert

geb. Unrau

Neinstedt, Krs. Quedlinburg

(früher Schulzenweide und Weißenberg, Kreis Stuhm)

Spurensuche

von Astrid Gloria Kampfer, geb. Findeisen, Klein Watkowitz

1944 in Elbing geboren und anschließend in Oldenburg aufgewachsen, habe ich mich lange wenig für die Herkunft meiner Familie interessiert. Ich trug einen neuen Familiennamen und war mit der Gestaltung meiner eigenen Zukunft beschäftigt. Doch mit zunehmendem Alter wurde die Frage nach dem „Wohin?“ schwächer, und die Frage nach dem „Woher?“ trat langsam in den Vordergrund.

Also fing ich an, Erkundigungen einzuziehen, und langsam ergaben die gesammelten Informationen ein Familienschicksal, wie es wohl leider viele Familien Ost- und Westpreußens in ähnlicher Form erlebt haben dürften.

Mein 1854 geborener Großvater Karl Paul Findeisen hatte 1880 das Gut Klein Watkowitz im Kreis Stuhm erworben und war von 1907 bis 1914 Vorsitzender des „Vereins von Landwirten in Stuhm und Umgebung“.

Klein Watkowitz war seit 1797 von der Familie von Klinggräf bewirtschaftet worden und besaß ebenso wie Paleschken einen ausgedehnten Park mit vielen botanischen Seltenheiten und speziellen Heizungsrichtungen für wärmeliebende Pflanzen. Beide Parks waren von den in Klein Watkowitz geborenen Brüdern Hugo und Karl Meyer von Klinggräf geschaffen worden, die landesweit botanische Studien betrieben und fast 50 Jahre lang wichtige Werke zur Flora der Provinz Preußen herausgaben.

Im Alter von immerhin 65 Jahren heiratete mein Großvater - wahrscheinlich in zweiter Ehe - die vom Nachbargut Luisenwalde stammende, 34 Jahre jüngere Helene Ortmann. Er starb wenige Monate nach seiner Hochzeit und wurde im Park bestattet. Aus der kurzen Verbindung ist ein Kind hervorgegangen: mein Vater Karl Friedrich Findeisen, geboren 1920. Bis zur Flucht wurde das Gut nun von meiner Großmutter bewirtschaftet.

Mein Vater verbrachte seine Kindheit auf dem elterlichen Gutshof und besuchte dann das Gymnasium in Riesenburg, wo er bei der Familie des Oberstudienrats Riemer in Pension war. Bei Kriegsbeginn fand sich mein Vater in der Luftwaffe wieder. 1943 heiratete er die aus dem Sudetenland stammende Nora Storm, und im Frühjahr 1944 wurde ich in Elbing geboren. Ich kann mich an meinen Vater nicht erinnern, denn nur wenige Wochen nach meiner Geburt kehrte er von einem Aufklärungsflug in Rumänien nicht zurück und ist seitdem verschollen.

Als im Winter 44/45 die russischen Armeen in Ostpreußen eindringen, floh meine Mutter mit mir zu ihren Eltern ins Sudetenland.

In Klein Watkowitz wurde ein Treck zusammengestellt, der unter der Leitung des Gutsverwalters Steinwender gleichfalls noch rechtzeitig losfahren und den Raum Bremen erreichen konnte.

Meiner Großmutter jedoch war es gelungen, zusammen mit ihrer Wirtschafterin Anna Wilitzki/Weik einen Platz auf einem Schiff nach Rügen zu erhalten. Gleich nach ihrer Ankunft in Saßnitz wurde die Stadt am 6. März allerdings von einem alliierten Bombenverband angegriffen. Meine Großmutter wurde so schwer verletzt, daß sie wenige Tage später im Krankenhaus Bergen starb und mit vielen anderen umgekommenen Flüchtlingen in einem Massengrab bestattet wurde. Über den Verbleib der Wirtschafterin ist mir bisher nichts bekannt.

Bald nach Kriegsende wurde die Familie meiner Mutter aus dem Sudetenland vertrieben und suchte Zuflucht in der angrenzenden DDR.

Wir wohnten zunächst gemeinsam in Halle/Saale, bis meine Mutter einen Mann kennenlernte, mit dem sie in den Westen, nach Oldenburg, ging.

Ich blieb einige Jahre in der Obhut meiner Großmutter zurück, bis ich schließlich von meiner Mutter gleichfalls nach Oldenburg geholt wurde.

Inzwischen bin ich verheiratet und habe selbst drei erwachsene Kinder. Der Gedanke, daß mein Vater nur das Alter erreicht hat, das meine eigenen Kinder jetzt haben und daß meine Großmutter in meinem Alter auf der Flucht getötet wurde, ist für mich beklemmend. Zugleich wird mir bewußt, wie dankbar wir für den nun schon über fünfzig Jahre dauernden Frieden sein müssen.

Vor zwei Jahren, 1994, wollte ich endlich sehen, wo ich hergekommen bin. Mit meinem Mann quartierte ich mich bei einer sehr netten Deutschlehrerin in Marienwerder ein.



Gutshaus Klein Watkowitz 1994

Zunächst fuhren wir nach Klein Watkowitz - und waren sehr enttäuscht über den Zustand des Gutes. Der größte Teil der Wirtschaftsanlagen, Scheunen und Ställe, wird heute von einer LPG benutzt. Von dem ehemals repräsentativen Gutshaus jedoch stehen nur noch die Außenmauern und ein kleiner Turm. Alles andere ist zusammengebrochen und bildet ein wirres Durcheinander von Balken, Steinen und Schutt, in dem bereits mehrere Meter hohe Bäume wachsen.

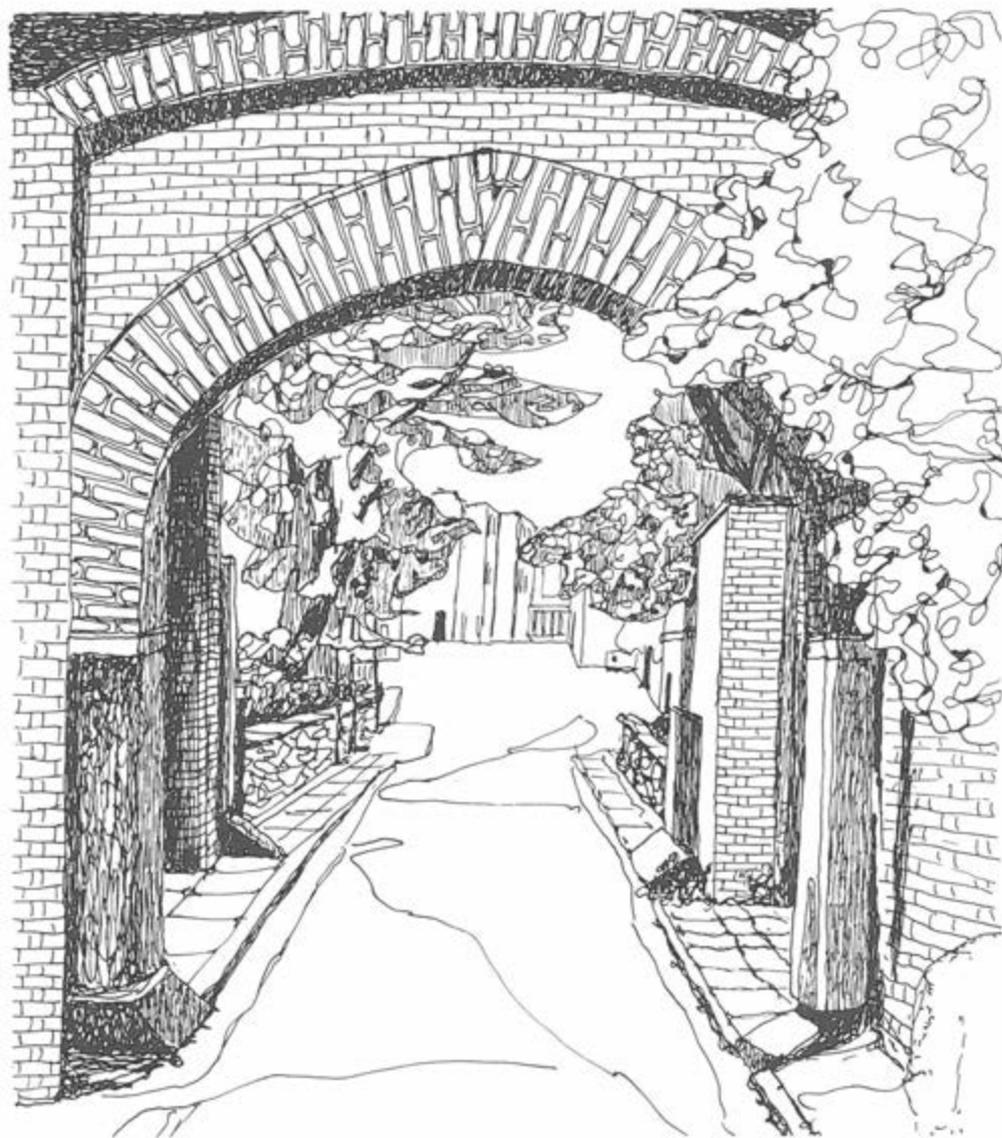
Der Park ist völlig verwildert, das Grab meines Großvaters aufgebrochen, die Gewächshäuser und Heizungsanlagen sind nur noch als Ruinen erkennbar, und einige Teile des Parks werden als wilde Müllkippe benutzt.

Im Nachbargut Luisenwalde, von dem meine Großmutter stammt, waren die Eindrücke nicht weniger deprimierend. Auch dieses Gut wird von einer LPG benutzt und ist in einem wenig gepflegten Zustand. Das Gutshaus selbst ist abgebrannt. Der kleine Friedhof neben dem Gut ist völlig verwildert und mit Büschen und Bäumen zugewachsen. Die Grabsteine und Grabeinfassungen sind verschwunden, die Gräber selbst nur noch als halb zugeschüttete Löcher erkennbar.

Auch auf anderen Friedhöfen machten wir die Feststellung, daß alle deutschen Grabsteine entfernt und die Gräber eingeebnet worden sind. - Wer hätte sie auch pflegen sollen?

Am letzten Tag unserer Reise beschlossen wir, die verrostete Wetterfahne vom Turm meines Vaterhauses zu holen und mit nach Haus zu nehmen. Als wir jedoch vor der Ruine ankamen, stand dort ein Mercedes, dem gerade ein junges polnisches Pärchen entstieg. Der junge Mann war Restaurateur und hatte längere Zeit in der Schweiz gearbeitet. Die junge Frau war Germanistikstudentin und in Elbing geboren - wie ich! Beide berichteten, sie hätten die Ruine vom polnischen Staat gekauft, um sie wieder aufzubauen. Mein Vaterhaus war also verkauft worden. Sollte ich darüber weinen oder lachen?

Ich beschloß, mich zu freuen, daß das Haus wieder aufgebaut wird und ließ deshalb auch die Wetterfahne dort, wo sie hingehört.



Schloßtor, alte Burganlage
Stuhm, Blick zum Markt

Gisela Brandes
Federzeichnung 1992

Würdigung eines aktiven Westpreußen

Bundesverdienstkreuz am Bande für Hans-Joachim Gabriel aus Iggeln

Der 1921 in Iggeln bei Kalwe, Kreis Stuhm, geborene Hans-Joachim Gabriel, der heute als Landschaftsgestalter im Ruhestand in Ostbevern bei Münster lebt, kam als 70-jähriger zu dem Schluß, daß es nicht genüge, vom bedrohten Frieden und der gefährdeten Umwelt nur zu reden und beschloß zu handeln. Anfang 1991 wandte er sich schriftlich an die Botschaften der in Bonn vertretenen europäischen Länder und informierte sie über seinen Plan, in jedem europäischen Land kostenlos einen Hektar Wald zu pflanzen. Er bat jeweils darum, ihm für die Bepflanzung geeignetes Gelände zuzuweisen und ihm die für die Region typischen Baumsetzlinge zu stellen. Für An- und Rückreise, Unterkunft und Verpflegung werde er selbst sorgen.

Die angeschriebenen Staaten reagierten erfreulich schnell und positiv: Schon im März konnte Herr Gabriel mit den ersten Pflanzaktionen beginnen und zwar in England, Irland, Belgien, Luxemburg und der Schweiz. Im Herbst 1991 führte ihn eine zweite Reise zu Pflanzeinsätzen in Slowenien, Bulgarien, der Türkei, in Griechenland und auf Zypern.

1992 pflanzte Landsmann Gabriel in Dänemark, Norwegen und Schweden, 1993 in Finnland, 1994 in Litauen, Lettland, Estland und bei Gumbinnen im nördlichen Ostpreußen, 1995 in Polen, Weißrußland und Rußland.

Mit seinem VW-Bus als rollender Wohnung und mit seinen Arbeitsgeräten startete H.-J. Gabriel zu den Einsatzländern. Auf der ersten Fahrt im Frühjahr 1991 begleitete ihn Michael Ohl als Helfer.

Sein uneigennütziger Einsatz für die Völkerverständigung und Umwelt trug Landsmann Gabriel, der noch als Senior Polnisch und Russisch gelernt hatte, um in Osteuropa weniger auf Dolmetscher angewiesen zu sein, viele herzliche Dankschreiben ein, vor allem aber viele interessante Erlebnisse und erfreuliche Begegnungen mit Menschen der bereisten Länder. Der Bundespräsident würdigte Landsmann Gabriels Verdienste mit der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes am Bande. Ehe der örtliche Landrat Franz-Josef Harbaum den Orden an Hans-Joachim Gabriel überreichte, wies er in seiner Laudatio u. a. darauf hin, daß Herr Gabriel dazu beigetragen habe, das Bild Deutschlands im Ausland positiver zu gestalten.

Obleich Hans-Joachim Gabriel bereits in 21 Ländern Bäume gepflanzt hat, will er weitermachen. Zwar mußten die ursprünglich für 1996 geplanten Baumpflanzaktionen in der Ukraine, in Moldawien und Rumänien verschoben werden, doch hat Gabriel im Herbst 1996 eine Fläche in den italienischen Abruzzen bepflanzen und in San Marino, in der Vatikanstadt und in Liechtenstein je einen Baum setzen können.

Nicht unerwähnt bleiben soll:

Seit Jahren unterstützt Hans-Joachim Gabriel aus Iggeln bei Kalwe den Erhalt der schönen alten Kirche aus der Ordenszeit in Kalwe: Erneuerung der Beleuchtung und der alten Heiligenfiguren sowie des Friedhofzaunes, Ausbesserung der Außenmauern und des Zufahrtweges.

Nach Verlust des Hofes in Iggeln ist die Tauf- und Erstkommunikationskirche das einzige nicht enteignete Stück Heimat, das Herr Gabriel jetzt wieder mit Freude und Andacht besuchen kann.



Nach der Ordensverleihung am 11.3.1996 mit Landrat Franz-Josef Harbaum und seiner Schwester Eva-Maria Wegener

EINE DANKSCHRIFT AUS ESTLAND

Diese Dankschrift ist hr. Hans-Joachim Gabriel dazu herausgegeben, dass er in Estland 3800 Fichtepflanze gepflanzt hat. Die Pflanzung hat im Forstamt Eidapere auf einer Kahlschlagfläche 1,1ha stattgefunden. Diese Arbeit hat er mit seinem jungen Freunden Aivo Rahuoja gemacht, mit dem hr. Gabriel in Eidapere bekannt wurde. Die Aktion dauerte von 25. bis 29. April und hat grosse Interesse im Estland gefunden. Hr. Hans-Joachim Gabriel gab Interview für estnische Rundfunk, ihnen hat hr. Veljo Kütt, der stellvertretende der Generalsekretär des staatlichen Forstamt in Tallinn ist, eingeladen usw.

Alle estnische Forstleute danken hr. Hans-Joachim Gabriel von ihre schöne Planzungaktion, die das Estland schönsten gemacht hat und sich die Achtung dem Deutschland erworben hat.

03.05. im Jahre 1994. in Eidapere.



Forster

Aivo Raudsaar



In Eidepere in Estland April 1994 mit Jungförster „Aivo“



In Veni Pils Anfang Mai 1994 in Lettland.
H.J. Gabriel mit der Försterfrau Martha und deren Sohn „Ben“.

Kriegskunst der alten Preußen

Aus: Heimatkalender des Kreises Stuhm 1932

Jahrhunderte lang hatten die Preußen in einem beneidenswerten Zustande der Einfachheit und Harmlosigkeit zugebracht. Immer nur beschäftigt mit dem Anbau des Ackers, mit der Pflege ihrer Herden und mit dem friedlichen Betriebe ihres Handels, lernten sie den Krieg erst kennen, als die Verteidigung ihres Landes gegen die Nachbarvölker ihn notwendig machte. Erst von dieser Zeit an mag von einer Kriegskunst und einer Kriegsverfassung der alten Preußen gesprochen werden.

In der ältesten Sagenzeit erscheint Widewut als kriegerisches Oberhaupt der Preußen. Mit dem Untergang dieses obersten Einen-Heerhauptes warfen sich die Kriegsobersten der Landschaften als Reiks ihrer bisherigen Wehrgebiete zu Fürsten und Landesherrn auf; sie wurden allmählich freie Gebieter, und es blieb nun ihre Sorge, ihr Gebiet gegen äußere Angriffe sicher zu stellen und zu verteidigen.

Diese Reiks traten also zur Zeit des Krieges an die Spitze der wehrhaften Mannschaft ihrer Gebiete und erhielten darum den Namen Hauptmann oder Führer. Zuweilen soll auch eine Wahl der Kriegsführer stattgehabt haben, hauptsächlich vielleicht dann, wenn mehrere Landschaften ihre einzelnen Heerhaufen zu einem großen Heere vereinigen und also einen gemeinsamen Oberanführer erwählen mußten. In späteren Zeiten fiel diese Wahl zuweilen auf einen ausländischen Fürsten, wie dies z. B. mit Herzog Suantepolk von Pommern und dem Fürsten Witzlaf III. von Rügen geschah. Sobald der Kriegsoberste oder Reiks an der Spitze seines Heeres stand, hatte er in allem, was den Krieg betraf, vollkommene Gewalt, und es scheint, daß selbst der Kriwe ihn darin nicht beschränken konnte.

Einzelne Abteilungen des Heeres standen unter dem Befehl der Edlen, ja, diese sammelten oft freiwillig einen Heerhaufen und zogen auf ihre eigene Hand gegen den gemeinschaftlichen Feind, um ihn durch den Krieg zu ermüden und zu vernichten oder ihm die Hilfsmittel abzuschneiden. Das ganze Talent eines solchen Anführers bestand in seiner Kühnheit, Tapferkeit, List und Ausdauer; von einer eigentlichen Kriegskunst konnte nicht die Rede sein.

Das Kriegsvolk selbst bestand zur Zeit der allgemeinen Not aus der gesamten wehrhaften Mannschaft der einzelnen Landschaften. Ließ nun der Reiks einer Landschaft den Kriegsruf erschallen, so mußte jeder Wehrhafte an einem bestimmten Tage und an einem bestimmten Orte erscheinen. Davon übrigens, daß die sämtliche waffenfähige Mannschaft des ganzen Preußenlandes zu einem Heere zusammengetreten wäre, findet sich kein Beispiel: im Gegenteil lag der Kampf immer nur denjenigen Landschaften ob, die zunächst bedroht oder bei dem Unternehmen interessiert waren; ein Umstand, der die Unterdrückung der Preußen sehr erleichterte.

Das Fußvolk bildete den eigentlichen Kern des Heeres; man bediente sich seiner vorzüglich bei Belagerungen und zum festen und stetigen Kampfe. Die Reiterei diente zu schnellen Streifzügen, zur Plünderung und zu plötzlichen Überfällen. Die Waffen bestanden in den ältesten Zeiten bloß aus Keulen, deren Wirkungen man dadurch verstärkte, daß man sie an dem anderen Ende mit Blei füllte. Jeder Streiter hatte eine lange Streitkeule und trug außerdem in seinem Gürtel sechs bis acht und mehrere kleinere Wurfkeulen; im Gebrauch dieser Keule wurde der Jüngling frühzeitig geübt. War die Wurfkeule geworfen, so griff der Streiter zur Steinschleuder, zu seinen spitzgeschärften Wurfsteinen oder er ging mit steinernen Streithämmern und mit Streitäxten von Eisen oder Stein zum Handgemenge. Auch Wurfspieße waren den Preußen schon früh bekannt; die übrigen Waffenarten lernten sie erst im Kriege

mit den Polen kennen. Gegen diese bedienten sie sich auch schon vergifteter Wurfgeschosse. Schilde und Lanzen bürgerten sich erst später ein; der letzteren bedienten sie sich namentlich in den Kriegen mit dem deutschen Orden gegen die feindliche Reiterei.

Ein großes Kriegspanier soll das Heer zum Kampfe begleitet haben; es bestand aus einem weißen Tuche an einem Speere mit den Bildern der drei Hauptgötter in blauer Farbe oder auch aus dem Bilde eines von zwei Rossen gehaltenen Schildes, auf welchem das Brustbild eines Menschen mit einem Bärenkopfe und geöffnetem Rachen und eine Inschrift zu sehen war. Noch ein anderes Panier soll aus einem in zwei Hälften getheilten Schilde bestanden haben, auf welchem zwei Kronen, die obere gerade aufrecht mit blauer Farbe in gelbem Felde, die untere ihr entgegengekehrt mit gelber Farbe in blauem Felde, mithin in solcher Stellung zu sehen waren, daß die Öffnungen derselben einander gegenüber standen.

Langte das Heer in der Nähe des Feindes an und dieser begann den Kampf, so hielt es denselben mit großer Standhaftigkeit aus und focht die Schlacht selbst dann tapfer durch, wenn sie sich sichtbar nachtheilig gestaltete. Drang der Feind zu mächtig und zu stürmend an, so ergriffen die Preußen auch wohl die Flucht, denn dies galt nicht für schimpflich, sobald man das Leben für fernere Kämpfe retten wollte. Die offene Feldschlacht möglichst vermeidend, bestand ihre eigentliche Stärke im Überfall und im Auflauern in Morästen und dichten Wäldern; in dieser Weise machten sie nicht selten die Kriegszüge bedeutender polnischer Heere und deren günstige Stellungen völlig nutzlos. Wenn daher die Preußen mit Erfolg bekämpft werden sollten, so mußte man mit den Eigentümlichkeiten ihrer Kriegsgattung bekannt sein; der Unerfahrene wurde leicht durch verstellte Flucht von ihnen getäuscht, dann aus einem Hinterhalt überfallen und vernichtet.

Das Land der Preußen war durch allerlei Burgen befestigt, die sie ebenso geschickt anzulegen als beharrlich zu verteidigen wußten. Gewöhnlich erbauten sie solche an den Grenzen auf natürlichen oder künstlich angelegten Anhöhen oder an Flüssen, Seen und Morästen, so daß die Beschaffenheit des Orts an sich Schutz gewährte und die Verteidigung erleichterte. Diese Burgen, durch Wälle und Gräben umschlossen, oft von mehreren Seiten mit Wasser umgeben, zuweilen an großen Waldungen liegend und für friedliche Zeiten auch zur Bewohnung eingerichtet, waren meist nur von Holz und die Wälle mit Palisaden versehen; ein Umstand, der es erklärt, daß sie eben so schnell aufgebaut als niedergebrannt werden konnten. Der Zugang fand nur von einer Seite her statt. Nächste dem gab es im Lande auch Verschanzungen von Wällen und Gräben, in welche die Kriegsmannschaft bei starkem Andrang des Feindes sich zurückzog und verteidigte und zugleich das Vordringen desselben behinderte. Größere Landstrecken, namentlich Waldungen, suchte man dadurch zu verteidigen, daß man sie durch starke Verhaue bewehrte, hinter denen sich die Kriegsmannschaft zum Gegenkampf aufstellte.

Wollten die Preußen eine feindliche Burg belagern, so umzingelten sie dieselbe in großen Massen, so daß den Belagerten jeder Ausgang unmöglich gemacht wurde, und stellten Belagerungsmaschinen auf.

Dabei errichteten sie starke Schanzen für den Fall, daß die Belagerten Ausfälle unternahmen sollten. Waren die Belagerer auf diese Weise persönlich gesichert, so wurde die Bestürmung der Burg mit großer Hitze begonnen und mit großer Ausdauer fortgesetzt.

Kehrte das Heer der Preußen siegreich aus der Schlacht zurück, so wurde die dem Feinde abgenommene Beute in drei Teile geteilt. Der erste und beste Teil fiel als Dankopfer den Göttern zu; den zweiten Teil erhielten die Kriwe und seine Priester und der dritte Teil verblieb den Kriegern und Überwindern.

Das weiße Pferd

Aus „Westpreußischer Sagenschatz“, von Paul Behrend - 1906 -

Zu Weißenberg am rechten Weichselufer, unweit der Teilung der Weichsel in Weichsel und Nogat, wohnte vor langen, langen Jahren ein edler Preuße, mit Namen Drogo, der es treu mit dem Deutschen Orden hielt, obwohl er Heide war. Nach der Gewohnheit seines Volkes wollte er weder ein weißes Pferd reiten, noch ein solches auf seinem Grund und Boden leiden. Die heidnischen Preußen pflegten nämlich die weißen Pferde ihren Göttern zu opfern. Wenn sie dies nicht taten, so töteten sie wenigstens die Pferde.

Der Ordensbruder Dietrich, der Vogt von Samland, wollte ihm dies ausreden und kam deshalb auf einem weißen Pferde zu ihm geritten. Drogo schwieg dazu, obgleich es ihm nicht gefiel. Am anderen Morgen fand man jedoch das weiße Pferd tot vor. Drogo schenkte dem Vogt sofort ein anderes Pferd und bat ihn, wenn er wieder zu ihm käme, kein weißes Pferd mitzubringen; denn seine allmächtigen Götter wollten es nicht leiden. Als der Vogt dennoch auch das zweite Mal auf einem weißen Pferde ankam, geschah es ihm wie vorher. Er kam noch ein drittes Mal, ließ aber jetzt das weiße Pferd über Nacht gesattelt stehen und ein Kruzifix am Sattel desselben hängen. Am anderen Tage war das Pferd frisch und gesund. Nun wunderte sich Drogo sehr, daß seine allmächtigen Götter das Pferd nicht hätten umbringen können. Der Vogt belehrte ihn, daß er einen weit stärkeren Gott habe. Zwar habe nur sein Bild am Pferde gehangen, doch hätten die heidnischen Götter ihm nichts anhaben können. Diesen Gott wollte Drogo auch gern kennen lernen. Der Vogt sandte ihm daher einen Mann, der ihn im Christenglauben unterwies. So wurde Drogo ein Christ.

Gastfreundschaft der alten Preußen

Aus: Heimatkalender des Kreises Stuhm 1932

Die alten Preußen waren ursprünglich ein friedliebendes, mit allen jenen Tugenden ausgestattetes Volk, die dem patriarchalischen Zeitalter eigen sind. So besaßen sie denn auch die Tugend der Gastfreundschaft und übten sie in ausgezeichneter Weise. Ihre Bereitwilligkeit zur Hilfeleistung gegen Unglückliche, besonders auf der See, hatte ihnen im Auslande einen guten Ruf verschafft, und man rühmte sie als menschenfreundlich und mildtätig.

Die Preußen betrachteten den Fremdling, der ihre Hütte betrat, als ein von den Göttern ihnen zugesandtes Glück. Konnte er bei dem Eintritt in das Haus den Namen des Wirts nennen, so stand ihm alles zu Gebot, was das Haus enthielt und er blieb so lange, als es ihm gefiel. Den Gast gegen jede Gewalt und Gefahr zu schützen,

war die heiligste Pflicht; eine Beleidigung des Gastfreundes im Hause ward mit dem Tode bestraft. Denn sie galt für eine Verschmähung des Geschenks der Götter. Der Sitte gemäß mußte man beim Trinkgelage sich gegenseitig zum Genuß von gleichen Getränke-Portionen verpflichten. Kam nun ein Gast ins Haus, so überreichte ihm jeder Hausgenosse ein gewisses Maß von Getränken unter der Anmutung, daß, wenn er getrunken habe, der Gast dasselbe Maß entgegentreinke. Nun erst war der Gast geziemend bewirtet und die erste Pflicht der Gastfreundschaft erfüllt.

Unter den Preußen gab es keine Bettler. Trägheit und Arbeitsscheu waren unbekannte Laster; wer aber müde war vor Alter, der durfte ruhen und wurde, wenn er dessen bedurfte, von Haus zu Hause gepflegt und gespeist. Frei durfte er in jedes Haus einkehren und empfing zur Sättigung, was man hatte. Daher fand auch nur selten ein Diebstahl statt, und wenn Speisen oder Getränke heimlich oder mit Gewalt entwendet wurden, so entschuldigte man dies leicht mit dem Vorwande der Gastfreundschaft.

Der getreue Syrene auf Christburg

Aus „Westpreußischer Sagenschatz“, von Paul Behrend - 1906 -

Westlich von den geneigten Ebenen des Oberländischen Kanals liegt an der bis dahin schiffbaren Sorge das Städtchen Christburg. Es ist 1266 vom Landmeister Heinrich Wida gegründet worden. Hart am Ufer des Sorgeflüßchens erhebt sich der hohe Schloßberg, auf dem einst die feste Ordensburg stand. Damals wohnte auf der Christburg der Ordenstrappier oder Kleidermeister, der für die Bekleidung der Ordensritter zu sorgen hatte.

In Christburg befanden sich daher Spinnereien, Webereien und die nötigen Walkmühlen zur Herstellung des Tuches für Mitglieder des Ordens.

Bald nach der Gründung Christburgs unternahmen die Bartner unter Anführung ihres Fürsten Diwan und die Pogesanier unter ihrem Hauptmann Linko einen Raubzug in das Culmerland. Mit List wußten die Heiden die Macht des Ordens zu teilen. Während Konrad von Thierberg, der Komtur von Christburg, sie mit einem großen Ordensheer verfolgte, schickten sich die heidnischen Preußen eben an, die Ordensburg Trappeinen zu stürmen. Beim Nahen des Ordensheeres ergriffen die Belagerer eiligst die Flucht. Die Ordensritter zogen nach dem Entsatze von Trappeinen an den Sorgefluß, schlugen hier bei dem Dorfe Poganse ihr Lager auf und überließen sich sorglos der Ruhe. Dies hatten die verjagten Preußen bald in Erfahrung gebracht, sammelten sich bei Marienwerder, überschritten bei Nacht den Sorgefluß und überfielen das Ordensheer im Schlafe. Zwölf Ordensritter und fünfhundert Reisige blieben auf dem Kampfplatze.

Nach Christburg war in dieser Zeit ein tapferer Preuße, mit Namen Syrene, gekommen und hatte den zurückgebliebenen Ordensrittern seine Dienste angeboten. Er war ein treuer Christ geworden und hatte sich nicht an dem allgemeinen Aufstande seiner Landsleute beteiligt. Die Ordensritter trauten ihm jedoch nicht recht, sondern hielten ihn für einen Spion. Um vor einem etwaigen Verrat durch ihn gesichert zu sein, sperrten sie ihn bei elender Kost in den Schloßturm ein.

Die Besetzung von Christburg hatte von der großen Niederlage ihrer Brüder am Sorgefluß noch keine Ahnung, glaubte vielmehr das Ordensheer siegreich in der Verfolgung des Feindes begriffen. Weil nach ihrer Meinung vom Feinde nun nichts

mehr zu befürchten war, hatte sie es nicht einmal für nötig befunden, die Zugbrücke aufzuziehen.

Unterdessen hatten sich die siegreichen Preußen herangeschlichen, sahen zu ihrem größten Erstaunen die Zugbrücke niedergelassen und waren bereits bis in die Vorburg eingedrungen. Dies war dem wachsamem Syrene hinter dem kleinen Gitterfenster seines Gefängnisses nicht entgangen. Er sah die schleichenden Gestalten näher kommen und ahnte sogleich, was im Werke sei. Mit fast übermenschlicher Anstrengung sprengte er die Tür seines Kerkers, ergriff eine dort liegende Keule und stürzte sich seinen eindringenden Landsleuten entgegen. Syrene, ein Mann von ungewöhnlichen Körperkräften, ließ die schwere Keule um seinen Kopf schwirren und streckte einen Feind nach dem anderen zu Boden. Es gelang ihm schließlich, die zahlreichen Feinde bis über die schmale Brücke zurückzudrängen.

Von dem heftigen Kampfplärm waren inzwischen auch die Ritter erwacht und eilten herbei. Sie sahen, wie Syrene bis über die Brücke vorgedrungen war und die Feinde weiter zurücktrieb. Statt ihm nun aber zu Hilfe zu eilen, zogen sie feiger Weise die Zugbrücke hinter ihm in die Höhe und überließen den heldenmütigen Retter der wilden Feindeshorde. Die Geistesgegenwart verließ den tapferen Syrene jedoch keinen Augenblick. Lebendig wollte er seinen Feinden nicht in die Hände fallen. Noch einmal verschaffte er sich mit der wuchtigen Keule Luft, obwohl ihn bereits die ergrimten Feinde hart bedrängten, sprang plötzlich in den tiefen Graben hinab und schwamm hinüber. Von zahllosen Pfeilen umschwirrt, klomm er mit unsäglicher Mühe am Bollwerk und dann an den Ketten der aufgezogenen Zugbrücke in die Höhe und gelangte glücklich wieder in die Burg. Was für ein Lohn ihm für diese heldenmütige Tat geworden ist, wissen wir nicht.

Die Besatzung der Burg war selbst so sorglos gewesen, sich nicht genügend mit Lebensmitteln zu versehen. Da die belagernden Preußen jede Zufuhr von Lebensmitteln abschnitten, wären die eingeschlossenen Burgbewohner zweifellos Hungers gestorben. Aber Samile, ein pomesanischer Edelmann, der es heimlich mit den Ordensrittern, öffentlich jedoch mit seinen Landsleuten hielt, wußte es dahin zu bringen, daß die Burgbewohner dennoch die erforderlichen Nahrungsmittel bekamen. Als die tief erbitterten Preußen dies erfuhren, gossen sie dem gefangenen Samile kochendes Wasser in den Mund, brien ihn dann am hellen Feuer und schickten den tödlich Verletzten auf die belagerte Burg. Schließlich mußten die Preußen die Belagerung der Burg doch aufgeben und abziehen.

Die großen Taten der Menschen sind nicht die,
welche lärmern. Das Große geschieht so schlicht,
wie das Rieseln des Wassers, das Fließen der
Luft, Das Wachsen des Getreides.

Adalbert Stifter

Eine westpreußische Lebensgeschichte

Lebenserinnerungen von Wilhelm Fischer, geb. 12. März 1882, gest. 18. März 1973 von 1922 bis zur Flucht 1945 Besitzer von:
Gasthaus Wilhelm Fischer in Dietrichsdorf, Krs. Stuhm/Westpr.
Niedergeschrieben im Alter von 89 Jahren.
Eingesandt von Enkelsohn Klaus Blank

Mein Elternhaus

Meine Eltern wohnten in Gr. Kruschin, Krs. Strasburg/Wpr. Mein Vater hieß Eduard, geboren am 17. November 1856 in Rehhof Krs. Strasburg, Wpr., verstorben im Oktober 1943 in Elbing, beerdigt auf dem evgl. Friedhof in Rehhof. Mein Vater verlebte seine jungen Jahre in Rehhof, wurde 1875 Soldat und diente 2 Jahre beim 2. Garde-Grenadier-Regiment, Kaiser Franz, 5. Komp. In Berlin. Nach seiner Entlassung meldete er sich zum Postdienst und tat bei der Postagentur in Gr. Kruschin seinen Dienst.

Hier in Gr. Kruschin lernte er die Tochter des Bauern Johann Riewe und seiner Ehefrau Helene geb. Rummert kennen, die den Namen Auguste führte, und verheiratete sich im Jahre 1881 mit ihr.

Täglich mußte er in seinem Bezirk annähernd 30 km zurücklegen, und dieses im Winter bei Sturm und Unwetter einige Jahre. Dann ließ er sich zum Stadtdienst nach dem Städtchen Kulmsee Krs. Thorn versetzen. Hier erkrankte er und wurde im Krankenhaus Kulmsee von Dr. Fuchs am Leistenbruch operiert. Nach seiner Gesundung wohnte er noch 3 Jahre in Kulmsee. Er wurde dann nach Thorn Postamt III Bromberger Vorstadt versetzt und tat dort seinen Dienst bis zu seiner Pensionierung 1896. Danach wurde er Landwirt (Bauer) und kaufte den Bauernhof seiner Schwiegereltern in Kruschin und bewirtschaftete denselben bis zum Jahre 1907, den ich dann als sein Sohn übernahm. Meine Eltern zogen dann wieder nach Gr. Kruschin und lebten hier einige Jahre in einem schmucken Anwesen im Ruhestande.

Nach dem ersten Weltkrieg kam der Kreis Strasburg zu Polen. Mein Vater verkaufte sein Anwesen an einen polnischen Rückwanderer und zog dann nach Elbing in deutsches Gebiet. Hier lebte er noch einige Jahre und verstarb 1943. Der Gardeverein in Elbing begleitete den Toten von der Friedhofskapelle bis zum Leichenwagen, der ihn dann nach Rehhof brachte, wo er beerdigt wurde.

Meine Vorfahren sind einige in Rehhof Krs. Stuhm und auch in Weißhof ansässig gewesen. Handwerker, Gewerbetreibende, dieses ist durch die **Kirchenbücher** der evgl. Kirche in Stuhm beurkundet (bis König **Friedrich dem Großen** und noch weiter zurück).

Meine Mutter, Auguste Fischer, geborene Schlieske, geb. am 31. Mai 1862 in einem rein evangelischen Siedlerdorfe unweit von Warschau. Die Eltern waren dort Pächter von Ländereien, die Großeltern wurden dort von der russischen Regierung angesiedelt und lebten dort als Pächter. Die Mutter meiner Mutter, meine Großmutter, eine geborene Rummert, heiratete als Witwe den Landwirt Johann Biewe in Friedrichsschuld. Hier bewirtschafteten meine Großeltern einen Bauernhof von 50 Morgen. Der Vater meiner Mutter „Schlieske“, fiel im Deutsch-Französischen Kriege bei **Neuziwil**. Meine Mutter heiratete im Jahre 1881, 18 Jahre alt, den Landbriefträger Eduard Fischer aus Gr. Kruschin. Meine Eltern bewohnten in Gr. Kruschin ein kleines Anwesen gegenüber der Schule. Die Mutter meines Großvaters Johann Biewe, wir Kinder nannten sie die kleine Großmutter, erzählte oftmals uns Kindern aus der

Franzosenzeit nach 1806-7, wie französische Soldaten sie auf die Knie gehoben und geschaukelt haben. Alle aufgeführten Personen leben schon lange nicht mehr.

Kinder meiner Eltern

Lebenslauf. Ich, Wilhelm Fischer, bin am **12. März 1882** in Groß-Kruschin, Kreis Strasburg, Wpr. geboren. Hier verlebte ich meine ersten Kinderjahre. Als ich 6 Jahre alt wurde, mußte ich zur Schule gehen, der Schulweg war nicht weit, 70 mtr. Mein Vater ließ sich vom Landpostdienst in einen Stadtpostdienst versetzen und wurde dem Stadtpostamt Kulmsee zugeteilt. Hier besuchte ich die Stadtschule in Kulmsee. In Kulmsee waren damals 4 evangelische Klassen und 12 katholische Klassen, alle hatten einen gemeinsamen Schulhof. Die Lehrer hießen: Hauptlehrer Nawrotzki 1. Kl., Lehrer Krause 2. Kl., Lehrer Brisch 3. Kl. und Lehrer Gernd 4. Kl. Mein Vater wurde Anfang der neunziger Jahre nach Postamt Thorn III versetzt. Meine Schule mußte ich wechseln, nun besuchte ich die Stadtschule, Brombergervorstadt. Die Schule wurde von Rektor **Heidler** geleitet. Ich wurde immer älter und mußte mich bald zu einem Beruf entschließen. Meine Eltern wollten mich auch gerne bei der Post haben, aber beim gehobenen Postdienst. Dazu mußte ich eine höhere Schule besuchen und wurde dann in die Mittelschule eingeschult. Ich besuchte diese Schule 2 ½ Jahre und wurde im Jahre 1896 entlassen. Meinen Beruf habe ich dann geändert und wollte Landwirt werden, meine Eltern willigten auch ein. Im Jahre 1896 wurde ich aus der Schule entlassen, auch in der Altstädtischen Kirche zu Thorn konfirmiert. **Pfarrer Jakoby.**

Im Jahre 1895 verstarb meine Großmutter Helene Riewe geb. Rummert. Da mein Großvater Johann Riewe den Hof nicht mehr bewirtschaften konnte, bot er diesen meinem Vater an. Mein Vater ließ sich pensionieren und kaufte den Hof ab. Meine Eltern zogen dann von Thorn nach Rauming-Kruschin auf den Hof. Nun konnte ich Landwirt (Bauer) werden. Ich war bis zur Übernahme des Hofes im Elternhause tätig. Im Jahre 1902-1904 wurde ich Soldat und diente bei der 3. Komp. Kulmer-Inftr. Rgt. 141 in Graudenz (am Hadwall), wurde Gefreiter und als Unteroffizier entlassen. Meine Soldatenzeit habe ich mit Freuden abgedient. Im Oktober 1904 entlassen, kehrte ich in mein Elternhaus zurück und widmete mich wieder der Landwirtschaft.

Die Jahre in meinem Elternhaus waren oft von schwerer Arbeit ausgefüllt. Mein Vater duldete keine Leichtfertigkeit. Die Feldarbeit mit Pferd und Pflug mußte ich fast selbst betätigen. Aber müde wurde ich nicht. An schönen Abenden saß ich dennoch auf der Gartenbank, spielte auf der Harmonika Lieder und sang auch dabei, meine Schwestern halfen mit. Auch von den Nachbarn klang Musik herüber, es ist wert, sich daran zu erinnern. Im Herbst gab es einige Hausfeste (Gänsetot). Ein Nachbar half dem anderen. Nach dem Rufen wurden die Vögel noch über das Feuer gehalten, um schön sauber zu sein. Dann wurde Abendbrot gegessen, alles sauber gemacht. Harmonika spielte auf, und dann wurde bei einem Gläschen Schnaps einige Stunden getanzt, gesungen und geplaudert. Das Wäschebleichen wurde auch begangen. Die Nacht auf der Wiese zugebracht, getanzt und gesungen bis an den Morgen. Die Bleiche mußte auch bewacht werden, und so vergingen die Jahre. Erinnerungen sind schön, wir lebten und freuten uns alle an Gottes schöner Natur. - W.F.

Aus meiner Soldatenzeit in Graudenz erinnere ich mich noch gern, wenn wir zur Felddienstübung ausrückten nach Gruppe und 30 km Marsch hinter uns hatten, war an Müdigkeit nicht zu denken. Immer Kopf hoch, Essenholer raus, ein beliebter Ruf, Erbsenmit Speck hat uns dann beruhigt. Eine Stunde Mittagsruhe und dann am Nachmittag Turnen, Revierreinigen usw. Abends noch ein Stündchen in die Stadt.

So vergingen die 2 Jahre recht schnell. Im Manöver im Pommernland gab es in den Quartieren zum Abendbrot nur Räucherfisch, überall zur Begrüßung beim Bauern **einen Schluck** aus der Flasche, die herum gereicht wurde. Wir wurden schon in der Kaserne davon unterrichtet, eine schöne Sitte! In Pommern waren schöne Dörfer anzutreffen, auch viele große Güter. Na, es war alles einmal. Mein aktiver Hauptmann war Hauptmann **Fellenbach**, ein kleiner Herr, aber mit sehr großer **Energie**. Wer gut schießen konnte, war sein Freund.

Die Komp. errang **1904** das Kaiserschießabzeichen.

Dann sang er auf seinem Rappen „Oh welche Lust ist es, Soldat zu sein“. Feldw. Komp. erhält heute Abend Bier, Zigg. usw. und **Urlaub** bis zum Wecken.

Mein Rgt. Kommandeur war Oberst von der Lippe, Oberstleutnant von Westerhagen ? Brigade-Komd. Generalmajor „Hof“ Divisionsk. Generalleutnant „von Wiese u. Kaiserswaldau“.

Die Garnisonskirche, auf dem Schloßberg gelegen, mußten wir auch öfter besuchen. Batillonskommandeur hieß Major Gesler. Als Reserveunteroffizier mußte ich zwei Übungen ableisten, 1906 in Deutsch-Eylau beim Infr.Rgt. 152, 1908 in Graudenz beim Infr.Rgt. 141, 3. Komp. Beides 4 Wochen Manöver, bei der ich aktiv gedient habe, eine schöne Erinnerung. Es waren noch einige alte Unteroffiziere anzutreffen, Feldwebel Klatt, ehemaliger Schießunteroffizier, Unteroffz. Rethke, Hauptmann Schachtrup war damals Komp.Chef. **1910** wurde ich noch einmal auf 14 Tage als Landwehrmann nach Graudenz-Festung einberufen, Hauptmann Kummer. **1912** sollte ich noch einmal üben, reklamierte und wurde freigestellt bis die große **Übung 1914** befohlen wurde. Über meinen Komp.Chef **Hauptmann Sellenbach** habe ich noch folgendes zu berichten. Er soll sich von einem Musketier seiner Komp. mit scharfgeladenem Gewehr Druckpunkt nehmen lassen und sich ins Auge zielen lassen. Das ist von seinem Vorgesetzten gerügt worden und er ist zurückversetzt worden. Er war schon ein älterer Herr und mußte schon vorher einen höheren Rang bekleidet haben.

Bis zum Jahre 1907 war ich auf meinem Elternhofe tätig. Ich wurde 26 Jahre alt und dachte auch selbständig zu werden. Da meine Eltern ihre Ruhejahre alleine in einem Häuschen verleben wollten, so übereignete mein Vater mir seinen Hof, und ich mußte nun meinen eigenen Hausstand schaffen. Meine Eltern zogen nach dem Dorfe Gr.-Kruschin, hatten dort ein Anwesen gekauft, und es wirklich schön ausgebaut. Es war ein schöner Ruhesitz. Ich hatte mich verpflichtet, die Feldarbeit, 6 Morgen Land mit Pflug u. Egge zu leisten. Es vergingen Jahre, bis der unglückliche Krieg es anders wollte. Als unser Kreis polnisch wurde, wollten meine Eltern in diesem Land nicht mehr länger bleiben, verkauften ihr schönes Anwesen an einen polnischen Rückwanderer aus Amerika, und siedelten in deutsches Gebiet über, nach **Riesenwalde**, Kreis Rosenberg, zu ihrer Tochter Martha Preuß. Hier wohnten sie ungefähr zwei Jahre in dem Schulhaus Riesenwalde und zogen dann nach der Stadt Elbing. Hier lebte mein Vater einige Jahre, bis er dort verstarb und in Rehhof, seinem **Geburtsort, beerdigt** wurde.

Meine ersten Lebensjahre als selbständiger Bauer und Landwirt in Rmg.-Kruschin.

Ich hatte nun als Sohn meiner Eltern den Hof übernommen und mußte mich jetzt nach einer Bäuerin umsehen, was ich auch tat. Meine Wahl war auf die zweite Tochter Emilie des Bauern Friedrich Zabel in Lemberg, Krs. Strasburg, gefallen. Wir verlobten uns Weihnachten 1907 und heirateten am 21. Mai 1908. Es war ein schöner Tag. 22 Wagen fuhren die Gäste zur Kirche nach Konojad, dort hat uns Pfarrer

Dibal getraut. Der Hochzeitstag verlief in bester Stimmung. Einen Tag nach meiner Hochzeit ging ich nach Hause, nach Rmg. Kruschin. Es war eine halbe Stunde Weg. Kleine Wolken am Himmel. Als ich ungefähr 400 Schritte von meinem Hof entfernt war, fielen Hagelstücke in Größe von Pflaumen und kleinen Eiern vom Himmel. Die Kühe fing an zu brüllen, und ich lief, so schnell ich konnte, auf meinen Hof unters Dach. Die Fenster an der Südseite des Hauses waren zerschlagen. Die Dachpfannen auf dem Hause waren sehr stark beschädigt. Die Obstbäume hatten noch jahrelang Anschlag-Beulen. Der Roggen war zu 75 % zerschlagen. Auch die Rubenfelder waren stark beschädigt. Der Schaden wurde durch die Versicherung nur teilweise ersetzt.

Im Jahre 1909 wurde uns eine Tochter geboren, am 9. April, 9 Uhr vormittags und 9 Pfund schwer, erhielt den Vornamen **Margarete**, war gesund und wurde ein kräftiges Bauernmädels. Ein Jahr später 1910 wurde ein Sohn geboren und erhielt den Vornamen **Siegfried**, wurde 9 Jahre alt und verstarb 1919 an einer Verletzung, die er auf dem Schulhof erlitten hatte. Im Jahre 1911 wurde uns am 4.6. eine Tochter geboren und erhielt den Namen **Gertrud**. 1912, am 15. August kam das vierte Kind zur Welt, auch eine Tochter, sie erhielt den Vornamen **Charlotte**. Am 14. Juni 1914 wurde Sohn **Otto** geboren. Die Kinder waren alle gesund und ohne Schwierigkeiten aufgewachsen. Sohn **Waldemar** war der letzte, geboren am 21. Juli 1916, es war im Kriege. Ich war gerade auf Ernteurlaub zu Hause, fing gerade an, den Roggen zu mähen. Als die Kinder nacheinander zur Schule gehen mußten, hatten sie einen schlechten Schulweg zu gehen. Die Landstraße Strasburg-Gr. Kruschin war nicht ausgebaut, im Herbst und Frühjahr fast unpassierbar, oftmals blieben Pferd und Wagen im Morast stecken. Dieses machte uns manche Sorgen. Die Landstraße sollte 1915 ausgebaut werden, dann brach 1914 der Krieg aus. Die Freude war zu Ende. Es kam alles anders. Die Kriegsjahre mußten ertragen werden. Ich war Soldat. Meine Frau mußte mit einem russischen Kriegsgefangenen den Hof bewirtschaften, was auch nicht immer leicht war.

Meine Kriegserinnerungen aus dem ersten Weltkrieg 1914-1918

Der 1. August 1914, ein Montag, war der 2. Mobilmachungstag. Ich hatte mich am 2. Mobilmachungstag vormittags in Thorn zu stellen. Ich nahm Abschied von meiner Frau und Kindern, ging zu meinem Nachbarn herüber, Karl Fritz, dessen Sohn Emil sich auch in Thorn stellen mußte. Er fuhr uns zur Bahnstation Hohenkirch und wir nach Thorn. In Thorn wurde das 3. Btl. Landwehr Inftr. Rgt. 5 zusammengestellt. Ich wurde der 9. Komp. zugeteilt unter Hauptmann Karl, ein Oberförster und ruhiger Mann. Unsere Zivilanzüge wurden in Koffer gepackt mit Anschrift **Heimat** versehen und kamen auch gut zu Hause an. Wir bekamen neue Uniformen, Stiefel, Schnürschuhe, Mantel, alles, was zur Ausrüstung gehört, ausgehändigt. Gewehr Modell 88 Seitengewehr und 60 Schuß Munition. Auch die sogenannte Eiserne Ration wurde an uns verteilt. Am Mittwoch, den 3. August, wurde das Bataillon in Marsch gesetzt, Richtung Gollup, ein kleines Grenzstädtchen an der Drewenz.

Auf dem Marktplatz vor dem Rathaus angetreten, erscholl das Kommando (Laden und Sichern), etwas später das Gewehr über, mit Gruppen rechts schwenkt Marsch halt, Bataillon im Gleichschritt marsch, zur Stadt heraus bei prächtigem Sonnenschein. Der August 1914 war ein heißer Sommer. Als wir eine Strecke marschiert waren, sind ein paar Männer schwach geworden. Hornist Hübner, ein stämmiger Bursche, nahm den Tornister von einem schwach gewordenen Kameraden, befestigte ihn auf seinem Tornister und weiter ging es, dem Städtchen Gollup entgegen. Wir wurden hier an der Drewenz als Wachposten eingeteilt. Ich bekam mit 12 oder

14 Mann einen Platz angewiesen. Wir bauten uns mit unseren Zelten eine Unterkunft. Es wurden Wachposten ausgestellt und das Gelände vor uns beobachtet. Der Drewenzfluß ist hier 15-17 mtr. breit. Um auf das andere Ufer zu gelangen, stand nur ein kleines Boot zur Verfügung. Auf der anderen Seite, ungefähr 200 mtr. entfernt, war ein großer Bauernhof, den ich mit ein paar Mann besuchte. Der Bauer sprach deutsch, er hatte eine größere Zahl Rinder im Stall. Ich fragte ihn, ob er uns ein Rind ablassen könnte, was er bejahte. Wir nahmen eins mit, bezahlen würde es der Herr Zahlmeister, was er uns auch glaubte. Es kam zu keinem Bezahlen mehr. Wir würden in Marsch gesetzt, und weiter gings nach Ostpreußen hinauf. Diese meine Handlung habe ich später oftmals bereut. So etwas darf man auch im Kriege nicht tun, auch dem Feinde sein Eigentum nicht ohne zu bezahlen wegnehmen. Ich wäre wohl dafür recht schön bestraft worden. Ich habe mich auch niemals mehr dazu hergegeben. Meine Frau und meine Schwester hatte ich benachrichtigt, daß wir hier in Gollub lagen. Noch immer hier auf Feldwache besuchte mich meine Frau und meine Schwester Johanna. Johanna überließ mir hier ihr Fernglas, das sie bei sich führte. Es hat mir gute Dienste geleistet. Das Rgt. wurde nach Ostpreußen, Richtung Soldau/Hohenstein befohlen. Wir marschierten hier hin und her, bald mit Helmknappen, bald ohne Helmknappen, bald wurde die Tornisterklappe mit weißen Streifen beklebt usw.

Am 23. August, einem Sonntag, kamen wir in den Ort Michalken, ein Bauerndorf. Hier am Ausgang des Dorfes war eine große Talmulde. In dieser Mulde bezog das Btl. eine Ruhestellung. Es wurde abgekocht, Gewehre zusammengesetzt, Eiserne Portionen wurden hergegeben, und unsere Küche fing an, Essen zu kochen. Wasser und Holz mußten auch herangeschafft werden. Eine fahrbare Küche hatten wir nicht wie im Manöver. Aber dicke Luft lag über uns. Die Offiziere vom Btl. waren auf eine Anhöhe gegangen, die ungefähr 500 Schritte von unserem Dorf entfernt lag. Es war ungefähr 4 Uhr nachmittags, das Essen war fertig und konnte empfangen werden. Da entlud sich über uns ein Schrapnell und Granathagel aus heiterem Himmel. Eine russische Batterie hatte unser Lager entdeckt und uns derartig beschossen, Sanitätswagen, Lagerwagen, Fahrzeuge waren im Handumdrehen zertrümmert. Unglaubliches Wirrwar und Durcheinander raubte mir alle Hoffnung. Wenn das immer so eintreten würde bei einer Feindbegegnung, würde alles verloren gehen. Unsere Offiziere von der Anhöhe waren auch wieder bei uns und stellten allmählich wieder Ordnung her. Vom Mittagessen habe ich nur eine kleine Konservenbüchse voll retten können. Ich faßte Gewehr und Tornister, die vor mir standen, und hatte so wieder eine Waffe in der Hand. Die Kompanie wurde noch bei Dunkelheit zusammengestellt, und es wurde bei Dunkelheit in Richtung Hohenstein marschiert. Wir trafen am frühen Vormittag in Hohenstein ein. Wir suchten Unterkunft, ich kam bei einem Gastwirt unter. Hohenstein war zum Teil geräumt. Wir konnten essen und trinken, was wir noch vorfanden. Wir packten vor allem Getränke in die Tornister, die wir zum Teil wieder wegwarfen, weil sie zum Tragen zu schwer wurden. Am selben Tage nachmittags mußten wir wieder zurück nach Michalken. Dort war ein Teil der Komp. zurückgeblieben. Wir fanden uns zum Teil wieder. Durch Zufall bekam ich meinen Tornister und mein Gewehr wieder. Im Tornister hatte ich meine gute Fußbekleidung, Fußlappen, die ich über alles schätzte. In den Stiefeln trug ich nur Fußlappen. Fußkrank wurde ich nicht. Von Michalken wurde das Btl. in eine Feldstellung, die zur Tannenschlacht gehörte, eingewiesen. Dort mußten wir uns eingraben. Einen Tag später wurden wir nach dem Gute Mühlen geschickt, hier standen 1. und 2. Btl. in schwerem Kampfe mit den Russen. Wie ich aus der Rgt.-Geschichte gelesen habe, kam Landwehr 5 um die Mittagsstunde ins Wanken. Die Russen

wollten mit aller Gewalt bei Mühlen durchbrechen. Um dieselbe Zeit kam eine deutsche Maschinengewehr-Abteilung im gestreckten Galopp angefahren, machte Halt hinter dem Eisenbahndamm. Die Gewehrschützen gingen in Stellung. Der Feind gab nach und zog sich zurück. Wir bekamen in den Kampftagen von Tannenberg keine Verpflegung heran, Brot war auch nicht mehr vorhanden. Der Zufall wollte es wohl so., ich entdeckte bei den Maschinenfahrern den Sohn meines Nachbarn Fritz (Emil). Ich bat ihn um ein Stückchen Brot, was er mir auch gerne reichte. Es schmeckte noch besser als Honig. Der Feind ging zurück, und wir mußten bei dunkler Nacht folgen. Kolonnen gefangener Russen begegneten uns. Auch kamen wir durch ein kleines Wruckefeld. Wir zogen die Pflanzen aus der Erde und verzehrten sie als Zuckerbrötchen. Auch unser guter Hauptmann griff zu und tat es wie wir. Wir rückten immer weiter vor und kamen in eine kleine Waldlichtung. Es war ein Sonntagvormittag, die Offiziere waren weggeritten. Es herrschte eine Totenstille. Gegen Mittag kamen die Offiziere zurück und teilten uns den großen Sieg mit. Alles jubelte und sang. Eine große Freude muß erlebt werden. Wir marschierten an diesem Sonntagnachmittag auf eine Domäne. Es war ein großer See da, und wir konnten uns wieder die Augen auswaschen. Hier am Seeufer lagen russische Gepäckwagen umgekippt im Wasser, es roch nach verdorbenem Fleisch. Den nächsten Tag wurden wir wieder in Richtung Soldau in Marsch gesetzt. Ein russisches Armeekorps, das sich der Umzingelung durch Flucht hatte retten können, hatte wieder kehrt gemacht und war über Soldau seinen Kampfgenossen zu Hilfe gekommen. Es wurde von der 11. Landwehrdivision durch Generalleutnant **Breithaupt** angegriffen und zurückgeschlagen. Das 5. Landwehrregiment wurde jetzt in die Gegend von Lyck geschickt, wo es manchen Kampf mit den Russen austragen mußte. Die Stadt Lyck ist dreimal von den Russen besetzt und auch dreimal befreit worden. Meine Komp. wurde im Ausflugsort Sperlingslust einquartiert, direkt an der Stadt. Von hier aus wurden Erkundigungen in Richtung Osten durchgeführt. Bei dieser Gelegenheit kamen wir auch in ein Dorf Seegen. Die Komp. suchte bei den Bauern Unterkunft. Ich kam mit 15 Mann zum Bürgermeister. Er bot mir für die Nacht ein schönes Bett an. Ich ging darauf ein, und ich mußte mich meiner unsaubereren Kleider entledigen, was doch Pflicht war. Dieses hätte mir zum Verhängnis werden können. Die Russen waren nicht weit von uns im Anrücken. Bei einem eventuellen Überfall wäre ich den Russen nackt in die Hände gefallen. Ich hätte diesen Leichtsinn teuer bezahlen können.

Ich habe ein solches Angebot nicht mehr befolgt. Die Tochter des Bürgermeisters war sehr religiös, sie schenkte mir einen Schutzbrief, den ich immer bei mir tragen sollte. Ich befolgte ihren Wunsch. Von unserem Quartier Sperlingslust bei Lyck muß ich noch folgendes berichten: Ich bekam von meinem Komp.-Führer den Auftrag, das Dorf, das vor uns lag, (Name unbekannt) auf seine Besatzung hin auszukundschaften. Ich war dazu gerne bereit. Wer kommt freiwillig mit, es meldeten sich 6 Mann. Die Straßenbrücke über den Lyckfluß war zerstört. Der Übergang über den Fluß ging über eine gesprengte Eisenbahnbrücke, die ungefähr 1000 mtr. flußaufwärts lag. Ich machte mich marschfertig, und es ging los. Wir kamen ungestört über die Eisenbahnbrücke, gingen am Fluß entlang abwärts. Der Wald war von Russen stark besetzt, es wurde nicht geschossen. Von meiner Begleitung wurden vier Mann unsicher. Mit einer Meldung ließ ich sie zurückgehen. Ich blieb mit Gefr. Müller und Bittröwe, beide Westfalen, zurück, um unseren Auftrag zu erledigen. Wir gingen auf ein kleines Häuschen zu, daß noch nicht besetzt war. Der Eigentümer war auch noch da. Der gab uns gute Auskunft, daß das Dorf vor uns von den Russen voll besetzt ist. Von diesem Häuschen näherten wir uns der Straße und erreichten dieselbe

ungestört. Auf einmal kam aus dem Dorfe ein Wagen, ein Pferd davor und von drei Mann besetzt, auf uns zugefahren und hielt ungefähr 20 Schritte vor uns. Die drei Männer sprangen vom Wagen, hielten die Hände hoch und riefen uns zu, Kamerad nicht schießen. Sie sprachen deutsch und gaben sich gefangen. Sie hatten denselben Auftrag wie wir, festzustellen, wie stark der Fluß von uns besetzt war. Sie sagten, es werden noch mehr kommen. Sie waren Deutsch-Russen und waren froh, daß der Krieg für sie ein Ende hatte. Ich schickte den Kameraden Bittröwe mit Fuhrwerk und den drei Gefangenen flußabwärts, da war noch eine Mühle und ein Übergang über den Lyckfluß von unseren Truppen besetzt. Er lieferte die Gefangenen dort ab. Ich blieb nun mit Müller allein auf der Straße stehen und beobachtete das Dorf. Auf einmal erhob sich seitwärts des Dorfes eine lange Schützenlinie und kam langsam auf den Fluß zu.

Was nun tun? Ich sagte zu Müller, wollen wir einen Schuß abgeben? Wir warteten noch ab. Die Entfernung war ungefähr 400 mtr. Wir beide hatten guten Schutz hinter dicken Straßenbäumen. Unser Rückzug stand fest durch den Lyckfluß, anders war nicht mehr fortzukommen. Wir legten beide an und knallten los. Die Schützenlinie ging nieder, und wir beide suchten unser Heil im Fluß. Als wir in der Mitte waren, hob mich das Wasser etwas an. Müller war etwas größer als ich, reichte mir seine Hand, und wir waren glücklich am anderen Ufer. Das Wasser hatte die Uniformen noch nicht durchnäßt. Wir waren unserer Komp. im Wege, das Gefecht zu eröffnen. Als wir nun von der Straße fort waren, eröffnete die Komp. das Feuer auf die Russen, das bis zum Abend andauerte. Ich und Müller schlichen uns im Straßengraben herauf nach unserem Quartier. Hier wollte ich mir das Wasser aus den Stiefeln gießen, setzte mich dazu hin und goß mir jetzt das Wasser am Bein lang bis über den Rücken, daß es am Kragen rauslief. Die Uniform war von allem Staub wasserdicht geworden. An dem Gefecht durften wir nicht mehr teilnehmen, sondern wir durften unsere Kleider im Lokal am warmen Ofen trocknen. Am Abend waren dann auch unsere Kleider trocken. Dann kam der Befehl, Rückzug bis Jucha 28 km Nachtmarsch. Wir kamen am frühen Morgen dort an und bekamen Unterkunft. Unteroffizier Bott auf Brückenwache hatte die Nachricht nicht erhalten, daß wir fort mußten. Er kam aber so gegen Mittag in Jucha mit seinen Männern an.

Anfang Oktober wurde mir das E.K.II von meinem Komp.Führer Leutnant Laabs überreicht. Von Lyck könnte man einen schönen Roman schreiben. Dreimal Russen drin und wieder raus. Die Getränke wurden nicht alle, auch ein großer Schweineschinken rollte mir vor die Füße, es hat an nichts gefehlt. Auch die Stimmung war gut. An Erfrischungswasser war noch genug da. Auch fingen wir auf der Straße einen galoppierenden Rappen ein, ein schönes Tier. Unser Oberstabsarzt hatte ihn als sein Reitpferd organisiert und war stolz darauf. Im Winter 1914/15 kamen wir in Feldstellungen in der Nähe von Lötzen zu liegen. In dem Dorfe Wirtzeiken wurde die Komp. auf einem großen Bauernhof untergebracht. Den Grabendienst wechselten wir mit einer aktiven Komp., Name schon unbekannt. Der Wechsel wurde in den Abendstunden durchgeführt. Es kam so langsam die Weihnachtszeit heran. Die Russen hatten beabsichtigt, uns Weihnachten zu stören, was sie auch taten. Wir waren in unserem Quartier. Es tönte Gewehrfeuer an unserem Ohr. So wurde Alarmbereitschaft angeordnet. Um 12 Uhr kam eine Ordonnanz zu uns, es hieß fertig machen und auch gleich darauf raustreten. Alle Postsachen, die wir erhalten hatten, sollten in den Quartieren bleiben. Wir marschierten die Nacht durch und kamen am Morgen in Poprotken an. Das Dorf wurde mit 21 cm Granaten beschossen. Der Kompanieführer ging zur Ortskommandantur, um Befehl zu erhalten. Wir suchten alle, so gut es ging, Unterkunft. Leutnant Gerlach kam zurück und sagte uns, wir

hätten nur ein paar Russen, die in unsere Stellung eingedrungen waren, herauszujagen, was wir auch glaubten. Es war aber alles anders. Erster Weihnachtstag war da. Die Komp. marschierte im Gänsemarsch mit 5 Schritt Abstand durch das Dorf ins Feld. Verluste durch Artillerie hatten wir nicht. Wir kamen an den bestimmten Hügel, stellten uns dahinter auf, zu einem Gliede. Der Befehl wurde uns bekannt gegeben, die 50 Russen, die auf der anderen Seite liegen, zu verjagen. Bis Punkt 4 Uhr schießt unsere Artillerie in die Feindstellung. Der Sturm sollte pünktlich durchgeführt werden und wurde es auch. Ich führte den ersten Zug. Ich stand am rechten Flügel meines Zuges. Leutnant Gerlach drei Schritte links von mir. Das Kommando erscholl: „Komp. marsch, marsch“. Ich sehe noch meinen Leutnant, die Uhr in der linken Hand, auf dem Arm seinen Mantel, in der Rechten die Pistole. Als wir über den Hügel auf die Russen zuliefen, sah ich nur, wie er vornüber stürzte und liegen blieb. Ein Kopfschuß hatte ihm die Schädeldecke abgerissen und seinem Leben ein Ende bereitet. Dasselbe Schicksal erlitt Leutnant Mōwijus vom 3. Zug. Er wurde am Weihnachtsabend zum Leutnant befördert und fiel auch durch Kopfschuß am 1. Feiertag nachmittags 4 Uhr. Feldwebel Schmidt vom 2. Zug wurden Kochgeschirr und Feldflasche zertrümmert. Wir nahmen an 370 Russen gefangen und nicht 50, wie uns erzählt wurde. Die Gefangenen wurden abgeführt. Es mußte noch ein Bauernhof und eine Windmühle, die vor unserer Stellung lag, von Russen befreit werden. Ich befahl meinen Leuten hinlegen und Schützenfeuer auf den Bauernhof zu geben. Wir erreichten mit 2 Sprüngen den Bauernhof. Die hier angetroffenen Russen ergaben sich freiwillig. Am Hofteich waren drei Maschinengewehre eingebaut, die wir mitnahmen. Es fiel kein Schuß daraus. Aus der Mühle lief alles, was drin war, davon. So verlebten wir das Weihnachtsfest 1914. Am sogenannten 3. Feiertag wurden wir abgelöst und marschierten wieder in unsere Quartiere nach Wertzeiken. Wir fanden alle zurückgelassenen Sachen wieder. Der Grabendienst nahm wieder seinen Lauf, bis die Februarschlacht ihren Anfang nahm. Wir wurden über Lyck, Grajewo, Polen an die Festung (Ossowitz) in Marsch gesetzt. Unser Quartier war das ganz zerstörte Dorf (Tschichodi). Unsere Schützenstellung, die wir zu verteidigen hatten, lag ungefähr 1500 mtr. von unserem Dorfe der Festung gegenüber. Artilleriebeschuß aus der Festung war oft sehr stark. Von deutscher Seite wurden im Sommer drei Großangriffe durchgeführt, die alle drei fehlschlugen. Das Gas wurde in großen Stahlflaschen in unsere Gräben gebracht und eingebaut. Das Gas wurde bei starkem Wind auf die Festung getrieben. Eine etwa 100 mtr. hohe Gaswolke trieb auf die Festung zu. Die Russen waren mit guten Gasmasken ausgerüstet und wehrten den Angriff ab. Bäume, Sträucher und Gras waren braun gebrannt. Wir Soldaten hatten nur ein Wattebäuschchen, das getränkt war, als Schutz gegen das Gas für Nase und Mund. Hier in dieser Stellung lagen wir bis in den Sommer 1916. Die Russen gaben während der Mackensenoffensive ihre Festungen auf und gingen nach Norden zurück. Unser Rgt. wurde in Marsch gesetzt über Ossowitz in Richtung Grodno. An dem Flößchen Berejewska wurde ich leicht verwundet, machte den weiteren Vormarsch nicht mit, kam ins Lazarett nach Wetzlar, wurde ausgeheilt und zum Ersatzbataillon nach Graudenz geschickt. Beim Übergang über das Flößchen Berejewska, wo ich auch verwundet wurde, fiel mein Komp.-Führer Oberleutnant Schönemann durch Kopfschuß. Ich habe ihn noch tot in einem Schuppen liegen sehen. Von Tschichodi habe ich zwei Fotos im Album, wo ich sehr gut zu erkennen bin. Die Denkmäler sind von unseren Soldaten erbaut. Hier war ich 7 Wochen als Unteroffizier zum Kompaniefeldwebel bestimmt und fühlte mich auch ganz zufrieden in dieser Stellung. Ich muß hier noch etwas einfügen. In der Februarschlacht 1915 fiel auf einem See, unweit von Grabnik, Vizefeldwebel Schmidt bei einer Aufklärung. Zuerst war ich mit

dem ersten Zuge bestimmt, wurde etwas später umbefohlen und mit dem 3. Zug unter Feldwebel Schmidt bestimmt, der mit seinem Zuge losmarschierte. Er kam bis in die Nähe eines Bahnwärterhäuschens, wurde von den Russen mit Übermacht angegriffen und getötet. Die Mannschaft wurde gefangen genommen, was uns Bewohner bei unserem Vormarsch bestätigten. Ich fand Schmidt tot auf dem Eise liegen. Ich durchsuchte seine Kleidung nach Wertsachen, E.K.II war abgerissen. Briefschaften und Geld nahm ich an mich und schickte alles seiner Frau, die es auch erhielt, was sie mir bestätigte. Mein Dienst beim Ersatzbataillon waren nur Felddienstübungen. Als ich einige Wochen bei der Feldkomp. war, kam der Befehl an die Feldkomp.: 4 Unteroffiziere, die schon im Felde gewesen sind, sollten in das Rekrutendepot kommandiert werden zum Ausbilden von Rekruten. Ich war auch dabei und war auch damit zufrieden. Ich konnte öfter mit Sonntagsurlaub nach Hause fahren. Der Sonntagsurlaub mit der Eisenbahn wurde des öfteren gespart und konnte nur zu Fuß gemacht werden. Ich entschloß mich zweimal dazu. Der Weg bis zu meinem Wohnort war 38-40 km weit. Eine Kleinigkeit für die damalige Zeit. Ich packte meinen Tornister, hängte ihn um und marschierte aus der Kaserne um 6 Uhr abends ab in Richtung Netzwalde, Wetzenu, Bukowitz, Gr. Kruschin, Bng. Kruschin und war um 12 Uhr, auch 12.30 Uhr nachts in meiner Wohnung. Am Sonntagnachmittag fuhr mich meine Frau bis Domäne Reden, es war ungefähr die Hälfte des Weges, den Rest von 20 km ging ich wieder zu Fuß nach Graudenz und war am Abend wieder in der Kaserne. Im Jahre 1917 wurde das Rekrutendepot aufgelöst, und wir kamen nach Frankreich in den Ort **Crichi** in das Rekrutendepot der 35. Reservedivision. Der Ort war durch Kampfhandlungen sehr zerstört. Ich bekam als Quartier mit Unteroff. Hugo Kottov, ein lieber Kamerad, ein Zimmer bei einem französischen Wirt, Monsieur Bri-kèt, er war Witwer und lebte mit drei Töchtern: Berta, Florentine und Gabriele in dem Haus. Die Töchter betreuten uns, und wir waren mit ihnen sehr zufrieden. Als wir im Herbst 1917 wieder fort mußten, bekam ich von der Tochter Gabriele ein selbstgesticktes Deckchen als Souvenir nach Hause mit, das ich noch heute besitze. Im November 1917 wurden wir nach Flandern verlegt, der Ort ist mir nicht mehr bekannt. Von hier wurde ich nach Hause beurlaubt und kehrte nicht mehr zur Truppe zurück.

Beim Kleedreschen war meine Frau schwer verunglückt. Sie kam mit dem linken Arm in die Dreschtrammel. Der Unterarm wurde schwer verletzt, die Trommel mußte auseinandergeschraubt werden. Dieser Vorgang dauerte fast eine Stunde. Der Arm war schwer verletzt, und sie mußte ins Krankenhaus nach Strasburg gebracht werden. Dieses alles durchzuführen, half mein Onkel Jakob Riewe, so gut er es konnte mit. Ich wurde von dem Unfall telegrafisch benachrichtigt und durch Vermittlung des Herrn Landrates auf vier Wochen beurlaubt. Ich wurde zugleich in Marsch gesetzt und kam noch rechtzeitig zu Hause an und traf meine Frau im Krankenhaus noch am Leben an. Sie konnte aber nicht mehr richtig sprechen. Der Unterkiefer war etwas fest. Dieses wurde dem Arzt mitgeteilt. Der Arzt war über den Zustand erschrocken, sagte gleich, es ist Starrkrampf, da ist schlecht was gegen zu machen. Es ist nur noch eine Möglichkeit, den kranken Arm weg zu operieren. Ich willigte ein. Am nächsten Tag wollte ich mit meinen Kindern noch meine Frau besuchen. Aber da bekam ich aus dem Krankenhaus die Nachricht, daß sie in der Nacht eingeschlafen ist. Das teilte ich meinem Onkel Jakob Riewe mit. Wir beschlossen, zum Krankenhaus zu fahren, die Tote nach Hause zu holen und die Beerdigung vorzubereiten. Die Todesnachricht war keine Freude für mich und meine Kinder sowie für meine Eltern und Schwiegereltern, aber es mußte ertragen werden. Meine Frau wurde am 27. Januar 1918 beerdigt, und der Kampf ums Dasein ging weiter. Ich wurde alle 3

Monate mit Fürsprache durch den Herrn Landrat zurückgestellt, mußte aber Ende Oktober 1918 unter allen Umständen mich wieder stellen. Dieser Befehl galt allen Männern ohne Rücksicht auf alle Einwände. Ich kam nach Thorn und wurde wieder Soldat. Meine Habseligkeiten, Wäsche, Kleider wurden zusammengerafft, ich brachte alles zu meinem Onkel Jakob Riewe zum Aufbewahren, denn ich wußte ja nicht, wann ich wieder zu Hause sein würde. Meinen Hof, Vieh, Pferde überließ ich einer Angestellten und einem polnischen Gastarbeiter. Ich mußte eben mit allem zufrieden sein. Urlaub bekamen wir nicht. Als wir drei Wochen herumgeludert hatten, konnten wir auf fünf Tage nach Hause fahren. Wir nahmen unsere Ausrüstung, Waffen Tornister, Mantel usw. mit. Als ich zur Truppe zurückkehrte, fand ich alles aufgelöst, alles durcheinander. Ich fuhr wieder nach Hause, der Krieg war zu Ende, 11.11.1918. Ich wurde später vom sogenannten **Soldatenrat** in Strasburg entlassen. Es war eine traurige Zeit, die Soldaten kehrten in die Heimat zurück. Es wurde gehandelt, Pferde, Ausrüstung, alles was brauchbar war, wurde gekauft. Tanz war in den Gaststätten sehr oft. Musik spielte, und es wurde an keinen Krieg mehr gedacht. Ich bewirtschaftete meinen Hof mit einer Angestellten ein Jahr weiter. Ich mußte mich ja auch nach einer Frau umsehen, um meinen kleinen Kindern eine Mutter zu geben. Dieses gelang mir auch bald. Ich wurde mit der Tochter des Gastwirts Gustav Schwarz und seiner Ehefrau in Mittenwalde bekannt, die mit Vornamen **Laura** hieß, sie war 26 Jahre alt. Am 22. Mai 1919 heirateten wir und wurden in der evgl. Kirche zu Briesen getraut. Sie war mir eine treue Gehilfin während unserer 35jährigen Ehe und eine gute Mutter meiner 6 Kinder. Sie verstarb im Jahre 1954, 60 Jahre alt, an unzureichender Ernährung und Lungenentzündung, sie wurde auf dem Friedhof in Bodenteich beerdigt.



Gasthaus Wilhelm Fischer in Dietrichsdorf

Im Jahre 1919, kurz nach unserer Hochzeit, erwarb ich den Hof meiner Schwester Johanna Valenz Kl. Polkau und verkaufte meinen väterlichen Hof an den Landwirt August Lange aus Gr. Kruschin. Der Hof in Kl. Polkau war für meine Kinder günstig. Sie hatten nur 50 mtr. zur Schule. Der Hof ließ sich wirtschaftlich besser nutzen. Die schöne große Wiese und der Acker erlaubten uns, 6 Milchkühe und 9-10 Jungrinder zu halten. Hier wohnten wir 3 Jahre von 1919-1922. Der Kreis Briesen kam zu Polen, und wir entschlossen uns, für Deutschland zu optieren und vertauschten unseren Hof mit einer Gastwirtschaft in Dietrichsdorf, um nach Deutschland zu kommen. Der Pole, mit Namen „Schramkes“, und ich wechselten ohne große Schwierigkeiten unsere Höfe und waren beide mit unserem Tausch zufrieden.

Nun wurde ich Gastwirt und Landwirt. Ich mußte mich ganz umstellen. Meine Frau war in einer Gastwirtschaft groß geworden und kannte das Leben in diesem Beruf. Ich fand mich auch zurecht. Wir fingen an, uns den Betrieb nach unserem Denken auszubauen. Jeden Montag mußten wir nach Marienwerder fahren und eine Fuhr Ware hereinholen. Ich spannte meinen Moritz an, und dann ging es los, 14 km über Rachelshof nach Marienwerder. Die Ware mußte in den ersten Jahren selbst abgeholt werden. Dieses war manchmal bei Sturm und Regenwetter, im Winter bei meterhohen Schneewehen schwer. Ich konnte mir meinen Pelz anziehen, meine Frau hatte auch einen. Für die Beine hatten wir eine schöne Bärenfellpelzdecke gekauft, so konnten wir dem Wetter manchmal trotzen. In den nachfolgenden Jahren wurde die Ware von den Großkaufleuten ins Haus geliefert. Diesen Betrieb haben wir 23 Jahre mit Liebe und Lust bewirtschaftet und es zu einem mittlerem Wohlstand gebracht.



Wilhelm Fischer 1937

Im Jahre 1939 brach der zweite Weltkrieg aus. Von unserem Dorf wurden auch einige Männer zur Wehrmacht eingezogen. Ich selbst fuhr einige zum Sammelplatz. Der Krieg gegen Polen verlief für Deutschland glücklich. Er brachte die verlorenen Landesteile wieder an Deutschland zurück.

Meine Tochter Charlotte verstarb am Totensonntag 1943, beerdigt auf dem evgl. Friedhof in Honigfelde, Kr. Stuhm. Nachdem sie ihre Tochter Gerda geboren hatte, erkrankte sie und verstarb. Gerda war ungefähr zwei Jahre alt und öfter bei uns. Ich habe Gerda oftmals auf dem kleinen Schlitten herumfahren müssen. Es war ihr immer nicht schnell genug. Hopsa, hopsa Opa, und ich mußte wieder antraben, ich tat es auch gerne. -

Mein Geschäft ging im Kriege nicht zurück. Ich gab die Saatwirtschaft auf und nahm Kriegsgefangene auf, die bei einem Vorflutgraben beschäftigt wurden.

Es waren 70 Mann, der Saal wurde zur Unterkunft hergerichtet. Die Beköstigung wurde von uns geliefert und zubereitet. Mir wurde für jeden Mann ein Kostgeld von 1,80 RM gezahlt. Es war ein schöner Verdienst. Die polnischen Soldaten haben sich sehr gut betragen. Um 8 Uhr abends stimmten sie Marschlieder an. Wir hörten gerne zu, es klappte ausgezeichnet und es war Friedensstimmung. Aus Dankbarkeit für die gute Behandlung schenkte ein polnischer Soldat meiner Frau eine schöne grüne Decke, die wir bis heute noch besitzen. Nach den Polen kamen später französische Kriegsgefangene in den Saal zu derselben Arbeit. Im Anschluß daran kam



Familienfoto Fischer

ein Trupp Strafgefangener aus Königsberg in den Saal, die bei der Instandsetzung eines Jugendheimes durch die Firma Hermann Gresch, Rehhof, beschäftigt wurden. Zuletzt hatte die Gutsverwaltung Gr. Watkeim einen Trupp Erntearbeiter, 20 deutsche Soldaten, im Saal untergebracht. Es waren die letzten. Die Zeit verlief, und von der Front kamen ungünstige Nachrichten. Es wurde von Flucht gesprochen, was ich nicht glauben wollte, aber es wurde Wahrheit. Das Jahr 1945 kam heran, und wir mußten uns zum Flüchten vorbereiten. Der Wagen wurde hergerichtet und zweimal beladen und ebenso oft ausgeladen. Pferde standen zur Verfügung. Die Hauptstraßen waren oftmals mit Flüchtlingswagen so verstopft, daß an ein Weiterkommen nicht zu denken war. Ich entschloß mich, mit meiner Frau auf dem Fahrrad die Flucht zu unternehmen. Wir kamen auch gut vorwärts, den ersten Tag bis Weißenberg. Hier trafen wir einige Gendarmerie-Beamte und berieten, wie es weiter gehen sollte. Am 21. Januar verließ ich mit meiner Frau Dietrichsdorf morgens um 4 Uhr, nahmen Abschied von allem, was uns **so lieb und teuer** war, auf **Nimmerwiedersehen**. Unser Fluchtweg ging über Weißenberg, Eisenbahnbrücke Dirschau, Meisterswalde Richtung Danzig. In Wiesental (Danzig Land) fanden wir eine schöne Unterkunft. Uns wurde die Wohnung einer Familie übergeben, die schon vor einiger Zeit geflüchtet war und nicht mehr zurück erwartet wurde. Hier war noch alles vorhanden, was man brauchen konnte. Betten, Wäsche, Kleider usw. Lebensmittel auch noch genug. Hier erkrankte ich sehr schwer an Hämorrhoiden und mußte eine Woche im Bett bleiben und hätte keinen Marsch machen können. Nahe an diesem Wohnhaus vergrub ich meine ganzen Urkunden und wichtigen Papiere in einer Kalkgrube, die leer war in einer Ecke. Ich packte die Sachen in zwei große Weckgläser, machte ein tiefes Loch in eine Ecke und schob die Gläser hinein, scharfte das Loch zu. Ich machte mir aber eine Skizze davon in meinem Notizbuch, was mir bei meiner Entschädigung später als Beweis anerkannt wurde. Bei meinem Vorhaben bin ich von niemandem beobachtet worden. Aus diesem Quartier mußten wir bald raus. Es kam der Befehl, alles nach Oberbuschkau in den Wald, da sind die Unterstände gebaut, in die wir einziehen sollten. Dies war eine große Täuschung für

uns alle. Wir konnten dort nicht bleiben und wurden dann in der großen Schule untergebracht. Die Schule bot uns etwas Schutz vor Artilleriebeschuß. Die Russen standen direkt vor Oberbuschkau. Deutscherseits waren ein Leutnant und 30 Mann zur Verteidigung zur Stelle. Diese Tapferen hielten 3 Wochen die Russen zurück, trieben sie raus aus Buschkau. Es war an einem Sonntag, da lag schwerer Artilleriebeschuß auf dem Dorf. Wir alle saßen im Keller, um Schutz zu haben. Da kam der gute Leutnant zu uns gerannt und sagte laut: „Alles raus nach Unterbuschkau, wir können uns nicht mehr halten, wir müssen zurückgehen, rettet euch, wie ihr könnt“, was wir auch taten. Hier verloren wir unser letztes Hab und Gut. Wir mußten auch aus Unterbuschkau heraus und wurden im Nachtmarsch weiter nach Danzig geleitet. Von den Verteidigern waren auch schon einige verwundet, und es waren nur noch wenige, die uns helfen konnten. Wir kamen nur durch einen Spalt von 100 mtr. von den Russen durch, weil es dunkle Nacht war. Das Dorf, in dem wir dann Unterkunft fanden, habe ich vergessen. Am nächsten Morgen wurde weiter marschiert, und wir erreichten den Ort Straschin, Prangschin. Hier bekamen wir Unterkunft im Hause des Ortsgruppenleiters. Er bat meine Frau, sie sollte ihm doch den Haushalt leiten, es war ein gutes Angebot, aber nicht lange. Wir hatten zu Essen und zu Trinken. Auch trafen wir hier den guten Leutnant von Oberbuschkau. Ich feierte hier meinen Geburtstag. Der Leutnant organisierte einige Flaschen Wein, und wir waren alle in guter Stimmung. Der Herr Leutnant schenkte uns bei seinem Fortgang ein kleines schönes Bett, das wir nach Bodenteich mitbrachten. Die Frau unseres Quartierwirtes war schon 8 Tage vor uns nach Dänemark geflüchtet. Der Hauswirt besaß eine große Dampfmühle. Die Schuppen und Ställe waren hoch mit Getreide angefüllt. Ein guter Griff für die Russen. Ein großes Zimmer seines Hauses war mit Kleidern aller Art ausgefüllt. Aber wir durften uns nichts davon aneignen. Auch er hat alles stehen und liegen lassen müssen, wie er uns sagte, als wir uns vor Danzig trafen. Wir mußten weiter durch das brennende Danzig, weiter über die Weichsel nach Nickelswalde, wo wir bei einer Fischer-Familie auf einer kleinen Tenne Unterkunft fanden. Stroh war genug vorhanden, wir machten uns ein gutes Lager und lebten hier 14 Tage. Fische gab es genug zu essen. Vor Nickelswalde links der Weichsel hatten wir uns in einem Ziegenstall einquartiert. Es war warm drin, und es war gut so. In diesem Ort lag auch der Hof des Gauleiters Forster, der von russischen Fliegern angegriffen und zum Teil zerstört wurde. Die Felder waren hier mit Flüchtlingswagen, Omnibussen und Heeresgut aller Art besät. In Nickelswalde erreichte uns der Befehl: Alle Flüchtlinge diesseits der Weichsel werden nach Dänemark gefahren. Verpflegung wurde empfangen, und wir wurden mit Wehrmachtlastwagen in der Nacht an die Weichsel gefahren. Von hier wurden wir in zwei Leichtern nach Hela, an die 30 km auf dem Wasser, gefahren zu einem großen Frachter, der weit in See stand. Wir mußten auf einer Strickleiter an 10 mtr. hoch auf das Schiff klettern. Tornister auf dem Rücken. Meine Frau kam gut hinauf, was bald ein Wunder war, und ich kam auch gut nach oben, was mir doch ein bißchen Angst machte. Unser Gepäck wurde mit einer Winde heraufgezogen. Wir fanden trotz dem großen Durcheinander unser Gepäck schnell, es stand vor uns. Das Schiff wurde mit 5.000 Menschen beladen. Wir kamen tief nach unten in einen großen Raum. Es kamen noch 100 Gendarmeriebeamte dazu. Brot, Margarine, Butter waren genug vorhanden, Schwimmwesten ganze Berge. Die Überfahrt nach Dänemark dauerte 4 Tage und 4 Nächte, wir kamen gut an. Wir kamen dort in ein großes amerikanisches Fabrikgebäude, was noch nicht ganz fertig war. Es war für so viele Menschen noch eine ganz gute Unterkunft. Wir machten uns ganz bequeme Strohlager, es herrschte Ordnung und Sauberkeit. Die Verpflegung war, solange unsere Wehrmacht dort war, ausrei-

chend. Als sie fort mußten, waren die Dänen für solche Massen nicht vorbereitet. Es wurde allmählich besser, als die Küchen von unseren Leuten betreut wurden. Sehr viele Männer wurden auch von den Dänen zur Arbeit in die Stadt geholt. Sie wurden dort gut gepflegt und brachten von der Verpflegung oftmals etwas ins Lager mit. Das Lager war so groß, daß wir auch gut gehen konnten. Das Leben im Lager war bis September 1945 sehr vielseitig, Theater, Tanz und Konzerte wurden gegeben. Auch konnten wir mit Urlaubskarte in die Stadt gehen. Haben kleine Einkäufe mit unserem Geld gemacht, alles, solange die deutsche Wehrmacht in Dänemark war. Nachdem nahmen die Kaufleute unser Geld nicht mehr. Anfang Oktober 1945 wurde das Lager aufgelöst, es war keine Heizung darin. Wir wurden truppweise mit dem Schiff durch den großen Belt nach Jütland in ein Lager nach Rye gebracht. Die Baracken waren vordem von der deutschen Wehrmacht bewohnt. In den Stuben standen große eiserne Öfen. Es lag viel Baumaterial herum, damit wurden die Öfen geheizt. Die Verpflegung wurde allmählich besser. Der Aufenthalt hier auch schöner. Das Lager war 1200 Morgen groß. Da konnte man sich schon müde machen. Hier wurden Schulen eingerichtet und Schulzwang eingeführt. Lehrer waren genügend da. Auch Ärzte waren genug da, hier war ein großes Krankenhaus vorhanden. Auch eine Baracke wurde als Kirche hergerichtet und Gottesdienst für beide Konfessionen abgehalten. Ebenso wurde der Gottesdienst im Freien in einem großen Tal abgehalten. Es war manchmal viel Volk hier versammelt, bei Sonnenschein ein herrlicher Platz. Zum Baden standen zwei größere Seen zur Verfügung, die recht viel benutzt wurden. Im Jahre 1945 - Herbst - erkrankte ich an **Gesichtsrose** und kam in ein Krankenhaus in Kopenhagen, wurde dort behandelt und sollte nach 16tägigem Aufenthalt gesund entlassen werden. Ich fragte den Arzt, ob ich mich rasieren könnte, was er wohlwollend bejahte. Ich tat es, aber mit kaltem Wasser. Nach ungefähr einer Stunde warf mich Schüttelfrost und Fieber wieder zurück ins Bett. Der Arzt wurde an mein Bett gerufen und war erschrocken, als er mich sah. Ich wurde mit mehreren Decken bedeckt, mein Gesicht schwoll so sehr, ich konnte ein paar Tage nicht sehen. Ich bekam eine Blutübertragung, die letzte, die im Krankenhaus vorhanden war. Es bildeten sich Eiterbeulen und gingen auf, und es floß eine Menge Eiter heraus. Der Arzt meinte, ich würde es nicht wieder bekommen, was nicht ganz zutraf, ich bin noch öfter an Gesichtsrose erkrankt, aber nur leicht, ein letztes Mal in Bodenteich 1949. Ich wurde von Dr. Ritscher behandelt. Bei dieser Gelegenheit lernten wir uns kennen und achten, und ich bin bis heute sein Patient. Die Langeweile zu überwinden halfen Theater, Kino, Gesang an Abenden, Vorträge, Tanz im Freien usw. Alle Sorgen waren dann vergessen. Bekleidung war auch genügend vorhanden (schwedische Uniformen). Für Ordnung war auch gesorgt. Polizei wurde aufgestellt und deren Anordnungen mußten befolgt werden. Ich selbst war auch so ein Ordnungshüter. Eine weiße Binde am Arm, was wollte man noch mehr? Als Lohn für diesen Dienst gab es Verpflegungszulage und eine Mehrbeachtung. Ich habe so manche Nacht am Verpflegungsraum Wache gestanden und die Sterne funkeln sehen. 3 ½ Jahre im Lager wurden ertragen. Im Frühjahr 1948 wurde ein großer Teil der Bewohner von Rye nach Oxeböl (?) verlegt. Dieses Lager war mit vielen Steinhäusern erbaut und für ca. 10.000 Menschen bewohnbar, alles in bester Ordnung. Von Oxeböl wurden wir Ende November 1948 nach Deutschland zurückgeschickt. Dänemark wurde von den Flüchtlingen geräumt. Wir wurden in Uelzen am Bahnhof ausgeladen. Unseren Reichtum, den wir uns erworben hatten, bekamen wir mit. Wir wurden im Lager Bohldamm untergebracht. Räumlich war alles so leidlich gut. Aber Schlafgelegenheit unglücklich. Die Strohsäcke waren fast ohne Stroh, nur Häcksel, Verpflegung war ganz gut. Die Weihnachtszeit verlebte ich im Lager. Meine Frau

war bei Angehörigen in Stöcken aufgenommen. Uns holte bei Ankunft im Lager meine Tochter für einige Tage nach Stöcken, darüber freute ich mich sehr. Wir wurden noch einmal verlegt und zwar nach Feyendorf in ein stillgelegtes Gasthaus. Im Februar wurde wieder ein Teil von Feyendorf nach Bodenteich (Muna) gebracht, wo Munitionshallen zu Wohnräumen ausgebaut waren. Wir freuten uns alle, jeder mit seiner Familie alleine ein Dach über dem Kopf zu haben. Bis zu diesem Lager wurden wir gepflegt, nun hieß es, sich selbst zu versorgen. Ganz wenig Geld und **keine** Arbeit. Es war alles nicht so leicht mit 57 Mark, davon noch 7 Mark Miete, Rest zum Leben. Einen Ztr. Kartoffeln hatte ich noch aus Feyendorf mitgebracht. Alles ? Als wir nach Bodenteich (Muna) eingewiesen waren, wurden uns von der Kreisverwaltung zwei neue Eisenbettgestelle mit Strohsock und Stroh, zwei Stühle und ein Tisch übergeben, bezahlen brauchte ich dafür nichts. Wie reich ich mir vorkam, einen Tisch und zwei Stühle zu besitzen. Hier wohnte ich 12 Jahre. Ein Holzschuppen wurde uns auch zugeteilt. Darin richtete ich mir eine Bastelkammer ein und fand darin meine ganze Zufriedenheit. Ich habe von früh bis spät viele einfache Hausgeräte hergestellt, ein jeder freute sich darüber. Einiges wird bis heute noch gebraucht. Am 12. März 1949 verstarb meine gute Mutter in Berlin. Ich konnte an der Beerdigung nicht teilnehmen, ich hatte kein Geld zur Reise. Holz lag genug im Wald herum. Wir haben fleißig davon gesammelt und einen guten Vorrat angeschafft. An meinem Holzschuppen hatte ich ein kleines Gärtchen. Ich pflanzte Birkenstämmchen herum, die prächtig wuchsen. Auch ein Holunderbusch fehlte nicht. Da saß ich im Sommer in seinem Schatten mit Freunden, und wir tranken ein Fläschchen Bier. Ich habe auch manchmal darunter geschlafen. Vor meinem Wohnfenster hatte ich ebenfalls ein kleines Blumengärtchen und eine Laube. Die Laube wurde von einer Forsythie umrankt und blühte im Frühjahr mit gelben Blüten. Zwei ganz süße Rhabarberstauden standen auch darin. Ich freute mich über das wenige, was ich besaß, sehr, es ging immer weiter. 1949 kauften wir uns ein Damenfahrrad. Ich hatte noch Reichsmark aus Dänemark mitgebracht und konnte sie in DM umtauschen und hatte so 800 DM und bezahlte davon für das Fahrrad gleich 170 DM. Auch konnte ich mir ein Rundfunkgerät kaufen, das ich bis heute im Besitz habe, und das sich gut bewährt hat. Im Juni 1961 wurden wir aus den Baracken in neu gebaute Wohnhäuser eingewiesen, wo ich eine schöne 3-Zimmerwohnung, Küche, Bad, Bodenraum und Keller, erhielt, die ich auch schon bereits 8 Jahre bewohne. Der Umzug wurde vom Sozialamt bezahlt. Ich erinnere mich, daß wir 130 vollgestopfte Säcke mit zerkleinertem Holz mitbrachten, so habe ich 8 Jahre kein Brennholz neu beschaffen brauchen. Auch konnten wir uns ein Wohnzimmer neu ausstatten mit Sofa, 2 Sesseln, Tisch, Leuchter und einem Teppich und im Flur einen Läufer. 1965 ließen wir uns Fernsehen anlegen, das wir ungefähr vier Jahre benutzten und dann wegen Unzuverlässigkeit abschafften. 1969 erstanden wir einen Kühlschrank und eine Doppelkochplatte, unsere Wohnung ist genügend bestellt, und wir sind zufrieden. Miete brauchten wir in den ersten Jahren nur 80 DM zu zahlen, später wurde sie erhöht.

Meine dritte Ehe mit Cäcilie König, Tochter des Müllermeisters Herrmann König und seiner Ehefrau Gertrud, Christiane, Luise geborene Kehler, wohnhaft in Zduny, Kreis Krotoschin. H. Kö. Geb. am 1.1.1862 in Zduny, Mutter 16.11.1876 in Berlin.

Meine zweite Frau Laura geb. Schwarz verstarb am 25.4.1954. Ich lebte 4 Jahre alleine und wurde 78 Jahre alt. Ich entschloß mich, noch einmal zu heiraten. Ich wurde bekannt mit Frä. Cäcilie König, die mit ihrer Mutter auch in der Halle 19 wohnte. Wir lernten uns kennen und beschlossen, uns zu verheiraten. **Meine zweite Frau Laura** verstarb im Krankenhaus in Ebsdorf. Der Tod ist im Standesamt Ebsdorf bekundet. Die Tote wurde mit Leichenwagen von Ebsdorf nach Bodenteich gebracht

und dort auf dem Friedhof beerdigt. Da Pastor Endemann verhindert war, mußte Pastor Hederdorf die Beerdigung vertretungsweise vornehmen.

Meine dritte Ehe mit Frl. Cäcilie König haben wir am 29. April 1958 im Standesamt Bodenteich geschlossen und wurden am gleichen Tage in der St. Petri Kirche getraut. **Pastor Fabich**. Wir haben in unserer jetzt 11jährigen Ehe so manchen schweren Arbeitstag erleben müssen. Meine Frau erkrankte in dieser Zeit dreimal, wurde in das Landeskrankenhaus in Lüneburg eingewiesen und jedesmal 6 Wochen dort behandelt. Mir wurden 40 DM an Rente für jeden Monat abgezogen (Krankenhauspflege), bekam aber 50 DM Pflegegeld vom Sozialamt angewiesen. Im Jahre 1961 wurden wir in eine Neubauwohnung Kampen 1 a eingewiesen, 3 Zimmer, Küche, Bad usw., dies ist jetzt unsere Wohnung, und wir sind mit allem, was wir haben, zufrieden. Gegenüber unserer Wohnung liegt die örtliche Badeanstalt, die jetzt beheizt wird. Meine jetzige Frau, die ganz gut schwimmen kann, ist 1968 zweimal täglich schwimmen gegangen, ein schöner Sport. Bodenteich ist nun unsere zweite Heimat geworden, vielleicht auch unsere letzte. Vom Jahre 1949 an bin ich bei Dr. Bödcher täglich, auch wochenlang, beschäftigt worden. Er hat mich damals bei unserer kleinen Rente durch Arbeitsverdienst unterstützt und mich immer liebevoll behandelt. Ich habe an seinem Tisch mitessen müssen und er hat manchmal selbst Essen in meine Wohnung gebracht. Für das alles kann ich ihm nur dankbar sein.

Mein Sohn Otto

Im Jahre 1965 verstarb mein Sohn Otto ganz plötzlich, 51 Jahre alt, an einem Herzanfall. Er kam vom Arzt nach Hause, der ihn für ganz gesund gehalten hat, setzte sich und verstarb. Er hatte das Brunnenbau- und Schmiedehandwerk bei Meister **Senkbeil** in Riesenburg erlernt, wurde Soldat (Flackartillerist), blieb bei der Truppe, brachte es zum Wachtmeister, machte den spanischen Bürgerkrieg mit und kämpfte in der Legion Condor 1 ½ Jahre und kam wieder nach Deutschland zurück. Ein schöner Orden aus Gold und 7.000 Rentenmark waren sein Lohn. Seine erste Ehe wurde geschieden. Er heiratete zum zweiten Mal und lebte in dieser Ehe zufrieden in Nürnberg. Er arbeitete in einer Ofenfabrik, zuletzt bei Konsum. Er wollte sich immer ein eigenes Wohnhäuschen bauen, was er in der Zeit auch ausführte. Es hat aber sehr viel Mühe und Arbeit gekostet. Er wohnte am anderen Ende von Nürnberg. Nach Feierabend fuhr er in seinem kleinen Wagen mit seiner Frau zum Bauplatz und schaffte dort bis in die letzten Abendstunden, und so den ganzen Sommer hindurch. Es wurde ein ganz nettes Anwesen mit schönem Obst- und Gemüsegarten. Er selbst durfte es nicht lange bewohnen und sich daran freuen. Er verstarb ganz unerwartet vor seinen Angehörigen, und alle Mühe war zu Ende. Er wurde auf dem Friedhof von Nürnberg beerdigt. Die Tochter, meine Enkeltochter, ist als gesundes großes Mädchel herangewachsen und als Sprechstundenhilfe tätig. Meine Schwiebertochter hat eine Rente, und mit täglich zur Arbeit gehen erhält sie ihren Haushalt. Sie ist immer guten Mutes und mit ihrem Schicksal zufrieden. Als Otto zum letzten Mal 1965 mit Frau und Tochter uns in Bodenteich besuchte, wollte er seiner Tochter die See zeigen. Sie fuhren an die Holsteinische Ostseeküste und blieben dort eine Woche und kamen nach Bodenteich zurück. Von hier ging es dann wieder nach Hause. Keiner von uns ahnte, daß es diesmal auf Nimmerwiedersehen mit meinem Sohn sein würde. Es war eben so bestimmt und mußte ertragen werden. Nun ruht er schon 4 Jahre in kühler Erde, mag ihm die Erde, in die er gebettet ist, nicht schwer werden. Dein Vater

Mein Vorleben als Bauer und Soldat habe ich in den vorstehenden Blättern geschildert. Meine Kinder und Enkelkinder können über das Leben ihrer Eltern und Vorfah-

ren nachdenken und sich ein Urteil bilden und selbst danach leben. In meiner langen Lebenszeit hat es auch manche schweren Tage und Stunden gegeben, die ertragen werden mußten. Der gnädige Gott hat über alles, was auf mich zukam, seine schützende Hand über uns gehalten und mich ein so hohes und gesundes Alter erleben lassen. In meinem langen Leben habe ich trotz Flucht aus der Heimat nicht hungern und frieren müssen und habe uns wieder Brot und Wohnung gegeben. Wir können dafür nur dankbar und zufrieden sein. Hier in Bodenteich verlebe ich mit meiner lieben Frau meine letzten Tage mit Zufriedenheit. Wenn wir Langeweile haben, fangen wir an zu singen. So gut es geht einen **Choral** und dann ein **Marschlied** sowie ein Schullied. Dann gehen wir um 9 Uhr zu Bett.

Choräle

Großer Gott wir loben dich
So nimm denn meine Hände
Harre meine Seele „Wie könnt ich ruhig schlafen“
Lobe den Herrn

Marschlieder

Als wir zum letzten Male gezogen in das Feld
Bei Sedan wohl auf der Höhen
Ich hatt einen Kameraden
Argonnerwald, die Luft ist so blau und das Tal ist so grün

Schullied

Was frag ich viel nach Geld und Gut
Ich hab mich ergeben
Üb immer Treu und Redlichkeit, Josef Olschewski
Im grünen Wald, dort, wo die Drossel singt
Der Mai ist gekommen
Oh, wie ist es kalt geworden
Weißt du, wieviel Sterne stehen an dem großen Himmelszelt
(dieses Lied hat mein Vater oft mit uns Kindern gesungen)
Am Holderstrauch
Das Wandern ist des Müllers Lust
Preisend mit viel schönen Reden, ihrer Länder Wert und Zahl
Schier dreißig Jahre bist du alt, hast manchen Sturm erlebt,
hast, wenn die Kanonen geblitzet, mich immer so treulich beschützt,
das hast du Mantel getan
Wir lagen manche liebe Nacht

Meine lieben Kinder und Enkel, ich möchte Euch an die schönen und frommen Worte, die einst unser Reichspräsident und Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg und Beneckendorf an das deutsche Volk gerichtet hat, erinnern: „Das schönste Gut, das unser Schöpfer in die Seele eines Menschen gelegt hat, **ist die Vaterlandsliebe**, die ein jeder in seinem Herzen als Geschenk des Höchsten tragen sollte.“

Meine lieben Kinder und Enkel! Ich selbst habe die Vaterlandsliebe mit Stolz in meinem Herzen getragen, meinem deutschen Vaterlande **treu** und **redlich** gedient. Wenn ich meine Augen schließen werde, dann im festen Glauben an Gott, meinen Kaiser, und mein deutsches Vaterland. Unser Vaterland wird einst wieder groß und schön in der Welt dastehen und Ihr als freie Menschen darin leben dürfen. **Darüber walte Gott.** Ende.

Eine Großfamilie in Güldenfelde, Krs. Stuhm/Westpreußen

Auch unter Kaiser Wilhelm II., als die Familien im Durchschnitt mehr Kinder hatten als heute, war das nicht alltäglich: ein Ehepaar mit 21 Kindern!

Julius Wilhelm Boettcher und Johanna Auguste Deutschendorf heirateten 1896. Im folgenden Jahre kam Hedwig, ihr erstes Kind, zur Welt. Die junge Mutter war damals erst 20 Jahre alt. Danach wuchs die Familie Boettcher schnell, fast Jahr für Jahr, bis 1920 die Zwillinge Irma und Meta als letzte Kinder geboren wurden. Zwei Mädchen starben schon als Kleinkinder, aber elf Mädchen und acht Jungen wuchsen heran und leben zum Teil heute noch.

Bis 1916 bewirtschaftete die große Familie einen Hof in Thiergartfelde im Kreis Marienburg, dann zog sie einige Kilometer weiter nach Güldenfelde im Kreis Stuhm. Der dort erworbene Hof war bis 1945 der Mittelpunkt des Familienlebens. Die vielen Boettchers waren natürlich im weiten Umkreis recht bekannt. Fotos aus jenen Jahren zeigen eine fleißige, erfolgreiche, fröhliche und musische Familie. Die Söhne Julius und Alfred waren im Reiterverein aktiv. 1936 interviewte ein Mitarbeiter des Reichssenders Königsberg das kinderreiche Ehepaar Boettcher und stellte es in einer viertelstündigen Reportage den Hörern vor.

Sohn Gustav wanderte 1929 nach Argentinien aus und starb dort in den dreißiger Jahren. Im zweiten Weltkrieg fielen zwei Söhne in Rußland, einer gegen Kriegsende in Danzig. Die Eltern Boettcher starben kurz nacheinander im Jahre 1944. Tochter Erna wurde 1945 in die Sowjetunion verschleppt und starb in einem Lager am Ural. Die überlebenden Geschwister Boettcher verschlug es in alle vier Besatzungszonen. Vier, später fünf Geschwister fanden sich in Hattingen an der Ruhr zusammen, wo heute noch Ida Ehlert geb. Boettcher (90), Hanna Boettcher (85) und Meta Boettcher (76) wohnen. Eine weitere Schwester, Irma Linsel geb. Boettcher (76), lebt heute in Kassel.

Am Muttertag 1936

Rundfunk besuchte Mutter von 21 Kindern

Zeitfunksprecher Waldemar Kuckuck unterhielt sich mit Frau Böttcher - Güldenfelde

Am vergangenen Sonntag, dem Tag der deutschen Mutter, war der Reichssender Königsberg wieder einmal ganz in unserer Nähe. Der Intendant Pg. Dr. Lau hatte in der „Stunde lieber Volksgenossen“ kinderreiche Mütter der Provinz Ostpreußen gebeten, sich für ein Gespräch mit der Zeitfunkabteilung des Reichssenders Königsberg am Muttertag zur Verfügung zu stellen. Eine ganze Reihe braver, ostpreußischer Mütter meldeten sich. Die kinderreichste von diesen war die Frau Böttcher aus Güldenfelde, Kreis Stuhm. Eigentlich rechnete sie schon gar nicht mehr damit, daß der Rundfunk sie noch besuchen würde, denn es ging schon in den Vormittag hinein und Frau Böttcher ist eine Landfrau, bei der der Tag mit dem Morgengrauen beginnt. Sie war daher umso erstaunter, als ganz plötzlich ein brauner Wagen vor ihrem Gehöft hielt, dessen Insassen vom Rundfunk waren. Und nun ging alles sehr schnell vonstatten. Das Geplauder, das Zeitfunksprecher Waldemar Kuckuck mit der kinderreichen Mutter und ihrem Gatten entwickelte, war von erstaunlicher Frische, zeigte einen so natürlichen Charakter, wie man ihn sich bei einem Gespräch mit einer unverbildeten Bäuerin, die zugleich die schöne Aufgabe hatte, 21 Kindern das Leben zu schenken, nicht schöner denken kann.

Um 18 Uhr hörten wir diese Unterhaltung, und wir wurden mit der Familie Böttcher näher bekannt. Von den 21, die sie gebar, wuchsen 19 heran, 18 sind heute noch am Leben. Zum Teil hatten sie sich bei ihrer Mutter eingefunden und ihr Blumen und Geschenke zu ihrem Ehrentage überreicht. 59 Jahre ist sie schon alt, die Frau Böttcher, ihr Mann zählt 10 Lenze mehr. Beide sind frisch und gesund. Das mag wohl im wesentlichen an der täglichen schweren Arbeit liegen, die die Bauernfamilie stets verrichten muß. Da sind 30 Milchkühe zu betreuen, die Felder müssen beackert werden, der Geflügelhof verlangt seine Bewirtschaftung, kurz, es bleibt kaum ein Stündchen zum Sichgehenlassen übrig. Wenn man bedenkt, daß unter diesen schweren Voraussetzungen Frau Böttcher ihre hohen Mutteraufgaben erfüllte und ein mustergültiges Erziehungswerk leistete, dann erst kann man die Größe dieser deutschen Frau ermessen.

Kinder machen Sorgen und je mehr sie heranwachsen, desto umfangreicher wird auch das Sorgengebiet. Sorgen gab es, wenn eins der Kleinen krank wurde, und Tränen, als der Todesengel durch's Haus ging und zwei der lieben Kleinen in die Ewigkeit nahm. Sorgen bereitet die Erziehung der vielen Heranwachsenden. Nicht etwa, daß die Böttcher'schen Kinder einen Hang zum Schlechten in sich trugen, nein, doch die Erziehungsjahre sind jene, in denen der Mensch geformt werden muß, und das ist nicht immer ganz leicht. Mag es manchmal ein energisches Wort gegeben haben, an der Mutter hängen die 18 Kinder doch mehr als an dem Vater. Und Herr Böttcher nimmt ihnen das nicht übel, wir hörten es aus seinem Ausspruch: „Mutter ist eben Mutter“.

„Wie sieht es nun bei ihnen aus, wenn ihre Kinder an ihrem Geburtstag oder Festtagen nach Hause kommen?“ - Wir hatten diese Frage von Waldemar Kuckuck erwartet. Die Antwort ist zunächst ein Schmunzeln, das über die Gesichter der beiden Alten huscht, und dann erzählt Vater Böttcher, daß auch er Kinder gerne hat und daß es dann wohl so an die 40 sind, die um den großen Familientisch herumsitzen. Das ist ein fröhliches Treiben auf dem geräumigen Bauernhof; die eigenen Kinder und die Enkel beim munteren Spiel beisammen. So ist es nämlich: Die älteste Tochter hat auch schon acht Kinder, von denen die ältesten bereits älter sind als die jüngsten der Frau Böttcher.

Mit Stolz erzählt dann der betagte Vater von seinen Söhnen. Sie sind alle tüchtige Kerle geworden. Einer ist gerade beim Militär. Der Herr Hauptmann und der Herr Feldwebel sind mit ihm zufrieden und haben ihm angeraten, seine Militärzeit freiwillig zu verlängern. Wenn die Vorgesetzten sich über seinen Sohn anerkennend aussprechen, dann kann Vater Böttcher nichts anderes, und er freut sich, daß sein Sohn ein guter Soldat ist.

Fünfzehn Minuten lauschten wir der Unterhaltung des Zeitfunksprechers mit den beiden Böttchers. Während dieser Zeit fühlten wir ein Stück von dem Glück dieser kinderreichen Familie, erlebten, wie eine deutsche Mutter ihren Kindersegen als Gnade Gottes empfindet und waren dem Rundfunk dankbar, daß er uns am Muttertage eine Begegnung mit dieser deutschen Frau schenkte.

**Bilder der Familie und des Hofes Böttcher in Güldenfelde,
Kreis Stuhm/Westpr.**

von Heinrich Glozat



Eltern Julius
Wilhelm und
Johanna
Böttcher
1920



Töchter
Frieda, Erna,
Herta und
Ida. 1920



Familienfoto
1925
Es waren
nicht mehr
alle Kinder
im Hause



Die Großeltern
Julius und
Johanna
Böttcher
1940



Das Wohnhaus in
Güldenfelde



Der
Pferdestall

Die
Scheune



Schweine-
stall,
Speicher
und Remise



Bei der
Feldarbeit
- Rüben
verziehen -



Wäschebleiche an der Sorge

Erinnerungen an die Kindheit in Baumgarth

Vor einiger Zeit schenkte mir unser Landsmann Heinz Seifert eine Federzeichnung von der Sorgebrücke bei Baumgarth im Kreis Stuhm, mit dem darunter liegenden Wehr. Ich bin auch ein Baumgarther Kind und erinnerte mich beim Anblick des Bildes an eine in der Nähe erlebte Geschichte.

Ich muß so um 4 oder 5 Jahre alt gewesen sein. Es war damals üblich, daß die Weißwäsche auf einer Wiese gebleicht wurde. Bleichmittel, die es heute gibt, waren damals völlig unbekannt. Meine Mutter packte die zusammengelegten Tischdecken und Bettwäsche in den Wäschekorb, und mit meiner ältesten Schwester Carmen und unserem Hausmädchen Hanna Knöller ging es los in Richtung Sorge. Wir wohnten im Schulhaus, gegenüber der Kirche auf dem Berg. Der Weg durch das ganze Dorf bis zur Sorge führte am Kriegerdenkmal und an Hildebrands Sägemühle vorbei. Hanna Knöller wohnte im Haus fast gegenüber der Molkerei Fritz, und dort wurde eine Pause eingelegt.

Ich wollte und sollte auch mit zur Bleiche gehen. Mein Vater bewaffnete mich dafür mit einer langen Haselnußrute. Denn schon auf dem Weg zur Sorge mußte ich mehrmals Gänse zur Seite treiben. Sie versperrten uns gerne den Weg. Ich soll mich dabei auch sehr mutig angestellt haben; mit der langen Rute, sie war bestimmt doppelt so lang wie ich groß war, muß ich wohl auch respektinflößend ausgesehen haben.

Die Sorgebrücke war erreicht. Und wie schon immer hatte ich mächtigen Respekt vor dem über das Wehr herabstürzenden Wasser. Damals war mir überhaupt nicht klar, wie dort über Jahre unentwegt das Wasser mit Getöse dahinfließen konnte.

Wir bogen vor der Brücke rechts an der Sorge entlang ab, bis wir die von Hanna ausgesuchte Wiese erreichten. Die Wäsche wurde ausgebreitet und immer wieder von Hanna und Carmen mit der Gießkanne besprengt. Die Sonne trocknete sie, und so wurde sie toll weiß. Ich wurde einige Meter abseits der Wäschestücke postiert, sollte Gänse vertreiben, falls sie sich der Wäsche näherten. Viel lieber hätte ich mir ja am Sorgeufer die Zeit vertrieben. Es war unwahrscheinlich heiß an diesem Tage, die Sonne schien unbarmherzig vom blauen Himmel.

Doch was nun geschah, hatte ich einerseits erhofft. Ich wollte ja auch hier unter Beweis stellen, wie mutig ich bin! Auf der anderen Seite war mir überhaupt nicht klar, wie sich eine große Gänseschar verhalten würde.

Es müssen ca. 20 oder mehr fauchende Ungetüme gewesen sein, die geradewegs auf mich zukamen. Die Ganter unter ihnen sollten besonders gefährlich sein. Mir war aber plötzlich so, als bestünde die ganze Schar aus Gantern! Gefährlich streckten sie plötzlich alle ihre langen Häse gegen mich aus! Trotz der Haselnußrute und lautem Geschrei gelang es mir nicht, die Bösewichter aufzuhalten. Mir war jetzt schon so, als gehörte den Gänsen die Wiese und als wollten sie uns deshalb vertreiben! Sie waren schon so nah, daß sie mir in Hose und Beine zwickten. Ich schrie, so laut ich konnte und steckte in großer Not!

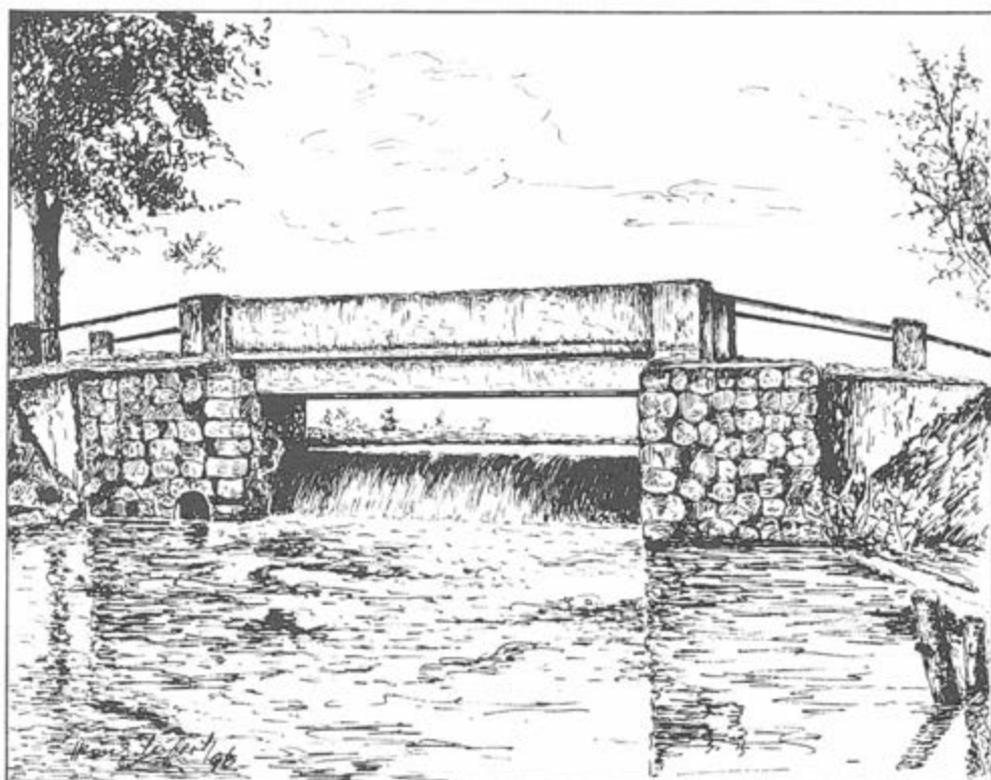
Zum Glück tauchten nun Hanna und Carmen auf. Sie trieben die Gänse lauthals zurück und befreiten mich so aus dieser prekären Situation. Von nun an war ich wieder Herr der Lage und konnte mit meiner Rute weiter die Wäsche verteidigen. Die Gänse zogen sich aber immer nur einige Meter fauchend zurück. Neu formiert wiederholten sie ihre Angriffe. Ich glaubte nun, daß sie doch vor einer Rute Respekt be-

kommen hatten. Hanna und Carmen konnten fortan ohne Störungen die Wäsche versorgen.

Nach einigen Stunden ging es heimwärts. Die Wäsche hatte die notwendige Weiße. Stolz berichtete ich meinen Eltern, wie ich die Gänseschar von der Wäsche ferngehalten und wesentlich dazu beigetragen hatte, daß die Wäsche sauber, ohne die geringsten Gänse Spuren, nach Hause kam!

Heute, nach ca. 66 Jahren, steht dieses Erlebnis, durch das Bild von der Sorgebrücke wachgerufen, wieder wirklichkeitsnah vor mir.

Joachim Heldt



Sorgebrücke bei Baumgarth

Federzeichnung: Heinz Seifert, Baumgarth

Die Brücke über den Grenzfluß "Sorge" verbindet nicht nur die beiden Kreise Stumm und Preußisch Holland miteinander, sondern auch die Provinzen Ost- und Westpreußen.

Auch sie gehörten zum Stadtbild

Zu den liebenswerten Bewohnern unseres Städtchens Stuhm gehörten nicht nur überwiegend freundliche Menschen, sondern in meiner Kindheits Erinnerung tauchen auch einige Hunde auf, die das Stadtbild auf ihre Art bereicherten.

Zunächst einmal hatte der Bäckermeister Gustav Busch immer einen prachtvollen Schäferhund. Und dieser Schäferhund hieß aus Tradition immer Prinz, auch wenn ein altgedienter Prinz das Zeitliche gesegnet hatte und ein junger, neuer Prinz seinen Platz einnahm. Buschens Prinzen waren immer meine Freunde. Nicht nur, weil ich ihnen ab und zu einen besonders leckeren Knochen bringen durfte. Die Prinzen vom Bäcker Busch waren freundlich, kinderlieb und schön. Sie durften auch mit Gustav Busch in seinem schönen Segelboot über den Stuhmer See flitzen.

Prinz war bei aller Gutmütigkeit Herrscher in seinem Revier, dem Marktplatz. Etwas weiter, in Richtung Vorschloß, saß vor der Haustür von Tucher - Bierniederlage der Brauerei Ponarth und Betrieb der Tankstelle - ein großer, schwarzer Hund namens Achilles. Auch er bei aller Kraft sehr gutmütig. Nur in Richtung Marktplatz sollte er nicht trotten, denn dann wurde aus den zwei harmlosen Hunden Prinz und Achilles ein unversöhnliches Feindespaar. Die beiden fielen so alle paar Wochen übereinander her, um ihre Reviere abzustecken und ihre Kräfte zu messen. Für uns Kinder erschien der Zweikampf dieser beiden Hunde wie ein Gemetzel, doch sind Hunde bekanntlich beim Kämpfen klüger als Menschen und hören auf, wenn sich einer als besiegt zu erkennen gibt. Der schwarz-zottelige, aber immer mit recht gepflegt glänzenden Locken ansehnliche Achilles bekam dann irgendwann eine weibliche Nachfolge. Sie hieß Priska und war genauso so groß und schön wie Achill.

Der dritte Vierbeiner, der - zumindest am Marktplatz - gern vor der Haustür saß und seine Freundlichkeit demonstrierte, war der Jagdhund von Rechtsanwalt Burg, der am Markt seine Kanzlei hatte. Tasso hieß das Tier, und es war immer wieder erfreulich, wenn Tasso brav die rechte Pfote hob, wenn man auf ihn zuging und sehr deutlich „Guten Tag, Tasso“ sagte. Pfote geben, das konnte natürlich auch der Prinz vom Bäcker Busch, aber Prinz reagierte nur auf „Gib Pfote!“ und nicht auf „Guten Tag“. Immer hinter einer sicheren Tür waren die - zumeist auf Terry hörenden - Hunde beim Fleischermeister Schmidt zu bemerken. Sie bewachten den Hintereingang zum Bismarckplatz und steckten bissig ihre Schnauze durch eine kleine Öffnung in der Tür, wenn man zu dicht daran vorbeiging. Vor Terries hatten wir immer höllischen Respekt, was aber der allgemeinen Hundeliebe keinen Abbruch tat.

Martin Teschendorff

Wer der Tiere und Pflanzen Freund,
ist meistens auch nicht der Menschen Feind.

Günther Krieger

Der Stuhmer Marktplatz

als er noch Mittelpunkt unserer Heimatstadt war - von Siegfried Erasmus

Heute möchte ich in Gedanken einmal einen Rundgang um den Marktplatz unternehmen, wie er sich in meinen Kindheitserinnerungen darstellt.



Südseite

Gleich neben meinem Elternhaus, Gerichtsstraße 2, begann unser Markt und zwar mit dem Textilkaufhaus Neff, Nr. 7. Es war das größte Kaufhaus der Stadt, und die Geschäftsräume zogen sich über zwei Etagen hin. Wir Kinder erwarteten sehnsuchtsvoll jedes Jahr die Schaufenster-Dekoration zu Weihnachten. Die großen Schaufenster waren einige Tage zugehängt, und wenn die Vorhänge zum 1. Advent fielen, drückten wir uns die Nasen an den Scheiben platt. Es war eine Märchenlandschaft aufgebaut, und die vielen Figuren bewegten sich sogar. Die Hexe lockte Hänsel und Gretel ins Pfefferkuchenhaus, der böse Wolf nickte Rotkäppchen freundlich zu, und die 7 Zwerge arbeiteten eifrig für ihr Schneewittchen. Und zwischen all dem bunten Treiben fuhr eine elektrische Eisenbahn, was zur damaligen Zeit eine besondere Sehenswürdigkeit war.

Als nächstes Haus - Nr. 8 - schloß sich die Bäckerei Busch an. Der Bäckermeister hatte (wie auch meine Eltern) einen Garten am Ufer des Hintersees und dort ein Ruderboot, welches auch zum Segeln geeignet war, am Ufer liegen. Er hat mich manchmal zum Segeln mitgenommen, was besonders Spaß machte, wenn es sehr stürmisch war und das Boot wie ein Pfeil über die Wellen dahin glitt.

Das Haus Nr. 9 war die Bäckerei Wermter; so lagen zwei Bäckereien direkt nebeneinander und hatten beide ihr gutes Auskommen.

Das Haus Nr. 10 war das Milch- und Feinkostgeschäft von Frau Else Dornio. Als Kinder gingen wir morgens mit der Milchkanne dorthin, und sie trug in das Heftchen, das wir bei uns hatten, die Liter Milch ein, damit sie am Monatsende bezahlt werden konnten. Ihr Mann war Kriegsversehrter des 1. Weltkrieges und ging am Stock. Das Ehepaar hatte zwei Kinder, „Mausi und Bubi“. Der Junge ist als Flugzeugführer über



Westseite

England gefallen, Eleonore (Mausi) lebte nach dem Krieg mit der Mutter in Berlin, wo letztere fast 100 Jahre alt wurde.

Dann kam das Haus Nr. 11 von Uhrmacher Johann Preuß und Frau. Sie hatten drei Töchter u. einen Sohn, welche auch zu unseren Spielgefährten am Markt gehörten.

Danach kam Nr. 12 mit der Fleischerei Stehlau (Strogalski).

Das Haus Nr.13 gehörte Albert Schmidt, auch Porzellan-Schmidt genannt, da auch in Stuhm dieser Name nicht gerade Seltenheitswert hatte. Er war ein eifriger Angler; von seinem Garten mit Bootshaus am Hintersee ruderte er hinüber zum „Swinarek“ (der Schweinebucht), wo die besten Hechte und auch Aale gefangen wurden.

Dann kam mit Nr. 14 die Volksbank, früher Vereinsbank-Stuhm. Bankvorsteher war Herr Friedrich Heller, ein liebenswürdiger älterer Herr, der sehr darunter gelitten hatte, daß der einzige Sohn gleich Anfang des Krieges gefallen war.

Mit den Haus-Nummern 15, 16 und 17 beginnt die Ostseite des Marktes von Süden her. Es waren Mehrfamilienhäuser, in einem davon hatte Frl. Mende (Montschkowski) ihr Hutgeschäft. Dann kam die Nr. 18, das evangelische Pfarramt, wo Pfarrer Jablonski wohnte. Daran schloß sich ein schmaler Durchgang zur Peter-Mogge-Straße an. Das Haus Nr. 19 hat für mich besondere Bedeutung, denn hier wurde ich geboren, als meine Eltern die spätere Konditorei Rahn von 1926-1931 gepachtet hatten. Man kann es als Ironie des Schicksals ansehen, daß dieses Haus das Inferno der Feuersbrunst am Markt 1945 überstanden hat, ebenso wie mein Elternhaus Gerichtsstraße 2. Es existieren Fotos, da steht es einsam und aufrecht inmitten der Trümmerlandschaft, wie auch die Südseite des Marktes, an der Gerichtsstraße beginnend, vollkommen niedergebrannt ist. Das Haus Nr. 20 war ein größeres Gebäude, in welchem sich auf der linken Seite die Drogerie Stenzel (Stanischewski) befand. Im Mittelgang ging es hinauf zu den Praxen von Dr. Vogel und Zahnarzt Ehlenberger. Letzterer war auch ein begeisterter Angler und hatte sein Boot ebenfalls am Garten am Hintersee. In der rechten Seite des Hauses befand sich das Geschäft



Nordseite

von Horst Schmidtke, Fahrräder- und Rundfunkgeräte-Handel. Mit der Nr. 21 und Nr. 22 folgten das Zigarrengeschäft Boldt und die Gastwirtschaft Lewandowski.

Gehen wir nun hinüber zur Nordseite, wo sich in Nr. 23 das Büro der Getreide- und Futtermittelhandlung Düwel & Brekau befand; Geschäftsführer war Herr Erich Brock. Im Hause Nr. 24 wohnte Topfermeister Willi Plotzki. Dann kam mit Nr. 25 das Gebäude der Kreissparkasse, gefolgt von dem großen Doppelhaus Nr. 26. Hier befand sich links das Tabakwarengeschäft von Fritz Behrendt (Central-Hotel). In der Mitte war der Eingang zu den Capitol-Lichtspielen, Inhaber H. Klepper. Hier haben wir viele schöne Filme gesehen. Wenn sie nicht jugendfrei waren und die HJ-Streife uns wegschickte, gingen wir nach oben in den Vorführraum. Die Filmvorführer waren uns meistens gut bekannt, und wir konnten die Filme dann von dort aus sehen. Daß uns die Technik auch sehr interessierte und wir beim Filmwechsel oder Nachstellen der Kohlen behilflich sein durften, sei nur nebenbei erwähnt. Auf der rechten Seite des Hauses befand sich das Lebensmittel-Geschäft Thams & Garfs. Im Hause Nr. 27 war die Eisenwarenhandlung Albat, und den Schluß der Nordseite bildete die Drogerie Samatin.

Die Westseite des Marktes begann mit dem Haus Nr. 1 „Stuhmer Sortimentslager“, Textilien und Kurzwaren von Paul Baumgart. In der Nr. 2 befand sich das Frisörgeschäft Richard Teschendorff (Mularski). Er war auch Kreishandwerksmeister. Hier ließ ich mir im Juli 1944, bevor ich zum Wehrdienst eingezogen wurde, die Haare kurz schneiden. Zum Abschied bekam ich von Herrn Teschendorff sogar noch einen Rotbart-Rasierapparat geschenkt. Das Haus Nr. 3 gehörte Herrn Paul Block, Kolonialwarengeschäft und Gastwirtschaft. Daneben befand sich die Fleischerei Paul Schmidt, nach dessen Tod von Fleischermeister Erich Behr übernommen. Nun kommt das Haus Nr. 5, Buchdruckerei Albrecht, Buch- und Papierwarenhandlung, wo auch die Stuhmer Zeitung herausgegeben wurde. Vor diesem Haus stand der Gedenkstein für den Segelflug-Pionier Ferdinand Schulz. Im letzten Haus Nr. 6 war bis Ende der 30-er Jahre die Gastwirtschaft Paul Klingenberg, nach dem Umbau 1937/38 war hier das Gesundheitsamt eingezogen. Diese Marktseite ist 1945 voll



Ostseite

kommen zerstört und nicht wieder aufgebaut worden, so daß der Marktplatz sich jetzt bis zum früheren Bismarckplatz erstreckt.

Damit möchte ich meinen, in Gedanken durchgeführten, Rundgang um den Stuhmer Markt beenden. - Den Mittelpunkt bildet auch heute noch die evangelische Kirche, in der ich getauft und konfirmiert wurde. Auch spielten wir Kinder hier oft „Eck um Eck“, wobei es in schnellem Laufschrift rund um die Kirche ging. Zwischen der Nordseite des Marktes und der Kirche fand regelmäßig der Wochenmarkt statt, wo die Erzeugnisse der heimischen Landwirtschaft feilgeboten wurden. In der Pilz- und Blaubeerzeit im Sommer waren die Trottoirplatten vor der Kirche blau gefärbt, denn es ging beim Verkauf, der in Litermaßen erfolgte, oft einiges daneben. Auch fand hier zweimal jährlich der Jahrmakrt statt, auf den wir Kinder uns immer besonders freuten.

Wie schon erwähnt, ist die Westseite des Marktes vollkommen verschwunden, ebenso die Südseite und die Ostseite bis auf die ehemalige Konditorei Rahn. An der Nordseite ist nur noch das Gebäude der Kreissparkasse und das Kino stehen geblieben. Die Baulücken wurden, bis auf die Westseite, im Einheits-Stil der Aera der Nachkriegszeit geschlossen.

Der Stuhmer Marktplatz ist nicht mehr das, was er einmal war: das Zentrum eines liebenswerten, intakten Gemeinwesens, welches leider nur noch in unserer Erinnerung fortleben kann.

Unsere Heimat bleibt uns Aufgabe und Verpflichtung

Blick vom Katholischen Kirchturm Richtung Wargels und Wasserturm



vor 1945



nach 1945



Conditorei - bis 1931 Paul Erasmus, dann Rahn - 1945 nach der Zerstörung ist das Haus Nr. 19 als einziges stehen geblieben.



Die evangelische Kirche mitten auf dem Markt-
platz

10 Verkehrsgebote für Fußgänger

Aus: Heimatkalender des Kreises Stuhm 1932

1. Geh immer rechts!

Fahrzeuge fahren rechts; denn sie wollen sich gegenseitig nicht stören. Fußgänger wollen das auch nicht. Drum halte dich auf der Straße immer rechts.

2. Geht nicht in Reihen auf den Bürgersteigen!

Andere Leute sind auch noch da, die vorwärts kommen wollen. Sie haben es vielleicht eiliger als ihr, und wenn alle Leute in Reihen gehen, kommt niemand mehr vorwärts.

3. Überschreite Straßen nicht schräg, sondern senkrecht!

Wenn du die Straße schräg überschreitest, siehst du von links kommende Fahrzeuge nicht, drum geh, besonders bei Kreuzungen, in senkrechter Richtung über die Straße.

4. Beim Überschreiten der Fahrbahn: zuerst die Augen links, dann die Augen rechts!

Bis zur Mitte der Straße droht Gefahr von links: daher die Augen links. Von der Mitte ab droht Gefahr von rechts: daher die Augen rechts.

5. Erst sehen, dann gehen!

Trittst du an Stellen, wo du nicht gesehen wirst und nicht sehen kannst, plötzlich auf die Fahrbahn, können Fahrzeuge nicht so rasch bremsen. Dir und dem Auto droht Gefahr.

6. Achte an Straßenkreuzungen auf einbiegende Fahrzeuge!

Gehst du auf die Fahrbahn, sieh nach links zurück; einbiegende Fahrzeuge gefährden dich. Kraftwagen, die einbiegen, winken mit dem Winker, Fahrzeugführer ohne Winker mit dem Arm.

7. Lauf nicht dicht vor Fahrzeugen vorbei!

Immer glückt es nicht, noch an dem Fahrzeug vorbeizukommen. Wenn du dabei stolperst und fällst, ist das Unglück da. Das scharfe Bremsen geht oft nicht gut aus.

8. Immer mit der Ruhe!

Kommt ein Fahrzeug bedrohlich nahe, bleib einfach stehen. Spring nicht hin und her. Dann weiß keiner mehr, wo er hin soll. Nur Ruhe hilft.

9. Hänge dich nicht an Fahrzeuge!

Du willst dir dein Leben damit leicht machen, gefährdest es aber. Wenn du fällst, kannst du leicht von nachfolgenden Fahrzeugen überfahren werden.

10. Die Straße ist kein Spiel- und Prügelplatz!

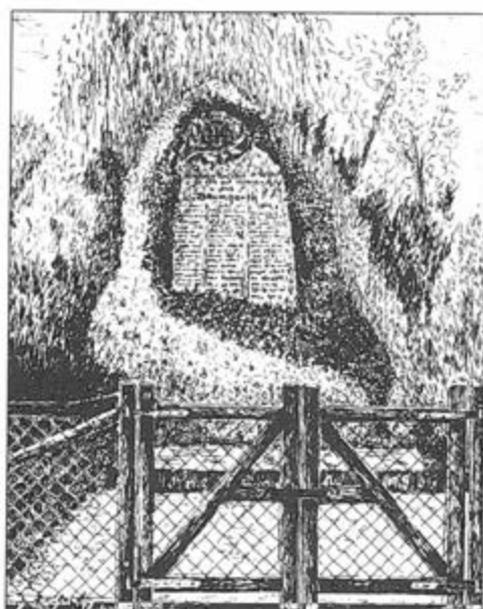
Jungens spielt, prügelt euch nach Herzenslust überall, nur nicht auf der Fahrbahn! Die Fahrbahn ist für Fahrzeuge da, nicht für spielende, nicht für prügelnde Kinder.

Denkmäler im Kreis Stuhm/Westpreußen

Federzeichnungen von Heinz Seifert



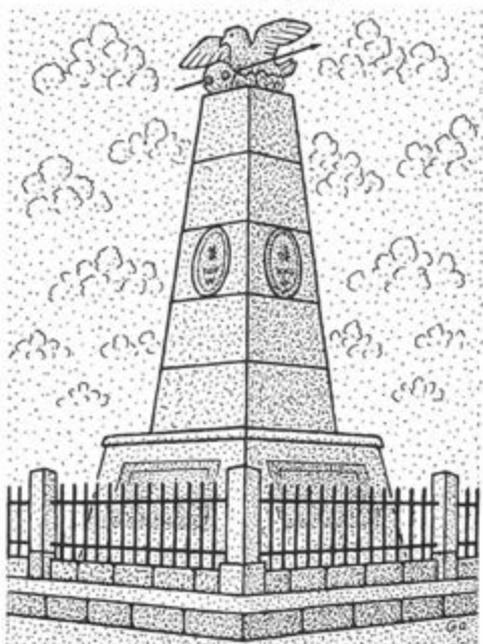
Kriegerdenkmal 1914 - 1919
in Altmark



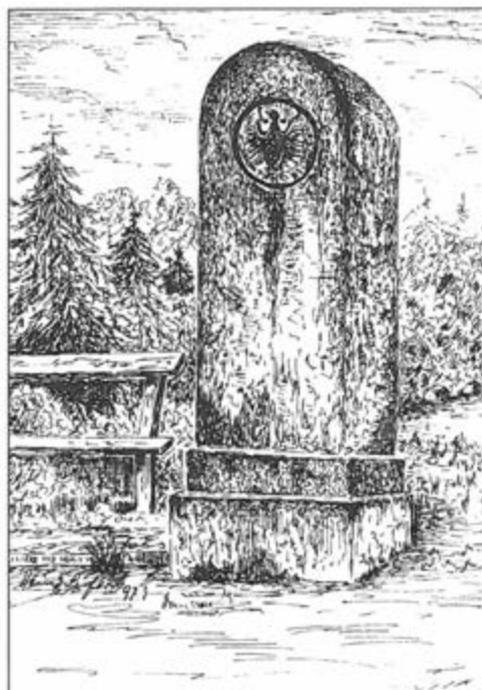
Kriegerdenkmal 1914 - 1919
in Baumgarth



Kriegerdenkmal 1914 - 1919
in Braunsvalde



Kriegerdenkmal 1914 - 1919
in Christburg
Zeichnung von Arno Gabriel



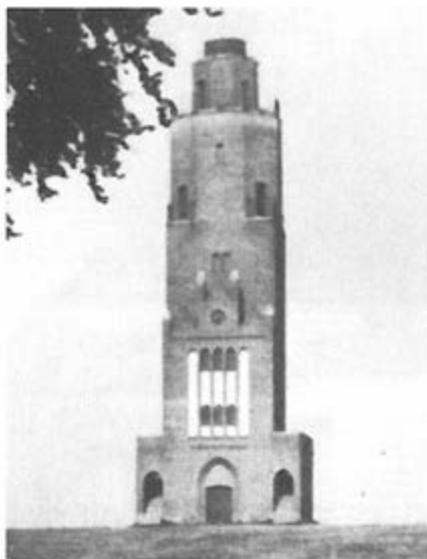
*Kriegerdenkmal 1870 - 1871
in Konradswalde*



*Kriegerdenkmal 1914 - 1919
in Konradswalde*

An dieser Stätte
segnete der Pfarrer Friedrich Hartwich
zu Lichtfelde
seine Söhne Fritz und Wilhelm
als sie in den Befreiungskriegen 1813/15 als
Freiwillige zu den Waffen griffen.
Hier bewillkommneten sie ihre theuren Eltern,
liebe Verwandte und Freunde
nach blutig errungenem Frieden.
Zur Erinnerung von der Familie erneuert
im August 1873.

*Gußeiserne Tafel an der Hartwichs-
buche auf dem Waldberg in Lichtfelde*



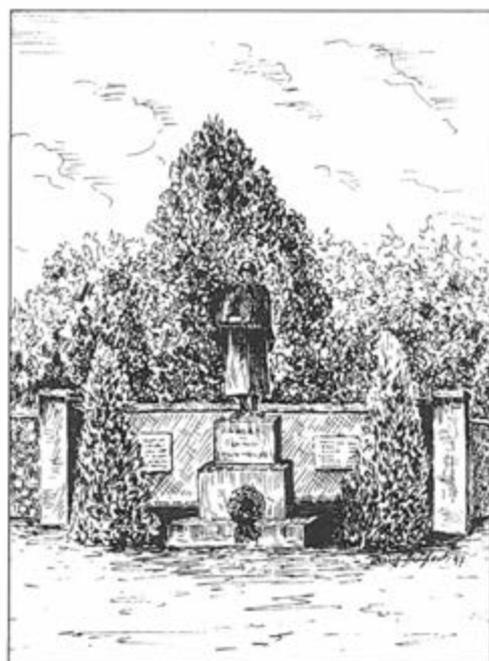
*Der Bismarckturm auf
dem Waldberg in Lichtfelde*



*Kriegerdenkmal 1914 - 1919
in Lichtfelde*



*Kriegerdenkmal 1914 - 1919
in Niklaskirchen*



*Kriegerdenkmal 1914 - 1919
in Pestlin*



*Kriegerdenkmal 1914 - 1919
in Posilge*



*Kriegerdenkmal 1914 - 1919
in Rehhof*



*Kriegerdenkmal 1914 - 1919
in Schönwiese. Die Namen der
Gefallenen sind nach 1945 entfernt worden.*



*Kriegerdenkmal 1914 - 1919
in Schroop*



*Kriegerdenkmal 1914 - 1919
in Stuhm*



*Westpreußenkreuz
Abstimmungsdenkmal in Weißenberg*



*Kriegerdenkmal 1914 - 1919
in Usnitz*



*Friedensstein 20.09.1635
in Stuhmsdorf*



*Ferdinand Schulz Gedenkstein
auf dem Marktplatz in Stuhm*

Die Deutschen im Auslande

Ihr Deutschen unter fremden Sternen,
In meergeschied'nen weiten Fernen,
Ihr sollt die Sprache nie verlernen,
Die wohllautreiche, starke, milde,
Die schönheitvollen Klanggebilde,
Die in des alten Lands Gefilde
Dereinst zu euch die Mutter sprach;
In euren Herzen tönt sie nach; —
Wer sie vergißt — dem Weh und Schmach! —
Die Sprache Shakespeares trägt der Brite —
Ich lob' ihn drum — wie seine Sitte
Getreu in fremder Lande Mitte;
Und Schiller soll vergessen sein? —
Ihr deutschen Männer rufet: „Nein!“
Ihr deutschen Frauen, stimmt ein,
Und eure Mädchen soll'n und Knaben
Als köstlichste von allen Gaben
Das Kleinod deutscher Sprache haben!

Felix Dahn.

* 1834 † 1912

Gilt das nicht auch für die Deutschen im Heimatland?

Die Stuhmer Feuersirene

Als ich im Mai 1994 unsere liebe kleine Heimatstadt Stuhm nach 50 langen Jahren - gemeinsam mit meinem Schulfreund Erwin Mania - wiedersah (siehe Bericht im Stuhmer Heimatbrief Nr. 47), entdeckten wir so manches Relikt aus alten Tagen. Zum Beispiel am Bismarckplatz neben der früheren Apotheke an einem eisernen Telegraphenmast: Dort hing doch wirklich noch der Schalltrichter der Feuersirene. Natürlich nicht mehr funktionstüchtig, nur noch mit einem Stückchen Schlauch daran. Sogleich kam die Erinnerung an das heisere Keuchen und Tuten dieses eigenartigen Signalgeräts. Genau weiß ich nicht mehr, wann Stuhm seine beiden Feuersirenen bekam; die eine zwischen Apotheke und dem Ausstellungsraum des Möbelgeschäftes Hundsdorff, die andere in der Nähe der Post. Es muß in den dreißiger Jahren gewesen sein, und diese technische Neuerung löste das zuvor so wohl-tönend zelebrierte Trompetensignal als Alarmierung der Feuerwehr ab. Die Trompete wurde nach meiner Erinnerung von Herrn Buchholz geblasen, der ja auch am 1. Mai morgens auf diesem Instrument den Wonnemonat zu begrüßen pflegte. Der Trompeter eilte durch die Stadt und blies ganz unterschiedliche Signale, je nachdem, ob es sich um ein großes, ein kleines, ein auswärtiges oder ein Feuer in Stuhm selbst handelte. Sein Nachfolger im Feueralarmtrompetenblasen war weniger musikalisch und brachte nie eine Melodie zustande, sondern nur einen klagenden Ton.

Doch nun hatten wir ja zwei Geräte zur Verfügung, die man heute sicherlich als HighTech bezeichnen würde: Unten an dem Eisenmast stand ein rotgestrichenes Holzgehäuse; darinnen hinter einer Glasscheibe ein Holzgriff. Wurde nun ein Schadenfeuer entdeckt, rasten zumeist jüngere Leute los, um die gute Gelegenheit zu ergreifen und die Feuertute zum Klingen zu bringen. Es war schon ein gewisser Spaß, die Glasscheibe zu zertrümmern. Dann mußte man mit sehr viel Kraft den Holzgriff stoßen und ziehen. Dadurch wurde Druckluft erzeugt, welche die Sirene zum Jammern brachte. Zunächst ergab der Kraftakt am Sirenengriff nur ein heiseres Husten. War aber ein kräftiger Mensch am Werk, ging das Gewimmer der Sirene bald in einen lauten und nie gleichmäßigen Ton über. Lange konnte das aber niemand schaffen. Doch alarmierte diese Sirene mit Sicherheit alle Feuerwehrmänner. Wir bewunderten immer den schnauzbärtigen Uhrmachermeister Kunick, der als erster mit Uniform, Helm und Feuerwehrbeil am Gürtel in Richtung Schützenstraße rannte, wo das Feuerwehrauto stand. Nachts klang unsere Stuhmer Feuersirene immer etwas unheimlich. Und für uns Kinder war das Ding von unglaublicher Anziehungskraft. Wenn die Feuerwehr längst mit dem unglaublich lauten Auto davongearast war, umstanden wir den Sirenenkasten. Die Mutigeren drückten und zogen auch noch mal an dem Griff, um der Sirene ein klägliches Geräusch zu entlocken. Viel kam dabei nicht heraus, denn - wie erwähnt - zur Erzeugung der nötigen Druckluft brauchte man schon die Kraft eines Mannes. Und in jenen Zeiten traute man sich auch noch nicht, geschriebene oder ungeschriebene Verbote zu mißachten. Natürlich verscheuchten uns Erwachsene, wenn wir mit dem Alarmgerät herumspielten.

Wir konnten uns damals ja nicht vorstellen, daß Stuhm einmal Fliegeralarme erleben würde. Für kriegerische Ereignisse waren unsere Feuersirenen nicht konzipiert. Aber als sich dann wirklich in den vierziger Jahren feindliche Flugzeuge auch in unseren abgelegenen Landstrich verirrt, wurde zunächst mit heulenden Handsirenen Alarm gegeben. Diese Sirenchen wurden auf Autos durch die Stadt gefahren und zumeist von Pimpfen in Gang gesetzt. In keiner Weise hielten sie einen Vergleich mit unseren einmaligen Feuersirenen aus.

*Martin Teschendorff,
Ringstraße 7, 94081 Fürstenzell
früher Stuhm, Markt 2*

Aus dem Heimatkalender des Kreises Stuhm 1931

Christburg

von Hermann Schultz-Königsberg

Der Kreis Stuhm birgt unter seinen Ortschaften ein Kleinod, das besonderer Beachtung wert ist. Es ist das Städtchen Christburg, das sich malerisch am Ufer des Sorgeflüßchens aufbaut. Überragt wird es vom Schloßberg, auf dem einst die im Jahre 1248 erbaute Ordensburg stand. Heute sind nur noch geringe Reste der Fundamente von ihr vorhanden. Auf dem gegenüberliegenden Hügel, nur durch eine Senke getrennt, erhebt sich die „Annenkapelle“, die bereits 1414 erstmalig erwähnt wird. An sonstigen Sehenswürdigkeiten birgt die Stadt die katholische Pfarrkirche „St. Katharinen“, die aus einer dreischiffigen Laienkirche, einem einschiffigen Presbyterium und der darunter befindlichen Krypta besteht.

Die evangelische Kirche ist erst in den Jahren 1791-92 erbaut. Von besonderem Interesse ist für den Besucher das „Reformatenloster“ - jetzt Altersheim -, das sich auf der Stelle des ehemaligen Ordenshospitals „Zum heiligen Geist“ erhebt. Im Südflügel des Klosters befindet sich die Kirche „Zum heiligen Geist“, die durch zahlreiche Malereien geziert ist. Sie besteht aus einer Vorhalle, dem Kirchenschiff und einer angebauten Kapelle. Ein Untergeschoß birgt eine Anzahl von Totenkammern mit zahlreichen mumifizierten Überresten der früheren Klosterangehörigen.

Hervorzuheben ist die wunderbare landschaftliche Lage der Stadt Christburg, die sich in einem weiten Tal und an den aufstrebenden Rändern desselben aufbaut. Wer den auf dem Schloßberg als Aussichtsturm neuerbauten Wasserturm besteigt, wird ein Bild von seltener Schönheit und Lieblichkeit in sich aufnehmen können. Der Blick von dort oben über das tief zu Füßen liegende Städtchen und die sich in weiter Ferne verlierenden bewaldeten Hügel ist namentlich im Frühling zur Zeit der Baumblüte von besonderem Reiz und lohnt allein schon den Besuch dieser idyllisch gelegenen Kleinstadt.

Das ist der Welt Lauf

Ein Schultheiß hat sein Amt jahrelang mit Treue und Fleiß verwaltet. Doch eines Tages wurde er abgesetzt, ohne daß jemand wußte, warum. Als er nun bald darauf in Geschäften über Land ging, kam er an einen Bach, der vom starken Regen so angeschwollen war, daß der Steg fortgeschwemmt worden war. Und wie er am Ufer hin und her irrte und fluchte, wie er hinüber gelangen könnte, stieß er auf einen Bauern, der dort Gras mähte, aber noch nichts von dem Abschied wußte. Der rückte alsbald die Mütze ein wenig und sagte zu ihm: „Herr Schultheiß, so Ihr gern hinüber wäret, will ich Euch wohl über das Wasser tragen.“ Dem Schultheißen war nichts lieber als das, da es ihn aus aller Not befreite. So sagte er ja und kletterte dem Bauern auf den Rücken. Wie sie nun in der Mitte des Baches waren, konnte er nicht anders und mußte dem Bauern sagen: „Lieber Bauer, du tust mir fürwahr einen recht großen Dienst! Wenn ich demnächst wieder im Amt bin, will ich deiner gedenken und es dir vergelten!“ Als aber der Bauer aufhorchte und fragte, ob er denn nicht mehr Schultheiß sei, mußte dieser antworten: „Nein, zur Zeit nicht.“ Da sah der Bauer, daß er seine Mühe verschwendet hatte und, indem er rief: „So soll ich mich mit dir Schelmen abplagen“, warf er den Schultheiß ins Wasser und eilte ans Ufer. Der arme, abgesetzte Schultheiß konnte nun nichts weiter tun, als sich mit großer Mühe aus dem Wasser ans Ufer zu retten. Und da der Bach reißend war und seine Kleider vom Wasser schwer, so wäre er um ein Haar ertrunken.

Zu nebenstehendem Bild:

Blick von Stuhm über den Barlewitzer See zum Gut Barlewitz

Der Stuhmer Stadtkern grenzt im Nordosten an den Barlewitzer See (Wargels See), auf dessen anderer Seite das Gut Barlewitz (Wargels) liegt. 1391-1447 wird Wargels der Ordenshof des Schlosses Stuhm genannt. Noch 1565 wird Wargels als Starostei-Vorwerk von Stuhm geführt.

Auf der Rückseite:

Parowe (Schlucht) bei Wengern

Diese landwirtschaftlich nicht nutzbaren Schluchten gab es in unterschiedlichen Größen an mehreren Stellen im Kreis Stuhm.

Farbaufnahmen: Ernst Logemann, Bremervörde

Texte: Heinz Richert, Menthen



